

VERGESSENE REICHE

Der Krieg der Magier

RATGEBER & REGENTEN

BAND III

Elaine Cunningham



VERGESSENE REICHE

Der Krieg der Magier

RATGEBER & REGENTEN

BAND 3

Elaine Cunningham

Autorin	Elaine Cunningham
Deutsch von	Ralph Sander
Lektorat	Guido Hoelker
Korrektorat	Oliver Hoffmann
Art Director, Satz und Gestaltung	Oliver Graute
Umschlagillustration	John Foster

ISBN 3-935282-71-0

Originaltitel: The Wizardwar

© der deutschen Ausgabe Feder&Schwert, Mannheim, 2003.

1. Auflage 2003.

Der Krieg der Magier ist ein Produkt von Feder&Schwert.

© 2002 Wizards of the Coast, Inc. All rights reserved.

This material is protected under the copyright laws of the United States of America. Any reproduction or unauthorized use of the material or artwork contained herein is prohibited without the express written permission of Wizards of the Coast, Inc.

Forgotten Realms and the Wizards of the Coast logo are registered trademarks of Wizards of the Coast, Inc., a subsidiary of Hasbro, Inc.

All Forgotten Realms characters and the distinctive likenesses thereof are trademarks of Wizards of the Coast, Inc.

U.S., CANADA, ASIA,
PACIFIC & LATIN AMERICA
Wizards of the Coast, Inc.
P.O. Box 707
Renton, WA 98057-0707
+1-206-624-0933

EUROPEAN HEADQUARTERS
Wizards of the Coast, Belgium
P.O. Box 2031
2600 Berchem
Belgium
+32-3-200-40-40



Visit our website at <http://www.wizards.com>
Feder & Schwert im Internet: <http://www.feder-und-schwert.com>

halruaa

Banditenwüste



Widmung

Für Peter Archer, der eine Engels-
geduld hat, dem aber für eine Hei-
ligsprechung noch zwei Wunder
fehlen

Eintrag ins
Königliche Buch des Wissens
am 22. Tag
des Mondes der roten Flut
im 73. Jahr
der Regentschaft Zalathorms

Wenn jedes Vieh ein Barde wäre, wäre jeder Metzger ein Verbrecher. Dieses Sprichwort der Jordaini erinnert daran, daß jede Geschichte von ihrem Erzähler geformt wird. Ich bin Matteo, der neu bestimmte Ratgeber König Zalathorms, ein Jordain, der geschworen hat, der Wahrheit, Halruaa und den herrschenden Magiern zu dienen.

Bis vor kurzem hätte ich gesagt, diese drei Herren sprächen mit einer Stimme. Doch nun rufen hundert Stimmen meinen Namen, alle verlockend und viele davon widersprüchlich. Sei dem, wie es sei, dies ist nicht die Zeit der Rückbesinnung oder des Philosophierens. Zu viele Aufgaben liegen noch vor mir, daher werde ich meine Geschichte kurz fassen.

Die Geschichte Halruaas beginnt in Netheril, einem alten Reich im Norden, das berühmt war für seine extravagante Magie. Ehe der Ruhm Netheril zum Verhängnis wurde, verließ eine Gruppe von Magiern ihr Heimatland und reiste weit bis in den Süden, um sich in einem wunderschönen Hafen niederzulassen, der von den Bergen und von der See geschützt wurde. An diesem Ort, Halruaa, haben wir die für Netheril so schädlichen Exzesse vermieden, indem Gesetze und Protokolle erlassen und zahlreiche Schutzmaßnahmen

ergriffen wurden. Die Jordaini, die Ratgeber der Magierherren, sind eine solche Schutzmaßnahme.

Wir sind ein Orden von Kriegerweisen, stark in Geist und Körper, dazu bestimmt, nie von Mystras Kunst erfüllt zu werden. Die Herrin der Magie hat uns kein Zaubertalent geschenkt, sondern uns statt dessen gegen Magie höchst unempfindlich gemacht. Wir Jordaini werden noch vor der Geburt erkannt, als Säuglinge von unserer Familie getrennt und in der Kunst der Kriegsführung sowie in der Geschichte unseres Landes unterrichtet. Mangels Magie können wir unsere Magierherren nur beraten, sie aber nie zum Handeln zwingen. Ebenso wenig kann ein Magier auf uns Einfluß nehmen. Die Geheimnisse, die uns anvertraut werden, kann man mit magischen Methoden weder uns entreißen noch manipulieren.

Die treuen Dienste der Jordaini werden zusätzlich durch Gesetze und Gebräuche gesichert. Wir können uns nicht von Ehrgeiz leiten lassen, da wir weder Land noch Titel haben. Uns sind Vorlieben untersagt, die den Verstand beeinflussen könnten, und es wird davon abgeraten, persönliche Bindungen einzugehen, die die Gefahr bergen, unsere Urteilsfähigkeit zu trüben. Zu den mächtigsten Wächtern über die Jordaini zählen die Bluthunde, Magier, die als Inquisitoren im Dienst der Azuth-Kirche dem Herrn der Magier huldigen.

Bluthunde erhalten Zauber und magische Gegenstände, die so mächtig sind, daß sie selbst die Widerstandskraft eines Jordain durchdringen können. Wenn ein Bluthund einen Jordain für dienstuntauglich erklärt, ist dessen Dienst been-

det. Wenn ein Bluthund behauptet, ein Jordain sei von Magie beschmutzt, ist dies sein Todesurteil. Es mag brutal klingen, doch das Vertrauen zwischen Magier und Ratgeber gestattet keine Zweifel.

Im vergangenen Frühling besuchte eine Bluthündin, die Elfe Kiva, das Jordaini-Kolleg. Sie fällte ihr Urteil über Andris, den vielversprechendsten aller Studenten der letzten Zeit. Sein »Ende« wurde auf der Stelle herbeigeführt. Doch die Bluthündin war eine Verräterin. Sie brachte Andris fort und nutzte ihre Stellung, um heimlich eine Armee magieresistenter Soldaten aufzustellen. Sie führte sie in Akhlaurs Sumpf, so benannt nach dem berüchtigten Nekromanten, der dort vor über 200 Jahren verschwand. Hier lauerte der Laraken, ein Monster, das sich von Magie ernährt. Meiner Meinung nach wollte Kiva ihn nicht vernichten, sondern auf das Land loslassen. Soweit ich das beurteilen kann, war es ihre Absicht, Chaos über die Magier Halruaas hereinbrechen zu lassen.

Kiva hätte damit Erfolg haben können, wäre da nicht eine junge Frau namens Tzigone gewesen, ein Straßenbalg, gänzlich untrainiert in der Kunst der Magie. Tzigone besaß ein ungeschliffenes Talent für Beschwörungen. Ihre Stimme war das Lockmittel, damit sich der Laraken von seiner magischen Nahrungsquelle entfernte: einer kleinen Quelle, die ihren Ursprung in einem Leck auf der Elementarebene des Wassers hatte. Was Tzigone angeht, so verläuft bei ihr allerdings kaum etwas so, wie man es erwarten sollte.

Tzigone rief den Laraken und hielt ihn in ihrem Bann, während wir Kämpfer ihn angriffen. Wir hätten das Unge-

heuer vernichten können, doch es entkam uns durch ein Portal, das auf die Ebene des Wassers führt und im nächsten Moment von Kiva an einen unbekannten Ort versetzt wurde. Diese Unternehmung überstieg jedoch ihre Kräfte bei weitem, und am Ende der Schlacht hing ihr Leben am seidenen Faden. Ich selbst brachte sie zum Tempel des Azuth und hoffte darauf, daß die Priester ihr Leben retteten und von ihr die Position des Portals erfuhren.

Kivas Leben wurde gerettet, aber sie entkam und konnte Verbündete um sich scharen, um einen erneuten Angriff auf Halruaa zu starten. Sie und die Elfen des Mhair-Dschungels plünderten den Spiegel der Herrin, einen azuthanischen Schrein und wahren Hort seltener Zauberbücher und Artefakte. Weitere magische Kostbarkeiten wurden für sie von einer Bande von Crinti zusammengetragen, den »Schattenamazonen« von Dambrath, Kriegerinnen und Nachfahrinnen menschlicher Barbaren und Dunkelelfen.

Auch wenn es mich schmerzt, dies niederzuschreiben, gehörte zu Kivas Verbündeten auch mein Freund Andris, der kurz nach dem Kampf in Akhlaurs Sumpf erfahren hatte, daß er entfernt mit Elfen verwandt ist. Wir Jordaini kennen keine Familie, und Andris war von der Aussicht, Verwandte zu haben, überwältigt. Vermutlich sah er deswegen in Kivas Aktionen Ehre, wo keine Ehre zu finden war.

Kiva muß in Kontakt zu Magiern aus den benachbarten Ländern gestanden haben, da ihre Pläne mit deren Aktionen Hand in Hand liefen. Auch wenn ich nur ungern den Gedanken äußern möchte, halruaanische Magier hätten ebenfalls mit ihr kooperiert, trugen die Aktionen Dhamari Ex-

chelsors, der sich mit Tzigone angefreundet hatte, eindeutig zu diesem Chaos bei. (Es sollte angemerkt werden, daß Azuths Inquisitoren Dhamari untersuchten und ihn nicht der Verschwörung mit Kiva für schuldig befanden.)

Während dieser Ereignisse suchte ich nach Kiva, da ich fürchtete, die Elfe könne das Portal öffnen und den Laraken entfesseln. Laut Andris, der wegen Verrats inhaftiert wurde, will Kiva den alten Nekromanten Akhlaur vernichten. Sie ist ihm auf die Ebene des Wassers gefolgt, rechnet aber nicht damit, von dort zurückzukehren.

Das jedenfalls schwört Andris. Ich wünschte, ich könnte ihm glauben. Für Andris war Kiva eine Märtyrerin, die ihr Leben gab, um jeden Rest von Akhlaurs finsterner Herrschaft zu vernichten. Ich habe Kiva beobachtet, und ich kann nicht glauben, daß aus soviel Haß und Boshaftigkeit etwas Gutes erwachsen kann.

Doch egal, wie die Wahrheit aussieht: Die ehemalige Bluthündin wurde geschlagen. Wieder war es Tzigone, die ihre Pläne durchkreuzte. Zwei Türen wurden mit der Magie geschlossen, die Tzigone gewirkt hatte: das Portal zur Ebene des Wassers und ein Schleier zwischen unserer Welt und dem Finsteren Feenhof. Während ich diese Zeilen schreibe, ist Tzigone in diesem dunklen, unbekannten Reich gefangen. Möge die Herrin Mystra Tzigone gewogen sein und ihr Kraft geben, um zu überleben, bis ein Weg gefunden worden ist, um sie zu retten!

Trotz unserer Siege und Opfer ließ sich die von Kiva ausgelöste Unruhe nicht leicht in den Griff bekommen. Die Crinti griffen in großer Zahl von Norden an, und die Kämp-

fer, die sich ihnen stellten, mußten sich zudem der Finsteren Feen erwehren. Eine Armee mechanischer Krieger wurde gegen die Königsstadt Halarahh geschickt.

Jeder einzelne dieser Gegner wäre mühelos zu schlagen gewesen, doch durch Kivas vorangegangene Aktionen war unsere Kraft begrenzt. Ein Teil des Militärs wurde an die Westgrenze entsandt, um gegen das Vordringen feindseliger Elfen vorzugehen. Als sich herumsprach, daß der Laraken geschlagen worden war, begaben sich viele wackere Magier und Abenteurer in Akhlaurs Sumpf, um dort nach dem Schatz zu suchen, den der Nekromant angeblich zurückgelassen hat.

Selbst der Jahreslauf verschwor sich mit Kiva, da im Frühsommer vor dem Einsetzen der Monsune die Piraterie ihren Höhepunkt erreicht. Die halruaanischen Schiffe setzen zu dieser Zeit Segel, um die Handelsschiffe und Küstenstädte zu bewachen, was viele unserer besten Kämpfer anderweitig bindet. Halruaa ist mächtig, doch seine Kräfte waren breit gestreut und wurden auf eine harte Probe gestellt.

Doch der überraschendste Schlag sollte noch kommen: Eine Invasionsstreitmacht aus Mulhorand überquerte die Berge im Osten und drang nach Halruaa vor, *ohne von der Magie des Landes entdeckt zu werden!*

Zum ersten Mal seit fast einem Jahrhundert war es König Zalathorm, dem größten Hellseher des Landes, nicht gelungen, eine Bedrohung frühzeitig zu erkennen. Ich kann nicht in Worte fassen, wie gewaltig und verheerend dieser Schlag in den Köpfen der Halruaaner wirkte. Vielleicht hatte Kiva das geplant.

Es sollte noch schlimmer kommen: Eine von Kivas Verbündeten und die Schöpferin der mächtigen mechanischen Armee war Königin Beatrix, die zutiefst geliebte Gemahlin Zalathorms.

Meine Bewunderung für König Zalathorm ist grenzenlos; dennoch muß ich sagen, daß Beatrix seine größte Schwäche ist. Was immer sie auch einmal gewesen sein mag, sie ist nicht länger die Königin Halruaas. Sie ist von schrecklichem Leid innerlich und äußerlich gezeichnet und hat sich immer weiter aus der Welt zurückgezogen, um Zuflucht zu suchen in der Gesellschaft ihrer mechanischen Kreaturen, über deren Konstruktion sie wacht.

Zu Beginn des letzten Mondzyklus lief eine von Beatrix' Kriegerkonstruktionen auf einmal Amok. Ich bekämpfte sie und konnte sie besiegen, doch ein Arbeiter wurde getötet und etliche weitere verletzt. Während ich dem König Bericht erstattete, verschwanden die mechanischen Monster mittels Magie spurlos. Der Familie des Toten wurde die Wiedererweckung angeboten, die Verletzten wurden versorgt. Die Angelegenheit wäre in Vergessenheit geraten, wenn sich Tzigone nicht abermals eingemischt hätte.

Tzigone kann Stimmen sehr überzeugend imitieren und ein Publikum damit fesseln, worum sie von jedem Barden beneidet wird. In jüngster Zeit hat sie ihr Leben als Straßenkünstlerin hinter sich gelassen, um in die Rolle des Lehrlings eines Magiers zu schlüpfen, doch ihr vormals unstetes Leben hat andere, eher fragwürdige Fähigkeiten in ihr geweckt. Ihre Finger sind geschickt und flink. Sie tischt unterhaltsame Halbwahrheiten mit derselben Leichtigkeit auf, mit der

ein Behir Blitze speit. Sie bewegt sich wie ein Schatten, klettert wie ein Eichhörnchen und lächelt herablassend, wenn sie mit einem noch so sicheren Schloß konfrontiert wird. Nicht einmal die Schutzvorkehrungen und die Wachen im Palast konnten sie abschrecken.

Tzigone schlich sich in Beatrix' Werkstatt, und mittels einer magischen Statue zeichnete sie ein höchst beunruhigendes Gespräch zwischen der Königin und Kiva auf. Die Elfe kam zu Beatrix, lobte sie für ihre Bemühungen und nahm ihre Metallmonster mit, um sich auf den kommenden Kampf vorzubereiten.

Als Tzigone mir die Statue brachte, verlangte meine Dienstpflicht von mir, Zalathorm vom Verrat seiner Frau in Kenntnis zu setzen. Auf die Königin wartet nun ein Prozeß. Diese Tragödie machte zunichte, was ansonsten als einer der größten Triumphe Halruaas in die Geschichte eingegangen wäre.

Ja, ich fürchte, »zunichte machen« ist der richtige Ausdruck. Die Invasoren wurden zurückgeschlagen, das Wehr wurde faktisch und im übertragenen Sinne geschlossen. Doch die Königin ist des Verrats angeklagt. Auch wenn es niemand in Worte faßt, weiß jeder, daß König Zalathorm auch unter Anklage steht.

Wieso sollte der mächtigste Hellseher ganz Halruaas nicht sehen, was in seinem eigenen Palast vor sich ging? Doch wenn der König von den perfiden Plänen seiner Frau wußte, dann ist auch er schuldig.

Was aber, wenn er sie nicht sah? Wenn seine Macht möglicherweise geschwunden ist? Wußte er deshalb nichts von

der Invasion, bis die mulhorandischen Truppen halruaansches Gebiet betraten?

Überall in ganz Halruaa stellt man sich diese Frage. Wenn die Geschichte tatsächlich ein Kreislauf ist, werden mächtige und ehrgeizige Magier bald mehr tun, als nur zu flüstern. Seit fast drei Generationen hat niemand mehr Zalathorns Krone für sich beansprucht, und das Land hat in Frieden existiert. Doch in der Vergangenheit gab es in Halruaa schreckliche Konflikte, die aus Ehrgeiz geboren wurden, Kriege, in denen sich die Magier untereinander mit erstaunlichen kunstvollen und verheerenden Zaubern bekämpft haben.

Das bringt meine Geschichte zum Abschluß und zu einer weiteren Schutzfunktion, die wir Jordaini erfüllen. Wir sind die Wahrer der Geschichte und verbringen die ersten 20 Jahre unseres Lebens damit, jede Einzelheit der Geschichte Halruaas zu lernen. Die Geschichten über die Kriege der Magier sind die schreckenerregendsten. Ich bete täglich zur Herrin Mystra, daß wir Halruaaner aus jenen Lektionen gelernt haben und weise genug sind, um einen Krieg zu vermeiden.

Eine Tatsache jedoch beunruhigt mich: Wenn diese Gebete erhört würden, wären wir die ersten wirklich Weisen in der Geschichte.

PROLOG

In einem düsteren Moment in der fernen Vergangenheit Halruaas stand vor gut 200 Jahren ein schwarzer Turm am Rande eines uralten Sumpfs.

Käfige säumten die Wände der großen Halle, eines riesigen, kreisrunden Raums, der das gesamte Erdgeschoß des Turms für sich beanspruchte und viel größer war, als das Äußere aus schwarzem Marmor vermuten ließ. In diesen Käfigen befanden sich Gefangene, von denen einige frustriert umherliefen, während andere sich in ihrer Verzweiflung gegen die Gitter hatten sinken lassen. Ihre Schreie erfüllten den Turm und hallten wie Echos aus den schier unergründlichen Tiefen wider. Rot gekleidete Schüler gingen ihrer Arbeit nach und nahmen ihre Umgebung entweder nicht wahr oder kümmerten sich nicht darum.

In einem Käfig kauerte eine kleine, verschmutzte Frau, deren kurzes Hemd kaum die Narben bedecken konnte, die ihr bei wiederholten magischen Experimenten zugefügt worden waren. Sie starrte zwischen den von Zwergen geschmiedeten Gitterstäben hindurch, in ihren Augen schimmerte das Wissen um ihren sicheren Tod zu erkennen.

Einst war sie als Akivaria bekannt gewesen, eine stolze Elfe vom Clan des Blutroten Baums. Jetzt war sie nur noch Kiva, Gefangene und Lieblingsspielzeug des Nekromanten Akhlaur. Ihr Herz war an dem Tag gestorben, an dem der

Nekromant ihren Clan abgeschlachtet hatte, doch unerwartete Sturheit und Mut hatten sie am Leben erhalten. Sie hatte gar die Geburt des Laraken überlebt, eine Leistung, die sie selbst und den Menschen erstaunte, der sie folterte. Doch heute würde es endlich vorbei sein.

Kiva warf Blick auf das große ovale Glas, das in ihren Käfig gestellt worden war, ein Fenster in die Welt des Wassers und der Magie. Dahinter tobte ein furchterregendes Monster, ein Dämon, der aus der Urtiefe des Abgrundes auf die Ebene des Wassers gelockt worden war. Das Monster war doppelt so groß wie ein Mensch, so muskulös wie ein Zwerg und bestand aus allerreinstem Bösen, umgeben von machtvолlem Fleisch. Kiva kannte den Dämon gut – der Magier hatte ihn schon zuvor gefangen und gefoltert –, und die Erinnerungen an frühere Begegnungen mit diesem Feind erfüllten sie mit Angst und Abscheu.

Die gewaltigen Fäuste des Dämons schlugen lautlos gegen das Portal. Wie eine Meeres-Medusa war er von Aalen überzogen, die sich zuckend um seinen abscheulichen, asymmetrischen Kopf wanden. Ihre winzigen Reißzähne schnappten laut zu und bildeten einen krassen Gegensatz zu den stummen Schreien des Dämons. Akhlaur hielt den Dämon üblicherweise im magischen Limbus gefangen, bis der er Raserei nahe war. Kiva wußte nie, wann der Dämon in ihren Käfig platzen würde. Dieses ungewisse Warten war eine der schlimmsten Foltern des Nekromanten.

Kiva dachte an das Experiment, das für den Abend vorgesehen war und das sie nicht überleben konnte. Doch selbst die Gewißheit des nahenden Todes brachte ihr nur wenig

Trost. Die Freuden eines Lebens nach dem Tod lagen für sie in noch weiterer Ferne als der Traum, ein Messer in das Herz des Nekromanten zu jagen.

Kiva reckte den Hals und sah sich nach dem bevorzugten Spielzeug des Nekromanten um, einem blutroten Edelstein, in dem die Geister ihres Clans gefangen waren. Für Akhlaur war die Lebenskraft der Elfen eine Energiequelle, wie es für eine Küchenmagd tote Zweige waren, mit denen sie das Feuer an der Kochstelle anzachte. Für jeden von Akhlaurs Elfen war der Tod nur eine andere Form der Versklavung.

Der Edelstein lag nicht an seinem angestammten Platz, was bedeutete, daß Akhlaur und sein Laraken wieder auf der Jagd waren.

Eine langes, grelles Krächzen zerriß die herrschende Kakophonie. Kiva setzte sich auf und war schlagartig hellwach. In ihrem Geist keimte Hoffnung auf: Die steinernen Wächter waren erwacht!

Akhlaurs Turm wurde von untoten Armeen bewacht und von schrecklichen Fallen geschützt. Der Hunger des Laraken auf Magie bedeutete einen zusätzlichen Schutz vor dem Vordringen von Magiern. Nie zuvor war es jemandem gelungen, diese Verteidigungsanlagen zu überwinden und die beiden Gargylen zu wecken, die die Tür zum Turm bewachten.

Kiva sprang auf und schob die stumpfen, verfilzten Haare zur Seite, die einmal glänzend grün wie Jade gewesen waren. Sie klammerte sich an die Gitterstäbe und spitzte die Ohren, um die Kampfgeräusche wahrnehmen zu können. Ein ferner Lärm wurde allmählich lauter, bis er sich bis zu den steiner-

nen Lagerhäusern vorgearbeitet hatte, in denen der Nekromant die meisten seiner Gefangenen eingekerkert hatte. Das Herz der jungen Elfe machte einen Satz – viele von Ihresgleichen schmachteten in diesen Gefängnissen!

Sie hörte, wie die dicken Eichentüren zu den Lagerhäusern mit einem Geräusch zerbarsten, als führe ein Blitz in einen Baum. Ein Chor aus Elfengesängen brandete auf und wurde sofort wieder schwächer, als die Befreiten in die umgebenden Wälder flohen. Tränen der Freude liefen über Kivas Gesicht, auch wenn sie selbst keine Hoffnung hatte, gerettet zu werden.

Die Tore zum Turm flogen auf und schlugen krachend gegen die Wand. Zwei riesige Gargylen von ähnlichem Aussehen wie der Wasserdämon eilten in den Raum und bezogen zu beiden Seiten der Tür Stellung.

Nach einem Augenblick des ungläubigen Staunens bewaffneten sich die Schüler rasch mit Zauberstäben und Feuerball-Zaubern. Ein junger Mann beschwor einen karmesinroten Blitz und hielt ihn wie einen wurfbereiten Speer. Sogar der Turm selbst wappnete sich gegen den bevorstehenden Angriff. Grelle Feuerlinien schossen durch die Spalten zwischen den Marmorblöcken und sammelten Kraft, die sich in Geysiren aus unberechenbaren, tödlichen Flammen entladen würde. Steinerne Skulpturen erwachten zum Leben. Geflügelte Schlangen lösten sich aus den Deckenreliefs und schwebten dem Boden entgegen. Schwarze Marmorskelette schälten sich aus den Steinmetzarbeiten, die manche für Kunstwerke hielten.

Stille senkte sich auf den Turm herab, während die Ge-

fangen mit einer Mischung aus Furcht und Hoffnung den bevorstehenden Kampf erwarteten.

Hoch! Schnell!

Der stumme Befehl hörte sich in Kivas Geist wie ein Schlachtruf der Elfen an. Der überraschte Gesichtsausdruck der anderen Gefangenen verriet ihr, daß sie alle die Botschaft vernommen hatten. Die tonlose Stimme war von mächtiger Magie erfüllt, die frei war von der boshaften Belustigung des Nekromanten. Das reichte Kiva.

Die Hoffnung gab der Elfe Kraft. Sie machte einen Satz und bekam einen Querstab zu packen, holte Schwung und fand Halt mit den Füßen, dann zog sie sich hoch und klammerte sich weiter oben fest. Auch die anderen Gefangenen im Raum bemühten sich nach Kräften, in ihren Käfigen nach oben zu klettern.

Mitten im Turm entstand plötzlich eine dräuende graue Wolke, die wie ein gefangener Drache grollte, und im nächsten Moment prasselte heftiger Regen nieder. Das Wasser fiel mit einer solchen Gewalt, daß es Kiva nach unten zu reißen drohte. Doch sie hielt sich fest und kletterte höher, während sich ihre Mundwinkel zu einem ungewohnten Lächeln verzogen, als ihr die Strategie des Angreifers klarwurde.

Qualm stieg mit sengendem Zischen vom Boden auf, als das magische Wasser auf die wartenden Flammen des Nekromanten fiel. Die Schüler taumelten zurück, schrieten und warfen ihre magischen Waffen weg, da sie die Hände vor das Gesicht legen mußten, um sich vor dem aufsteigenden Dampf zu schützen.

Sofort wurde die Wolke zu einer riesigen eisblauen Schicht. Sie glitt wie die Umarmung eines Geistes über Kiva hinweg und tauchte dann in den Nebel ein. Der Qualm verwandelte sich in ein komplexes Geflecht aus Eiskristallen, das zu einer dicken, massiven Eisschicht wurde.

Steinerne und marmorne Giganten erstarrten, die Füße von Eis umschlossen und von der Magie verlassen, die sie animiert hatte. Eine der geflügelten Schlangen war noch nicht gelandet. Ihre Flügel erstarrten, als sie von der Eiswolke erfaßt wurden, und dann stürzte sie zu Boden, wo sie beim Aufprall auf den schwarzen Marmor in unzählige Stücke zerbarst.

Nur die beiden Gargyle waren unempfindlich gegen den Regen, der alles Magische vernichtete. Sie schlugen wie wild um sich, konnten sich aber nicht aus eigener Kraft aus der Eisfalle befreien.

Jemand anderes konnte das offenbar sehr wohl. Feine Risse entstanden im Eis um sie herum, und dann erhoben sich die steinernen Monster auf kleinen Eisstücken in die Lüfte, als stiege ein gewaltiger Sultan auf einem winzigen fliegenden Teppich empor. Noch immer um sich schlagend wurden sie durch das geöffnete Tor hinausbefördert, wo sie mit donnernder Endgültigkeit auf ihrem angestammten Platz abgesetzt wurden.

Kiva ließ sich auf den Boden des Käfigs fallen, obwohl er unter ihren Füßen eiskalt war. Rasch sah sie sich nach weiteren Verteidigungsvorrichtungen um.

Einige Magierschüler waren tot, ihre Leichen waren von einer dicken Eisschicht überzogen. Andere waren in knö-

cheltiefem Eis gefangen, manche schrieten vor Schmerz, manche hatte bereits der Schock ereilt, und sie blieben stumm. Ein junger Magier war geistesgegenwärtig genug gewesen, sich über dem Nebel zu halten. Er saß jetzt auf den Schultern eines Marmorskeletts und starrte verständnislos auf ein schlaffes, karmesinrotes Seil in seiner Hand. Es war alles, was von seinem Blitz noch übrig war. Eine Schülerin Akhlaurs stand mit weitaufgerissenen Augen auf halber Höhe der Wendeltreppe und riß hektisch an den kleinen Zweigen, die aus ihrem Zauberstab gewachsen waren, als könne sie so die Magie zurückholen, die der Regen weggespült hatte. Sie sah kurz auf, als die Eindringlinge in den Turm kamen, dann widmete sie sich wieder dem nutzlosen Zauberstab.

Mehrere Gerüstete betraten vorsichtig den Raum und sahen sich um, ob noch jemand Widerstand bieten würde. Als sie keine Gefahr sahen, begannen sie, die Gefangenen zu befreien. Ein großer, kräftiger Mann kam zu Kivas Käfig. Er hatte eine Hakennase und trug sein dunkles, kastanienfarbnes Haar zu einem einzelnen Zopf geflochten. Aus dem Gürtel zog er einen Stab und richtete ihn auf das Schloß in Schädelform, das die Tür ihres Käfigs sicherte.

»Nicht!« krächzte Kiva, deren Stimme von zu vielen Schmerzensschreien rauh war. Sie griff zwischen den Gitterstäben hindurch und packte das Handgelenk des Magiers. Mit der freien Hand wies sie auf den »Spiegel« und den mit einem Mal ruhigen, aufmerksamen Dämon.

Das Monster grinste in freudiger Erwartung. Blutiger Speichel hing ihm in langen Fäden von den Reißzähnen.

»Das dürft Ihr nicht!« sagte Kiva. »Wenn Ihr das Schloß öffnet, wird der Dämon befreit.«

Der hakennasige Magier sah den geifernden Dämon an. »Keine Angst, mein Kind. Wir werden nicht zulassen, daß er dir etwas tut.«

»Akhlaur wird bald zurückkehren! Ihr könnt nicht gegen ihn und den Dämon kämpfen!« gab Kiva zurück.

»Das kann Akhlaur auch nicht. Ist der Dämon ihm gegenüber loyal?«

»Der Dämon ist ein Gefangener«, erwiderte sie und fragte sich, wie man glauben konnte, irgend jemand könne loyal gegenüber Akhlaur sein.

»Dann mußt du dich nicht davor fürchten, daß er freikommt. Das Geschöpf wird weder dich noch mich angreifen. Sei zur Flucht bereit, sobald die Tür aufgeht.«

Plötzlich trübte sich der Blick des Magiers, als höre er eine ferne Stimme. Dann wirbelte er herum. »Akhlaur kommt!« rief er seinen Kameraden zu.

Sie stellten sich in Reih und Glied auf, die Stäbe wie Schwerter ausgestreckt oder mit hellen Kugeln bewaffnet, die vor Energie zuckten und knisterten.

Ein großer, schwarzhaariger Mann betrat den Turm. Eine weite Robe in Schwarz und Karmesinrot umwehte ihn, während er mit einem beiläufigen Blick aufsah. Hinter ihm trat Noor ein, seine Lieblingsschülerin, eine rehägige junge Frau von sanfter Schönheit und mit eisernem Willen.

Noor hielt einen rubinroten Kristall in Händen, der fast so groß war wie der Kopf eines Mannes. Tausende Facetten funkelten auf dem Edelstein, der die Form eines vielzackigen

Sterns hatte und buchstäblich vor Leben pulsierte. Kivas Blick hing mit einer Mischung aus Sehnsucht und Verzweiflung an dem Stein.

»Gut abgepaßt, Zalathorm«, sagte Akhlaur mit einer Spur von Belustigung.

Der Name ließ Kiva aufhorchen. Sogar als Gefangene in einem völlig abgeschiedenen Anwesen kannte sie den Namen. Sie hatte Geschichten gehört über den Magier, der allmählich Frieden und Ordnung in das Chaos gebracht hatte, das nach Akhlaurs Aufstieg zur Macht ausgebrochen war.

Der zweite Schock traf sie, als einer der Magier aus der Gruppe vortrat. Zalathorm war ein Mann mittleren Alters von durchschnittlicher Größe. Seine Haar und sein Bart waren hellbraun, nach halruaanischen Maßstäben eine blassere Farbe. Nichts in seinem Gesicht oder an seiner schlichten Kleidung deutete auf Macht hin. In den Händen hielt er weder eine Waffe noch einen irgendwie gearteten magischen Gegenstand. Er war einen ganzen Kopf kleiner als Akhlaur, und sein ernstes, glattes Gesicht bildete einen krassen Gegensatz zu dessen aristokratischen Zügen. Vor Kivas geistigem Auge entstand das Bild eines Turnierkampfes zwischen dem mausgrauen Pony eines Bauern und einem pechschwarzen Pegasus.

»Ich habe mich schon gefragt, wann du hier auftauchen würdest«, sagte Akhlaur und sah geringschätzig die kampfbereiten Magier an. Er lächelte herablassend und fragte: »Mehr hast du nicht zu bieten? Dieser Truppe würde es allenfalls noch helfen, wenn man sie zu hirnlosen Untoten verwan-

deln würde.«

Ein weißhaariger Magier stieß einen Fluch aus und hob seinen Stab, um diese Beleidigung zu ahnden. Während er ihn auf Akhlaur richtete, sah Kiva die Panik, die sich auf Noors Gesicht abzeichnete. Die Schülerin stieß einen erstickten Schrei aus und streckte die Hand aus, als wollte sie die magische Attacke abwehren.

Ein Licht schoß aus dem Stab des alten Magiers, traf aber nicht Akhlaur, sondern wurde abgelenkt und steuerte geradewegs auf die entsetzte Noor zu. Als die magische Energie in den karmesinroten Edelstein strömte, stellten sich ihre schwarzen Haare auf und umwirbelten ihr verzerrtes Gesicht. Der Stab des alten Magiers war rasch verbraucht und geschwärzt und zerfiel zu Asche.

Die Magie aber floß weiter und trat aus der ausgestreckten Hand des Magiers aus, die kaum noch mehr als Haut und Knochen war. Wo Leben war, war auch Magie, und Akhlaurs Stern trank schnell und reichlich von beidem. Der mutige alte Mann starb einen raschen Tod, und seine ausgehörrte Hülle fiel mit einem leisen, spröden Geräusch auf den eisbedeckten Boden.

Die Magier verstummten. Nur Zalathorm selbst blieb geistesgegenwärtig. Er winkte dem karmesinroten Stern, der sich aus Noors schlanken Händen erhob und zu ihm schwebte. Kiva nahm erstaunt zur Kenntnis, daß Akhlaur nicht einschritt.

»Damit kannst du mich nicht verletzen«, sagte er immer noch amüsiert.

»Du mich aber auch nicht«, erwiderte Zalathorm finster.

»Mit diesem Edelstein haben wir unser Leben einander anvertraut.«

Der Nekromant hob die pechschwarzen Augenbrauen in gespielter Überraschung. »Nanu! Achte auf deine Worte, oder soll ich glauben, du zweifeltest an unserer Freundschaft?«

»Zweifeln, sagst du? Ich weiß nicht einmal, welche Perversion schlimmer ist: der Zweck, für den du diesen Stein benutzt, oder das Monster, das du aus dem Mann gemacht hast, den ich einmal meinen Freund genannt habe.«

Akhaur warf Noor einen belustigten Blick zu. Seine Schülerin stand vor dem getöteten Magier, die Hände vor dem Mund zusammengeschlagen, Tränen in den Augen. Der Nekromant nahm von ihrem Schmerz keine Notiz.

»Ist es nicht ermüdend?« fragte Akhaur und deutete mit einer Kopfbewegung auf Zalathorm. »Was soll man auch von einem Mann erwarten, dessen Familienmotto ›Zu dumm zum Sterben‹ lautet?«

Zalathorm hob den Edelstein wie zur Herausforderung, dann beschrieb er mit der freien Hand einen Zauber. Jeder Magier im Raum tat es ihm sofort nach.

Im nächsten Moment war der Raum in weißes Licht getaucht, begleitet von explosionsartig sich entladender Energie. Kiva ließ sich fallen und klammerte sich am Boden ihres Käfigs fest, als sich der Turm aus seinen Grundfesten losriß und über die Baumwipfel davontrieb.

Kiva lächelte; die Macht dieses Zaubers war mindestens so gewaltig war wie alles, was sie von Akhaur hatte erdulden müssen. Es war eine erstaunliche Leistung, einen Turm in

Bewegung zu versetzen, noch dazu den Turm eines Magiers – *Akhlaurs Turm!*

Als der Turm zitternd zum Stillstand kam, schloß Kiva die Augen und holte tief Luft, als könne sie den Wald in sich aufnehmen. Gefühle, die sie keinem Menschen hätte beschreiben können, sagten ihr, wo der Turm stand. Tief im Sumpf gab es einen Riß in der Erde, der vor langer Zeit von einer Sintflut geschaffen worden war und den die Elfen als den »Spalt« bezeichneten. Es war ein verborgener Ort, eine passende Grabstätte für Akhlaurs Turm – und ein Ort, der weit vom Laraken und dessen Hunger nach Magie entfernt war.

Kiva kniete nieder und suchte nach dem Nekromanten. Er stand in gebückter Haltung da und hielt ein Zepter mit einem Totenschädel und einen Stab aus Ebenholz, als wolle er zwei Schwerter schwingen. Angst schnürte Kiva die Kehle zu, da sie wußte, welche Zauber in diesen Waffen steckten und daß Akhlaur sehr lange Zeit alle magischen Angriffe damit abwehren konnte.

Doch er griff nicht an.

Ihr Blick wanderte zu Akhlaurs Gesicht. Ein Moment verstrich, ehe Kiva verstand, warum er seine Augen so weit aufriß.

Er hatte Angst!

Natürlich! Der magische Regen hatte sogar diese mächtigen Waffen nutzlos werden lassen! Akhlaurs Selbstsicherheit hatte auf seinem Laraken und dessen Fähigkeit beruht, andere Magier ihrer Zauber zu berauben und sie auf ihn zu übertragen. Nun war der Turm bewegt worden und nicht länger

im Jagdgebiet des Laraken, also konnte keine neue Magie in Zepter und Stab fließen.

Akhlaurs hektischer Blick galt nun Noor. »Der Laraken!« rief er seiner Schülerin zu, während er mit seinem Zepter die ihn einkreisenden Magier abzuwehren versuchte, wie man es machen würde, wenn man ein Rudel Wölfe mit einem Holzstock zurückdrängen wollte. »Ruf ihn!«

Kiva lachte rauh, aber von Haß und Triumph erfüllt auf. Noor würde das nicht tun. Der getötete Magier war ihr Vater gewesen – Kiva fühlte es in ihrem Blut und in ihren Knochen. Der Geist des alten Magiers steckte jetzt in dem karminroten Edelsteinstein, so wie die Angehörigen ihres eigenen Volks. Den Schmerz und die Schuld in ihren Gesichtszügen, als der weißhaarige Magier gestorben war, kannte Kiva so gut wie den Schlag ihres eigenen Herzens.

Dennoch war Gehorsam gegenüber Akhlaur eine mächtige Angewohnheit. Die Hände des Mädchens begannen, einen Zauber zu beschreiben, ohne daß sie darüber nachdachte. Dann zögerte Noor. Halb geformte Magie knisterte in einem leuchtenden Nimbus um sie herum, während sie sich unsicher umblickte.

Mehrere Magier hatten ihre Stäbe auf sie gerichtet, bereit, sie zu töten, wenn es nötig wäre. Sie alle sahen Zalthorm an, der eine Hand hob und Noor mitfühlend betrachtete.

»Dein Vater«, sagte er leise, »war ein harter, aber gerechter Mann. Er glaubte daran, daß Magie einen hohen Preis fordert. Er kam, um die Schulden seiner Tochter zu begleichen.«

Noors Blick löste sich nicht von dem roten Stern in Zalathorms Hand.

»Ihr werdet sie befreien?«

»Ja«, erwiderte der Magier, dann fuhr er sanfter fort: »Ich werde ihnen Ruhe und Respekt verschaffen.«

Kiva fühlte Freude in sich aufsteigen. Einen Moment lang glaubte sie, Zalathorm könne und würde sie wirklich befreien.

Mit einer knappen Geste beendete Noor ihren Zauber. Kiva hatte ihn oft genug miterlebt, um zu wissen, daß es nicht der Zauber war, um den Laraken herbeizurufen.

Energie zuckte knisternd durch den Turm, und das Rauschen einer wütenden See erfüllte die Luft, übertönt von einem heftigen, rachsüchtigen Kreischen, das Kiva nur zu gut kannte.

Sie wich hektisch vor dem Portal zurück und drückte sich gegen die Gitterstäbe, während sie erwartete, daß der Dämon freigesetzt wurde.

Aus dem Weg!

Wieder war die Stimme des Mannes in ihrem Kopf, der sie hatte befreien wollen. Kiva wich von den Gitterstäben zurück. Grelle Energie zuckte auf, dann schmolz das Schloß. Kiva riß an der Tür und scherte sich nicht darum, daß das erhitzte Metall ihr die Finger verbrannte.

Sie entfernte sich hastig von dem Käfig, doch ihr Entkommen wurde nicht bemerkt, denn die Magier konzentrierten sich auf das Wesen, das aus dem schimmernden Oval und dem geöffneten Käfig hervorkam.

Der Wasserdämon schirmte seine leuchtend roten Augen

mit einer krallenbewehrten Hand ab, während er sich im Raum umsah. Rote Augäpfel richteten sich schließlich auf Akhlaur. Haß loderte in diesen Augen wie das Feuer der Hölle.

»Akhlaur«, sagte der Dämon mit unangenehmer, blubbernder Stimme und sprach den Namen aus, als sei es ein gräßlicher Fluch. Mit unglaublicher Geschwindigkeit sprang der Dämon auf Akhlaur zu, der die Handgelenke der Kreatur zu fassen bekam. Überhastet begann er, Zauber von übernatürlicher Kraft und tödlicher Magie zu wirken. Zalathorms Magier wichen zurück, während das Böse gegen das Böse kämpfte, als seien es zwei dunkle Feuer, die sich gegenseitig einverleiben wollten.

Magische Energie umzuckte wie schwarze Blitze das ringende Paar. Akhlaur volles schwarzes Haar wurde versengt und verging zu Asche. Sein attraktives Gesicht war von Brandblasen überzogen und schmerzverzerrt – Schmerz, der seine Zauber voller Todesmagie nährte.

Plötzlich begannen die Aale auf dem Kopf des Dämons zu kreischen und vor Schmerz zu zucken. Der Reihe nach verbrannten und verkümmerten sie, bis sie wie Haarsträhnen vom Kopf der Kreatur hingen. Fauliger Dampf stieg aus dem Leib des Dämons auf, und grünlich-schwarze Schuppen lösten sich wie alte Dachschilden vom Fleisch. Der Dämon starb, doch er war zu wütend, um sich allein dem Tod zu stellen, und drängte Akhlaur zurück zum Portal.

Der haßerfüllte Blick des Nekromanten suchte nach Noors Gesicht, fand es und riß eine der Hände des Dämonen herum. Im gleichen Moment wurde der Kopf des Mädchens

nach hinten gewirbelt – vier lange Schnitte hatten ihre weiße Kehle aufgeschlitzt.

Dann war Akhlaur fort. Im Spiegel wurden der Nekromant und der Dämon immer kleiner, je weiter sie sich von dem leuchtenden Portal entfernten. Kiva spürte Triumph – und plötzlich ein Ziehen, das durch und durch ging. Sie wurde mit Akhlaur in die Ebene des Wassers gerissen!

Sie sank durch eine See der Magie und entfernte sich immer weiter vom Wald, von ihrem Clan und ihresgleichen. Fort vor ihrer Vergangenheit und ihrem Erbe. Fort von *ihr selbst*. Sie fiel zu weit, um je zurückkehren zu können.

*

*

*

Etwas in ihr sagte Kiva, sie sei in einem Traum gefangen. 200 Jahre waren seit dem Sieg über Akhlaur vergangen. Sie erwachte abrupt, aber nicht mit dem plötzlichen Zucken, das üblicherweise einem unterbrochenen Alptraum folgte.

Zu ihrem Entsetzen fiel Kiva noch immer und wirbelte hilflos durch dünne Bergluft. Die Vision von Akhlaurs Turm war natürlich nur ein Traum gewesen, doch dieser Alptraum hier war völlig real!

Die Elfe wirbelte umher, überschlug sich und versuchte, sich an etwas in der leeren Finsternis festzuhalten. Der Wind piffte in ihren Ohren und trug ihre Schreie in die Nacht, die sich nicht darum scherte. Die Sterne drehten sich hoch über ihr und verhöhnten sie mit der seit langem vergessenen Erinnerung an Tänze auf Elfenlichtungen im Sternenschein. Kiva empfand kein Bedauern über den Verlust ihrer Un-

schuld. Er lag zu lange zurück, um jetzt noch zu trauern. Während sie in den sicheren Tod fiel, bedauerte sie nur, daß sie die Rache, die sie 200 Jahre lang am Leben gehalten hatte, nicht hatte ausüben können.

Ein plötzliches, verwischtes Licht und Farben zuckten an ihr vorbei, kreisten um sie und gerieten aus dem Blickfeld. Kiva fiel auf etwas Weiches, Nachgiebiges, als würde sie in starken, seidenen Armen gehalten.

Einige Augenblicke lang lag sie bäuchlings, zu benommen, um sich zu bewegen und ihren Sturz und ihre Rettung zu verstehen. Dann hob sie den Kopf ein wenig und sah das kunstvolle Muster eines Teppichs direkt vor ihrer Nase. Der Wind wehte noch, war aber weder kalt, noch verhöhnte er sie.

Ein fliegender Teppich. Kiva tastete nach den Rändern des magischen Transportmittels und rollte sich weiter in die Mitte und damit in Sicherheit. Langsam setzte sie sich auf und sah Akhlaurs Gesicht.

200 Jahre im Exil in der Ebene des Wassers waren nicht spurlos an Akhlaur vorübergegangen. Sein volles, schwarzes Haar war einer Glatze mit feinen, blaßgrünen Schuppen gewichen. Zwischen seinen langen Fingern hatten sich Schwimmhäute gebildet, und an den Seiten seines Halses waren Kiemen zu sehen, die wie gezackte Blitze wirkten. Doch der leicht verächtliche, amüsierte Gesichtsausdruck war schrecklich vertraut. Einen Moment lang wünschte sich Kiva, sie hätte ihn in seinem Wassergefängnis gelassen.

»Du bist eine unruhige Schläferin, Kiva«, bemerkte Akhlaur.

»Elfen schlafen nie«, erwiderte sie, fragte sich aber, warum sie sich überhaupt die Mühe machte. Akhlaur interessierte sich nicht für Elfen, außer es ging um seine Experimente.

»Ich darf annehmen, dein kleines Abenteuer hat dir keinen Schaden zugefügt«, sagte er und parodierte die Sorgen eines Meisters um seinen treuen Diener.

Kiva brachte ein flüchtiges Lächeln zustande, war aber sicher, daß Akhlaur sie lieber vom Teppich gestoßen hätte, um sich an ihrem Sturz und ihrem Entsetzen zu weiden.

»Es war ... anregend«, meinte sie nur und verlieh ihren Worten den finster-ironischen Tonfall, den Akhlaur so mochte. »Trotzdem bin ich dir für die Rettung dankbar.«

Der Nekromant deutete mit dem Kopf eine Verbeugung an und schien ihren Dank als ehrlich hinzunehmen. Akhlaur hatte guten Grund zu der Annahme, daß Kiva es ernst meinte. Zwischen ihnen existierte eine Todesbindung, die vor 200 Jahren geschaffen worden war, damit sie die Geburt des Laraken überleben konnte. Kiva konnte Akhlaur nichts tun, ohne selbst Schaden davonzutragen, und genau darauf zählte sie, um den Magier von der Ernsthaftigkeit ihrer Absichten zu überzeugen.

»Schlaf«, wies er sie an. »Wir haben morgen viel zu erledigen.«

Kiva rollte sich gehorsam auf dem Teppich zusammen und tat so, als glitte sie wieder in ihre Meditation ab, doch angesichts der bevorstehenden Schlacht rückten die Träume in den Hintergrund.

Während dieses Kampfes würde Akhlaur, der Magier, der

so knapp davor gestanden hatte, ganz Halruaa zu erobern, nicht als ihr Meister agieren, sondern als ihr tödliches, ahnungsloses Werkzeug.

ERSTES KAPITEL

Ein kleiner, dunkelhäutiger junger Mann schlich wie ein brauner Schatten durch ein Labyrinth aus Gängen, das tief unter dem Palast König Zalathorms lag. Der Anbruch des neuen Tages war noch Stunden entfernt, und das einzige Licht an diesem Ort ging von einer kleinen blauen Kugel aus, die der Magier in der Hand hielt.

Mit der Sicherheit langer Erfahrung bewegte er sich durch die Gänge und warf nur einen flüchtigen Blick auf die alten Skelette, die in Seitenkorridoren lagen und ein Symbol sowohl für den Abenteuergeist der Halruaaner wie auch für die Wirksamkeit der Schutzzeichen waren, die die verborgenen Schätze des Landes bewachten.

Er begab sich zum Mittelpunkt des Labyrinths und trat in einen Kreis, der von tief eingeritzten Runen umgeben war. Während er in der alten, geheimen Sprache halruaanischer Magie sang, zerschmolz der Stein unter seinen Füßen und senkte sich wie dichter grauer Nebel herab, um die Form einer schmalen Wendeltreppe anzunehmen.

Er ging hinunter und drang dabei immer tiefer ins Herz des Landes vor. Bei jedem Schritt stimmte er das erforderliche Zauberwort an. Voller Respekt vermied er es, auf die schwarzen Flecken zu treten, die die letzte Ruhestätte jener Magier kennzeichneten, deren Gedächtnis versagt hatte.

Am Fuß der Treppe lag ein großer Saal, der zu beiden Sei-

ten von lebenden Wachen gesäumt wurde. Viele große halruaanische Nekromanten kamen hier zusammen und hüteten Geheimnisse, die zum letzten Mal im Flüsterton über die Lippen eines Mannes gekommen waren, der inzwischen nur noch Asche und Erinnerung war. Die Anwesenden nickten dem jungen Mann zu, als er an ihnen vorüberging, und bezeugten ihm den Respekt, der dem Boten des Königs angemessen war. Keiner von ihnen erahnte die wahre Identität des jungen Mannes mit den schwarzen Augen und der braunen Haut.

Der verkleidete junge Magier blieb vor einer riesigen Tür stehen, verneigte sich vor dem alten, vertrockneten Erzmagus, der sie bewachte, und überreichte ihm eine Schriftrolle.

»Ein Erlaß des Königs«, sagte er mit dem melodischen Akzent, der typisch war für die Inseln vor der Küste.

Der Erzmagus sah auf das Schreiben, dann richtete er seinen altersgetrübten Blick auf den Boten. »Auf Geheiß des Königs müssen wir Eure Fragen so wahrheitsgemäß beantworten, als würde er sie stellen. Ich schwöre bei meinem Magiereid, daß es so sein wird.«

Der junge Magier neigte in einer Geste der Dankbarkeit den Kopf. »Ich möchte wissen, wer die untote Armee aufstehen ließ und befehligte, die in den Kampf gegen die Invasoren aus Mulhorand eingegriffen hat.«

Die Wächter sahen einander irritiert an. »König Zalathorm persönlich wird dieser Sieg zugeschrieben«, sagte der Erzmagus.

Der Bote schnaubte verächtlich. »Seit wann ist König Zalathorm ein Meister der Nekromantie? Sagt mir, wer aus

Euren Reihen so etwas bewirkt haben könnte.«

Der alte Mann preßte die Lippen aufeinander, als wolle er die Antwort zurückhalten, die zu geben er geschworen hatte. »Es liegt nicht in meiner Macht«, räumte er schließlich ein. »Niemand hier könnte einen solchen Zauber wirken. Jeder von uns kann Untote auferstehen lassen und befehligen, daran besteht kein Zweifel, aber nicht so viele. Wenn nicht der König diesen Zauber gewirkt hat, dann ein ihm Ebenbürtiger.«

»Wer ist denn dem König ebenbürtig?« fragte der verkleidete Magier. Aus seinem Tonfall war eine Mischung aus Beleidigung und Besorgnis herauszuhören, wie sie ein treuer junger Kurier einfließen lassen würde.

»Ich nehme an, das ist eine rhetorische Frage, so wie ich auch rhetorisch gesprochen habe«, fügte der Erzmagus hastig an. »Wer könnte schon König Zalathorm ebenbürtig sein?«

In der Tat. Wer schon? Der junge Magier verkniff sich das ironische Lächeln, das seine Mundwinkel umspielte. Die Erwiderung des alten Erzmagus war so geschwind wie die eines Meisters am Schwert, doch tatsächlich begannen sich Magier zu fragen, ob sie sich als dem König ebenbürtig erweisen könnten. Die Frage des Wächters mochte rhetorisch gemeint gewesen sein, doch sie würde nicht allzu lange Zeit im blutleeren Reich der Rhetorik bleiben.

Der Magier verbeugte sich und wies auf die Tür. Der Erzmagus trat einen Schritt zur Seite und schien erleichtert, diese unangenehme Unterhaltung hinter sich zu bringen.

Gewaltige, eisenbeschlagene Türen drehten sich geräuschlos in ihren Scharnieren, ohne daß die Hand eines Sterbli-

chen sie berührte. Fackeln entlang der Wände erwachten zu feurigem Leben und ließen einen kreisförmigen Raum mit zahlreichen Türen erkennen. Es gab keinen Boden, sondern nur eine Grube, die weit nach unten reichte. Fernes, furchterregendes Heulen drang aus der Tiefe empor und trug einen schwachen Leichengeruch und das Versprechen des Vergessens mit sich.

Der Magier trat in die Luft, zählte einige Schritte nach links und ging dann zielsicher über die Leere. Er durchschritt drei weitere, mit magischen Fallen versehene Türen, ehe er sein Ziel erreicht hatte.

Von dem rubinroten Kristall abgesehen, der in der Mitte des Raums schwebte, war dieser leer. Der Kristall hatte die Form eines vielzackigen Sterns, und in ihm brannte ein Licht, das den Raum in rotes Leuchten tauchte.

Der Magier ließ seine Verkleidung fallen und entpuppte sich als der sanftmütige Mann mittleren Alters, der vor über zweihundert Jahren diesen Stern für sich beansprucht hatte. Er ging auf ein Knie und begann den schwierigen Prozeß, der bei jedem Besuch erforderlich war: Er mußte seinen Geist von allen Gedanken und sein Herz von jeglichem Bedauern und aller Schuld befreien. Als die Ruhe in seinem Inneren der Stille im Raum entsprach, erhob er sich, sah den Edelstein an und sprach.

»Das Herz Halruaas bittet um Rat«, sagte König Zalthorm mit leiser Stimme.

Mit knappen Worten beschrieb er die Kampfzauber, die zwei Tage zuvor Hunderten von Männern sämtliche Flüssigkeit entzogen hatte, um ein gewaltiges Wasserelementar zu

schaffen und die soeben verstorbenen Männer zu einer Armee aus Untoten auferstehen zu lassen.

»Welche lebende oder tote Magier könnte einen solche Zauber gewirkt haben?« fragte er dann.

Er konzentrierte sich auf die stumme Antwort, die vertrauten elfenhaften Stimmen von Weisen, die vor langer Zeit gestorben waren. Sie sprachen in einem Chor wortlosen, überwältigenden Entsetzens. Gefühle überspülten ihn wie ein eisiger Sturm und raubten ihm den Atem und ließen sein Herz stillstehen.

Verheerender Schmerz legte sich um Zalathorms Brust und ließ ihn nach hinten taumeln. Er prallte mit großer Wucht gegen die einzige Tür der Kammer, unfähig, sich zu bewegen oder auch nur Luft zu holen. Lange Zeit glaubte er, er werde in diesem Raum sterben.

Schließlich aber strahlte der karmesinrote Stern heilende Magie aus, die noch älter war als die Furcht, derer die Weisen sich entsannen.

Das Herz König Zalathorms begann, schmerzhaft zu schlagen, bis es seinen Rhythmus wiedergefunden hatte. Allmählich legte sich der rasende Schmerz. Einmal mehr hatte der Stern seinem Schöpfer das Leben gerettet.

Einmal mehr hatte er Zalathorm eine Antwort gegeben, die er nirgends sonst hätte finden können. Der Edelstein war unsterbliche Geschichte, Erfahrung aus Jahrhunderten, die in ewiger Unmittelbarkeit erhalten waren. In der langen Geschichte Halruaas kannte Zalathorm nur einen Magier, der in den Herzen der in der Zeit eingefrorenen Weisen solche Angst hätte auslösen können. Auch wenn kein Wort

gesprochen worden war, hatte Zalathorm eine Antwort erhalten.

Irgendwie hatte Akhlaur es geschafft, zurückzukehren.

ZWEITES KAPITEL

In den Straßen unterhalb des Palastes König Zalathorms wimmelte es vor Leben, obwohl die Sonne kaum über die östliche Stadtmauer gestiegen war. Matteo stand an der Seite des Königs und hörte zu, wie Zalathorm eine schier endlose Reihe von Bittstellern empfing.

Es war Matteos erster Tag als Ratgeber Zalathorms, und schon jetzt mußte er gegen seine Unruhe ankämpfen. Zalathorm hatte ihm die Verteidigung der Königin aufgetragen. Warum aber ließ er ihn jetzt nicht daran arbeiten?

Matteo begriff nicht, warum der König darauf bestand, seiner Gepflogenheit täglicher Audienzen nachzugehen. In diesen außergewöhnlichen Zeiten schienen ihm so alltägliche Abläufe so fehl am Platz wie ein dummes Schaf unter Einhörnern.

Überall wurde man an die jüngsten Schlachten erinnert. Noch immer wurden Schutt und Trümmer aus der Königsstadt geschafft, die Feuer in den Beisetzungsstätten vor den Stadtmauern brannten unentwegt, und professionelle Trauernde sangen, bis sie heiser waren und verstummten und ihren Platz dem nächsten räumten. Ihre schrillen Gesänge stiegen hinauf bis in die Rauchwolken und befahlen den Geist der gefallenen Halruaaner den Göttern und ihren Leichnam dem Himmel an.

Die Halruaaner waren ein stolzes, trotziges Volk, das

Trauerrituale mit wilden Siegesfeiern vereinte. Die Studenten der Zauberschulen wurden bis nach Neumond nach Hause geschickt. Händler und Handwerker schlossen ihre Geschäfte vor Mittag und öffneten erst wieder, lange nachdem die Zeit des Mittagsschlafs verstrichen war. Straßenkünstler sangen Balladen und spielten Stücke, Feuerwerke erleuchteten den Nachthimmel. Ernste, schwer arbeitende Halruaaner, Magier und das gemeine Volk verschrieben sich gleichermaßen den Feierlichkeiten, als wollten sie dem allgegenwärtigen Tod eine lange Nase zeigen.

Vor dem Palast wurde das vertraute Lied der Straße allmählich lauter und begann plötzlich, Dissonanzen aufzuweisen. Zalathorm nickte Matteo zu, der über die Abwechslung froh war und zum Fenster ging, um zu sehen, was draußen vor sich ging.

Wie immer hatte sich eine Menschenmenge versammelt, die auf eine Audienz beim König hoffte. Die Szene hatte etwas von einer ausgelassenen Feierlichkeit. Straßenhändler waren gekommen, um ihre Waren feilzubieten, und Gaukler unterhielten die Massen. Matteo wandte den Blick rasch von einem jungen Jongleur ab, dessen flinke Hände und sorgloses Grinsen ihn zu sehr an Tzigone erinnerten.

Er sah einen Tanzbären, der sich mit der Anmut einer korpulenten Matrone bewegte, dann beobachtete er die Viehtreiber, die exotische Bestien anpriesen. Stolze Eltern reichten ihre Kinder hoch, damit sie auf Kamelen aus den Wüsten von Calimshan, auf einer riesigen dreihörnigen Echse aus den Dschungeln von Chult oder auf einem alten und recht klapprigen Einhorn reiten konnten. Er entdeckte

sogar einen jungen Elefanten, ein Tier, das man in Halruaa selten zu sehen bekam. Zwei kleine, kreischende Kinder klammerten sich an eine in fröhlichen Rot- und Gelbtönen gehaltene Sänfte auf dem breiten grauen Rücken des Tiers.

Der Elefant schwang den langen Rüssel hin und her, als wolle er einen angreifenden Schwarm abwehren. Matteo sah genauer hin und erkannte, daß das Tier genau dies tat. Mehrere Personen hatten begonnen, den unglücklichen Elefanten mit Obst und Kuchen zu bewerfen.

Matteo ging zurück zu Zalathorm. »Einer der Viehtreiber hat einen Elefanten dabei. Die Menge greift ihn an, vermutlich, weil das Tier in Mulhorand heimisch ist und an die Invasoren erinnert.«

Ein Schatten huschte über Zalathorms Gesicht. Er erhob sich vom Thron und ging zum Fenster, wobei er Matteo bedeutete, ihm zu folgen. Höflinge machten den Weg frei, als die beiden sich näherten, und sahen ihnen wachsam nach, da Zalathorm mit seinen eigenen ehernen Gewohnheiten brach.

Zalathorm ging voraus zu einer verborgenen, schmalen Wendeltreppe, die hinunter auf die Straße führte. Mit raschen Schritten legte er die Stufen zurück.

»Bei allem Respekt, Herr, darf ich fragen, was Ihr vorhabt?« rief Matteo, als er dem König nacheilte.

Der König blieb stehen und sah Matteo an. »Die Menschen vor dem Palast warten darauf, daß ich Streitigkeiten schlichte. Diese spezielle Streitigkeit wird sich nicht lösen, wenn ich sie aussitze.«

Matteo wollte fragen, ob es ratsam war, sich mitten in ei-

ne Auseinandersetzung auf der Straße zu begeben, doch er nahm an, der König hätte seine Gründe. Er folgte ihm schnell und löste unterwegs die Riemen seiner Dolche.

Als sie die Straße erreichten, hatte der Konflikt schon chaotische Züge angenommen. Der Elefant setzte sich mit knappen, erstaunlich flinken Bewegungen gegen seine Angreifer zur Wehr. Zwei Magier hatten Levitationszauber gewirkt, um die verängstigten Kinder aus der kastenartigen Sänfte zu heben. Strampelnd und um sich schlagend schwebten sie den ausgestreckten Armen ihrer Eltern entgegen.

Weitere Magier setzten dem Elefanten zu. Kleine Kugeln aus knisternder, bläulicher Energie schossen aus ihren Handflächen hervor und zerplatzten mit lautem Knall auf der Haut des Tiers.

Matteo erfaßte sofort ihre Strategie. Sie wollten den Elefanten in einen von Mauern umgebenen nahen Garten zurückdrängen, wo er mühelos kontrolliert werden konnte. Das Tier war aber zu sehr in Panik, um mitzuspielen. Es stieß schrille, trompetenähnliche Schreie aus und begann sich wie ein Hengst zu bewegen, der von einem Schwarm Bienen angegriffen wurde.

»Trottel«, murmelte der König.

Da die winzigen blauen Energiekugeln nicht reichten, um den Elefant zum Rückzug zu bewegen, griffen die Magier zu schwereren Geschossen. Ein Sperrfeuer aus vielfarbigen Lichtern schoß auf das verängstigte Tier zu.

Zalathorm hob beide Hände und schlug mit der Faust in die linke Handfläche. Im gleichen Moment prallten die Geschosse gegen eine unsichtbare Wand und wurden wie ein

Feuerwerk nach oben abgelenkt.

Eines der Geschosse, ein Energieblitz in Form eines schlanken karmesinroten Speers, prallte von der magischen Barriere ab und schoß direkt auf den Magier zu, der seinen Kurs gestört hatte.

Matteos Reaktion war teils Training, teils Instinkt. Er sprang vor König Zalathorm und griff nach dem Schaft des magischen Speers. Die Waffe fraß sich in seine Faust und hätte sie bis auf die Knochen verbrannt, wenn er nicht gegen Magie unempfindlich gewesen wäre.

Noch während sich seine Finger um den Schaft legten, drehte er das Handgelenk ein wenig – nicht, um die Waffe zu bremsen, sondern um ihre Flugbahn zu verändern. Doch die blieb auch querstehend auf ihrem alten Kurs. Matteos rechter Arm wurde von der Wucht des Speers ausgekugelt. Er taumelte zurück, den Blitz noch immer umschlossen, und wurde gegen eine Hofmauer geschleudert.

Matteo warf die allmählich langsamer werdende Waffe zur Seite und griff mit der Linken nach seinem Dolch, um den König weiter zu beschützen. Doch in dem kurzen Moment, den er brauchte, um die von den Schmerzen hervorgerufenen Sterne vor seinen Augen zu vertreiben, hatte sich Zalathorm bereits neben den Elefanten gestellt.

Der König streichelte die borstige graue Haut des Tiers, um es zu besänftigen. Als der Viehtreiber zu ihm kam, um die Zügel zu nehmen, sprach Zalathorm einige leise Worte. Matteo konnte nichts verstehen, sah aber, daß der Viehtreiber kreidebleich wurde. Der Mann wich zurück und deutete immer wieder knappe, ängstliche Verbeugungen an.

Der König sah die verstummte, aber aufmerksame Menschenmenge an. »Viele Aufgaben liegen noch vor uns, und Halruaa ist ihnen gewachsen, solange wir unsere Kraft auf das konzentrieren, was zu tun ist. Diejenigen von euch, die das Urteil des Königs brauchen, mögen in Ruhe hier warten. Die, die gekommen sind, um ein Spektakel zu erleben, sind nun zufriedengestellt und können wieder ihres Weges gehen.«

Obwohl der König ruhig sprach, erreichten seine Worte auch die, die ganz am Rand der Menge standen. Einige der morgendlichen Zecher trollten sich, andere nahmen mit unterwürfigem Gesichtsausdruck wieder ihren Platz in der Schlange ein.

Matteo kam zu Zalathorm, die linke Hand um den Ellbogen des verletzten Arms gelegt. »Eine gute Rede«, flüsterte er. »Viele Aufgaben liegen vor uns. Das kann man kaum besser verdeutlichen als dadurch, daß der König und sein Ratgeber sich um das Wohlergehen eines Lasttiers kümmern.«

Der König warf Matteo einen stechenden Blick zu. »Wenn der Schmerz in dir Sarkasmus weckt, sollten wir uns umgehend um deine Schulter kümmern.«

Matteo deutete eine leichte Verneigung an. »Verzeiht mir, Herr. Auch wenn ich Euch für den freundlichen Gedanken zu Dank verpflichtet bin, haben Heilzauber und Gebete eines Klerikers auf Jordaini die gleiche Wirkung ...«

»... wie Schmeichelei bei einem Maultier«, fiel der König ihm ins Wort. »Eine Analogie, die ich überraschend zutreffend finde.«

Er packte Matteos Arm und versetzte ihm einen knappen, aber um so heftigeren Ruck. Schmerz schoß wie eine Explosion durch Matteos Schulter und setzte sich bis in seine Glieder und sein Rückgrat fort. So schnell der Schmerz gekommen war, so schnell war er auch schon vorüber.

Matteo bewegte behutsam die Schulter. »Verblüffend. Ich glaube, ein Meister der Jordaini hätte es nicht besser gekonnt.«

Aus irgendeinem Grund fand der König diese Bemerkung amüsant. »Welch Lob aus deinem Mund!«

Zalathorm ging zur Treppe in der Palastmauer, die plötzlich an anderer Stelle aufgetaucht war. Matteo folgte ihm.

»Darf ich fragen, was Ihr dem Elefantentreiber gesagt habt?«

»Jaharid? Ich sagte ihm, ich hätte seinen Elefanten durch eine Unterhaltung von Geist zu Geist beruhigt. Ich habe ihn daran erinnert, daß der Elefant ein intelligentes, vielleicht sogar empfindungsfähiges Tier ist und ihm vorgeschlagen, ihn mit Achtung und Respekt zu behandeln, da es als Zeuge für viele von Jaharids ganz und gar nicht legale Aktivitäten aussagen könnte.«

Matteo überlegte einen Augenblick. »Der Elefant hat Euch das gesagt, Herr?«

Der König warf Matteo einen amüsierten Blick über die Schulter zu. »Unser großer grauer Freund hat keine Meinung über Jaharids Geschäftsgebaren kundgetan. Es gibt nur wenige Elefanten, die sich mit halruaanischen Gesetzen auskennen.«

»Verstehe. Ihr kennt diesen Jaharid?«

»Ich habe ihn noch nie gesehen. Ein einfacher Erkenntniszauber verriet mir seinen Namen und dazu ein interessantes Bild: Jaharid, wie er mit einem Piraten aus Mulhorand über ein Elefantenbaby verhandelt. Wenn du mit Mulhorandi Geschäfte machen würdest, wolltest du dann, daß das bekannt wird? Glaub mir, er wird das Tier ab jetzt gut behandeln.«

Matteo dachte über diese Worte nach. »Angesichts dessen, was ich über die Erkenntniszauberei weiß, erscheint mir das eine ungewöhnliche Einsicht. Erkenntniszauberei ist doch die Kunde von der Zukunft.«

Zalathorm hob beiläufig die Schultern. »Die Jahreszeiten kommen und gehen. Die Zukunft läßt sich oft aus den Mustern der Vergangenheit ablesen.«

Auch wenn des Königs Worte etwas Prosaisches hatten, ließen sie vor Matteos geistigem Auge ein eindringliches Bild entstehen. Tzigone, in tiefer Trance versunken, wie sie versuchte, ihre frühesten Erinnerungen wiederzufinden und wie sie sich dabei versehentlich über ihre eigenen Erlebnisse hinausbewegte und Zeugin von Dingen wurde, die sich lange vor ihrer Geburt abgespielt hatten. Wie es schien, hatte auch der König unkonventionelle Begabungen.

»Ihr seid mehr als ein bloßer Erkenntniszauberer«, stellte Matteo fest.

Zalathorm blieb stehen und wandte sich um. »Ich bin der König Halruaas«, erwiderte er nur. Er verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln und fügte an: »Jedenfalls noch.«

Mit einer Handbewegung vereitelte Zalathorm Matteos Versuch eines Protests. »Kein Magier hat es bisher gewagt,

mich herauszufordern, doch es ist nur eine Frage der Zeit. Das wissen wir beide. Dein früherer Herr ragt aus der Menge der Wartenden heraus.«

Matteo stimmte ihm insgeheim zu, sagte aber: »Herr, Ihr wißt, daß ich einen Eid geleistet habe, nicht die Geheimnisse eines Herrn dem nächsten zu verraten.«

Zalathorm sah Matteo aufmerksam an. »Habe ich dich darum gebeten? Procopio ist ehrgeizig. Ich brauche keinen Jordain, der mir sagt, was ich mit eigenen Augen sehe.«

»Natürlich nicht, Herr.« Matteo zögerte, dann stellte er die Frage, die ihn schon seit seiner Berufung quälte. »Vergebt mir, doch *wofür* genau braucht Ihr mich? Ich habe einundzwanzig Sommer gelebt, was wohl kaum reichen dürfte, um die Weisheit zu erlangen, die der Ratgeber eines Königs haben sollte.«

Zalathorm lächelte flüchtig. »Sicher hast du von den Gerüchten gehört, die meine Regierungstauglichkeit in Frage stellen. Bist du der gleichen Ansicht?«

Die Frage irritierte Matteo, und die Antwort, die ihm in den Sinn kam, verblüffte ihn. Zalathorm wartete, daß er sprach, und betrachtete ihn aufmerksam mit einem Augenpaar, das keiner Magie bedurfte, um einen Mann einzuschätzen.

«Ich bin mir nicht sicher«, erwiderte Matteo schließlich.

Der König nickte. »Darin liegt die Antwort auf deine Frage. Ein älterer, weiserer Jordain hätte gesagt, was ich von ihm hätte hören wollen.«

»Wenn ich Euch beleidigt habe, bitte ich um Vergebung«, setzte Matteo an, wurde aber vom König unterbro-

chen. »Wenn du dich für jedes ehrliche Wort entschuldigen willst, werden wir kaum Zeit haben, um uns über andere Dinge zu unterhalten. Ehrlichkeit ist ein lobenswerter Zug, doch wir sollten uns darauf einigen, daß sie am ehesten geschätzt werden kann, lange nachdem der Rat erteilt wurde.«

Diese offenen Worten ließen in Matteos Geist wieder Tzigones Gesicht entstehen, das sie zeigte, wie sie den Mund verzog über seine Unfähigkeit, der Wahrheit eine »interessante Farbe« zu verleihen, während ihre großen braunen Augen gen Himmel sahen. Matteo schluckte, da er einen Kloß im Hals spürte, und verbannte das wehmütige Lächeln von seinen Lippen.

»Vielleicht siehst du das ja anders«, meinte der König.

»Keineswegs, Herr«, sagte Matteo und deutete eine respektvolle Verbeugung an. »Tatsächlich habe ich solche Worte schon einmal gehört.«

*

*

*

Bis zum Mittag hatte der König alle Bittsteller gehört. Der Gesang der Straße glich nur noch einem schläfrigen Gemurmeln, als die Bürger Halarahhs Schutz vor der Mittagssonne suchten. In diesem heißen Land war der Mittagsschlaf Gewohnheit und Notwendigkeit zugleich.

Der König und sein Berater nahmen sich nicht die Zeit, um auszuruhen. Matteo folgte Zalathorm durch ein Gewirr aus Gängen und Wendeltreppen, vorbei an bewaffneten Wachen und magischen Schutzzeichen, die den hohen Turm schützten, in dem Königin Beatrix gefangen war.

Ihre kleine Zelle war bequem eingerichtet, aber so kahl und weiß wie das Krankenzimmer eines einfachen Magus. Die Wände waren frisch gestrichen, der Teppich war aus dicken Lammfellen zusammengesetzt. Weiße Seidenkissen türmten sich auf dem Bett, und eine lange Sitzbank war mit weiß bestickter Seide bezogen. Hier saß Beatrix still und reglos wie die metallenen Konstrukte, die ihre Leidenschaft waren und die sie ins Verderben gestürzt hatten.

Obwohl sie gefangen war, trug die Königin prunkvolle Kleidung aus weißem Satin und silbernem Brokat. Eine kunstvolle Perücke mit weißen und silbernen Locken umrahmte ihr Gesicht, das so blaß wie Porzellan war. Um ihre dunklen Augen hatte sie schwarze Striche gezogen, so daß sie einen erschreckenden Kontrast zu ihrer unnatürlichen Blässe bildeten.

König Zalathorm beugte sich vor, um Beatrix auf die schneeweiße Wange zu küssen. »Geht es dir gut, meine Liebe?«

Nach einer kurzen Pause reagierte sie mit einem sanften Nicken.

Zalathorm setzte sich zu ihr und ergriff eine ihrer zierlichen, reglosen Hände. »Du bist auf meinen Befehl hier. Ich hatte keine Wahl. Aber ich glaube nicht, was man über dich sagt.«

Die Königin hob den Blick, aber nicht weit genug, um Zalathorm in die Augen zu sehen. Obwohl sie über seine Schulter hinweg ins Nichts starrte, berührte sie mit der freien Hand zärtlich seine Wange. Überwältigt nahm Zalathorm sie und preßte sie an die Lippen.

Matteo haßte es, diesen Augenblick zu stören, doch es ging nicht anders. »Herrin, erinnert Ihr Euch daran, daß Kiva Euch besucht und die mechanischen Geschöpfe abgenommen hat?«

»Kiva«, wiederholte die Königin. Matteo hätte ihre Antwort für ein simples Echo gehalten, wäre da nicht ein uncharakteristischer, grimmiger Ton in Beatrix' Stimme zu hören gewesen.

Er ging in die Hocke, damit er ihr in die Augen sehen konnte. »Euch wird vorgeworfen, Euch mit Kiva verschworen und die mechanischen Kreaturen auf ihren Befehl hin gebaut zu haben. Standet Ihr unter einem Zauber?«

»Nicht von Kiva.«

Matteo und Zalathorm sahen einander verwundert an. Die Königin erschien ungewöhnlich klar, doch diese Erwiderung kam unerwartet. »Von wem denn dann?«

»Nicht von wem.« Ein Schatten huschte über Beatrix' Gesicht und dämpfte das Leuchten in ihren Augen. Sie zog die Hände zurück und faltete sie.

»Wenn nicht von wem«, hakte Matteo nach, »wovon, Herrin?«

Eine Spur von Leben kehrte in Beatrix' Gesichtszüge zurück, und sie sah Matteo an. »Ja.«

»Ja?«

»Ja. Wovon.«

»Ihr wurdet nicht von einer Person, sondern von einer Sache verzaubert, Herrin?«

Nach einem Augenblick nickte sie.

Endlich einmal ein Fortschritt! Matteo sah den König tri-

umphierend an, doch dessen Ausdruck ließ ihn zurückweichen. Zalathorm starrte seine Frau an, totenbleich und von Entsetzen gezeichnet. Er sank in die Knie und vergrub sein Gesicht in ihrem Schoß. Seine Worte waren leise und von Emotionen erstickt, doch Matteo glaubte zu hören, daß er sagte: »Ihr Götter, was habe ich dir nur angetan?«

Nach einer Weile richtete sich Matteo auf und ging zur Tür. Auf sein leises Klopfen öffnete der Wachmann, und Matteo wartete im Korridor, bis der König herauskam.

»Herr, so erschreckend dieses Gespräch auch war, haben wir doch Fortschritte gemacht. Wir sollten weitermachen.«

Der König schüttelte den Kopf. »Du wirst nichts weiter erfahren. Der Augenblick ist verstrichen.«

»Davor habt Ihr aber etwas Wichtiges erfahren.«

»Ja.« Der König räusperte sich, dann wandte er sich ab und eilte zur Treppe.

Matteo schloß zu ihm auf und wartete, doch Zalathorm ließ keine weiteren Erklärungen folgen. Nach einigen Augenblicken gab es der Jordain auf, Geduld vorzutäuschen, trat dem König in den Weg und sah ihn herausfordernd an.

»Bei allem Respekt, Herr. Ihr verlangt von mir, die Königin zu verteidigen, doch Ihr sagt mir nichts, was dabei hilfreich sein könnte!«

Zu Matteos Überraschung unterbrach der König als erster den Blickkontakt. »Magie ist nicht für jedes Problem die Lösung. Manchmal wirft sie so viele neue Probleme auf, wie sie vorhandene löst. Bis jetzt war ich mir dieser Probleme nicht bewußt. Mehr gibt es nicht zu sagen.« Der König hob die Hand, um Matteos Protest abzublocken. »Jedenfalls

nichts, was nicht durch mächtige Zauber und Schweigege-
lölle von Magiern gebunden ist.«

Der Jordain blieb noch einen Moment stehen, dann gab er den Weg wieder frei. Der Schwur eines Magiers war heilig und konnte nicht gebrochen werden. Das war keine Sache, in der frei entschieden werden konnte. Wenn ein halruaani-
scher Magier »bei Wind und Wort« schwor, waren seine Lippen magisch versiegelt.

Das war es also. Matteos ohnehin schon schwierige Auf-
gabe war unmöglich geworden! Er hatte 20 Tage Zeit, um ein Geheimnis aufzudecken, über das der König nicht spre-
chen konnte, ein Geheimnis, das eine ganze Nation von Magierherren nicht hatte aufdecken können.

20 Tage, und mit jedem Tag, der verstrich, mußte Tzigo-
ne allein und verlassen an einem Ort des Entsetzens aushar-
ren, der sich Matteos Vorstellungskraft entzog.

Nach einem Moment wurde ihm klar, daß der König ihn betrachtete. »Du denkst an Tzigone«, stellte Zalathorm mitfühlend fest.

Matteo brachte ein schwaches Lächeln zustande. »Ich hätte nicht gedacht, daß außer einem Bluthund noch je-
mand ins Herz eines Jordain blicken kann.«

»Sie ist ganz die Tochter ihrer Mutter. Solche Frauen können Freude und Schmerz in großem und gleichem Maß zu bescheren. Ich weiß nicht, wie deine Freundin befreit werden kann«, sagte der König und nahm Matteos nächste Frage vorweg. »Aber vielleicht kann ich einen Vorschlag machen.«

»Ich bitte darum!«

»Folge deinem Herzen, Matteo. Vielleicht werfen die Geheimnisse der Tochter ein Licht auf die der Mutter.«

Matteo packte den König am Arm, damit er stehen blieb. »Seht Ihr das voraus, Herr?« fragte er drängend.

Der König befreite sich aus Matteos Griff und sah ihn aufmerksam an. »Kannst du dir irgendwelche Umstände vorstellen, Jordain, unter denen du willentlich, vielleicht sogar mit Genugtuung, einen Eid verletzt? Ganz gleich, was es dich kostet oder welchen Nutzen ein anderer daraus zieht?«

Matteo zögerte kurz, dann schüttelte er energisch den Kopf.

»Dann bist du der bessere Mann von uns beiden, Matteo. Einmal habe ich den Preis der Liebe in der Münze der Ehre bezahlt. Ich würde es wieder tun, wenn ich so Beatrix befreien könnte. Da ich ihr nicht helfen kann, werde ich den Mann segnen, der es vermag.«

Bevor der Jordain reagieren konnte, war Zalathorm einfach verschwunden.

Mit sorgenvollem Herzen akzeptierte Matteo den Kern seiner Aufgabe. Zalathorm war ebenso sehr ein Gefangener wie Beatrix oder Tzigone, und die Aufgabe des Jordain bestand darin, den König von Halruaa zu befreien.

Auch wenn es sein Ende bedeutete.

DRITTES KAPITEL

Dichter silberner Nebel, der fast schon in Regen umzuschlagen schien und so fahl und kalt war, daß er an gestaltwandelnde Geister erinnerte, wirbelte in einem langsamen Tanz über die trostlose Landschaft. Das tiefe Moos, das die konischen Elfenhügel umgab, war vollgesogen wie ein Schwamm. Von morschen Bäumen tropfte Feuchtigkeit in wahnsinnig machenden, seltsamen Rhythmen.

Eine kleine, mitgenommene Gestalt kauerte im zweifelhaften Schutz einer kleinen Höhle im Fels, die dünnen Arme um die Knie geschlungen. So feucht und klamm diese Höhle auch sein mochte, sie bot zumindest die Illusion eines Schutzes an einem Ort, an dem Illusionen sehr viel Macht besaßen, wie Tzigone festgestellt hatte.

Ein Produkt von Tzigones Phantasie schnupperte an einem kleinen, dunklen Kadaver. Der Greif, der fast so substanzlos war wie der Nebel, hatte auf ihren Befehl hin gekämpft und mit einem Schnabel und Krallen, die so groß waren wie bei einem gigantischen Adler, die Finsteren Feen zum Rückzug gezwungen.

Die, von denen sie gequält worden war, hatten die Leiche eines gefallenen Kameraden zurückgelassen. Tzigone zwang sich, das zerrissene, gebrochene Ding aufmerksam zu betrachten und hoffte darauf, einen Hinweis darauf zu finden, was ihre merkwürdigen Häscher verwundbar machte. Die

Dunkel elfen waren so schnell, daß ihre Augen sie nicht richtig wahrnehmen konnten.

Die tote Dunkelfee war mit etwa einem Meter zwanzig 30 Zentimeter kleiner als Tzigone. Auch wenn ihre eigene Gestalt hager und kaum als weiblich zu erkennen war, kam sie sich neben der zierlichen Leiche sehr robust vor. Die Haut war pechschwarz, und die Gesichtszüge waren noch schmaler und schräger als die einer Elfe, wie Tzigone sie kannte. Kleine, sonderbar geformte Flügel, die zwar geknickt, aber dennoch hübsch anzusehen waren, hingen von den schmalen Schultern. Der lange ovale Kopf der Fee war völlig unbehaart, doch er brauchte auch keine Haare, da die unheimliche Schönheit dieses Geschöpfes sich jedem Vergleich mit einem Menschen entzog. Die Finsteren Feen waren, was sie waren: unvorstellbar schreckerregend.

Tzigone ließ ihren Blick schweifen und hoffte, daß die Kreatur, die an dem Leichnam schnüffelte, verschwunden sein würde, wenn sie wieder hinsah.

Doch dies war nicht der Ort, an dem sich Alpträume vertreiben ließen.

Die monströse Illusion war mit keinem Wesen vergleichbar, das sie kannte. Als sie dieses Geschöpf zum ersten Mal versehentlich beschworen hatte, hatte Matteo ihr erklärt, daß es ein derartiges Wesen seit fast 300 Jahren nicht mehr gegeben hatte. Der seit langem ausgestorbene Greif hatte einen riesigen Drachenrumpf, lederne, spärlich gefiederte Flügel und einen primitiven Vogelkopf. Um den Hals trug er eine dichte Mähne, und er hockte auf kraftvollen, löwenähnlichen Hinterläufen.

Das Monster trieb seinen gekrümmten Schnabel tief in den Kadaver und warf dann abrupt den Kopf hin und her. Ein übelkeiterregendes, schmatzendes Geräusch war zu hören, als Fleisch losgerissen wurde, gefolgt vom Brechen feiner Knochen.

Tzigone preßte die Faust gegen den Mund und versuchte, das Entsetzen durch Dankbarkeit zu ersetzen. Immerhin hatte der Greif sie wenigstens vorübergehend vor den Feen und ihrer unablässigen Folter bewahrt. Diese war zwar überwiegend nur Illusion, nichtsdestoweniger aber schmerzhaft.

Irgendwie war es den Finsteren Feen gelungen, in ihren Verstand und in ihr Herz vorzudringen. Sie quälten sie mit allem, was sie in den dunklen Ecken finden konnten und dem, was Tzigones reger Phantasie entsprang. Der riesige Greif aber war der Beweis, daß sie selbst auch nicht vor der tödlichen Wirkung der Illusionen geschützt waren.

Tzigones flinker Geist eilte voraus, um sich Gedanken über ihre Flucht zu machen. Es mußte einen Weg aus dieser grauen Welt geben. Sie und Matteo hatten schon früher gegen die Finsteren Feen gekämpft, und dabei hatte sie erkannt, daß Matteo wenig über ihre Gegner bekannt war. Das war ein schlechtes Zeichen, da Tzigone der Ansicht war, daß Matteo mehr über diese Kreaturen wußte, als die Götter vergessen hatten. Wenn er ihnen schon nichts entgegensetzen konnte, welche Chance hatte sie dann?

Andererseits hatte Dhamari Exchelsor gewußt, wie man den Schleier zwischen den Welten öffnet. Offenbar gab es einen Zauber, und dann würde Matteo ihn auch finden.

»Dhamari«, murmelte Tzigone und erinnerte sich plötz-

lich daran, daß er ihr Exil teilte. Unter Schmerzen stand sie auf und bewegte zaghaft ihre kühlen Glieder. Nach ein paar vorsichtigen Schritten machte sie sich daran, den Verräter zu finden.

Lange lief sie durch den wirbelnden Nebel, bis sie schließlich frustriert und müde gegen einen großen Pilz trat. Sie sah zu, wie dessen Sporen in einer aufgebrachten Wolke aufstiegen. In diesem Tempo würde sie Dhamari nie finden. Wenn sie illusionäre Geschöpfe entstehen lassen konnte, dann doch sicher auch eine Meute Jagdhunde.

Der Gedanke behagte Tzigone aber nicht. Während der Zeit, in der sie auf der Straße gelebt hatte, war sie zu oft von Wachhunden verfolgt worden, um sich jetzt für sie begeistern zu können. Außerdem konnte sich ein derartiges Unterfangen als gefährlich und unberechenbar entpuppen, selbst in der Welt, die ihr vertraut war. Sie erinnerte sich an den Eulenbären, der über ihre Mitreisenden hergefallen war, und verbannte diesen Gedanken mit aller Macht. Solche Erinnerungen konnten hier tödlich sein. Statt dessen stellte sie sich Dhamari Exchelsors entsetztes Gesicht vor, als sie ihn mit sich hinter den Schleier gerissen hatte.

Ein schwaches Wimmern ertönte und riß sie aus ihren Gedanken. Sie öffnete die Augen gerade noch rechtzeitig, bevor sie über den Magier stolperte.

Exchelsor lag zusammengerollt wie eine neugeborene Maus am Boden. Sein spärliches Haar war schweißnaß, und seine starren, glänzenden Augen verrieten, daß er von nicht endenwollenden Alpträumen geplagt wurde. Der Magier war in seinem Verstand gefangen und wurde von seinen eigenen

Untaten gequält. Tzigone konnte sich keine größere Gerechtigkeit vorstellen.

Doch gerecht oder nicht – Dhamari war in diesem Zustand für sie nicht von Nutzen.

Seufzend ließ Tzigone sich neben dem komatösen Magier nieder und legte ihm eine Hand auf die klamme Schulter. Er fühlte sich fast so kalt an wie der Nebel. Sie rieb seine Hände und bemerkte eine Kette, die zwischen seinen Fingern hing. Neugierig zog sie daran, bis ein kleines Medaillon aus seiner geballten Faust glitt – ein einfaches, vertraut aussehendes Ornament aus mattem Metall.

Stirnrunzelnd tastete sie ihren Stiefel ab, in dem sie das Medaillon ihrer Mutter versteckt hatte, und stellte fest, daß es fort war. Irgendwie war es Dhamari gelungen, es ihr zu stehlen.

Tzigone riß ihm den kostbaren Anhänger aus der Hand. Dhamaris Leib zuckte, sein Mund verzog sich zu einem Ausdruck der Pein.

»Das hat meine Mutter vor dir und deinesgleichen beschützt«, murmelte Tzigone und begriff, was den Magier quälte. »Wenn du es hast, schützt es dich vor dir selbst, und das ist wahrscheinlich der einzige Grund, warum du überhaupt so lange überlebt hast.«

Daneben stellte das Medaillon für Tzigone einen Schlüssel zur Vergangenheit und den Antworten dar, die dort verborgen sein mochten. Alles, was sie durch ihre sich entfaltenden Kräfte erfuhr, war ehrlicher als alles, was Dhamari Exchelsor ihr sagen würde.

Nur für eine Weile, entschied Tzigone und umschloß den

Talisman ihrer Mutter. Mit Hilfe der Gedächtnisübung, die sie von Matteo gelernt hatte, sank sie tief in die Vergangenheit.

*

*

*

Halarahh lag unter einer Nebeldecke im Tiefschlaf und nahm keine Notiz von der jungen Frau, die über die dicken steinernen Stadtmauern lief. Sie war geschwind, mit schlanken, braunen Gliedmaßen und einem mühelosen Gang, der an ein junges Reh erinnerte. Die Wachmagier, die die Wache vor Sonnenaufgang hatten, nickten ihr respektvoll zu, als sie sie passierte. Sie war zierlich, leichtfüßig und schnell wie eine Tänzerin, mit vollem, glänzend braunem Haar und großen, dunklen Augen, die von Lachen, Geheimnissen und Magie erfüllt waren ...

*

*

*

Tzigone wurde ruckartig wach. Das war ihre Mutter! Noch nie hatte Tzigone sie so lebhaft gesehen! Rasch verdrängte sie die Erscheinung und kehrte zurück, drang tiefer vor und bewegte sich durch die nebelgetrübten Bilder, bis sie in Keturahs eigene Perspektive gelangt war. Ganz am Rande ihres Verstandes war Tzigone klar, daß sie zu Keturah geworden war. Ihre Hand umklammerte noch fester den kostbaren Talisman, dann gab sie sich ganz der Vision hin.

*

*

*

Tzigone/Keturah stützte die Ellbogen auf die Mauer und begann, ein Lied zu summen, während sie zufrieden über die Stadt blickte, die das Herz ihres geliebten Landes und die Heimat des zurückgezogenen Königs Zalathorm bildete. Von ihrem Standpunkt aus hatte Keturah einen Blick, um den sie ein Falke beneidet hätte.

Die Sonne stieg über die höchsten Gipfel der Berge im Osten und tauchte die dunklen Wolken der Nacht in silbriges Rosa. Im Süden, weit draußen auf dem offenen Meer, grollten dicke graue Unwetterwolken wie Titanen, die sich zu früh aus dem Bett erhoben hatten. Die Stadt erwachte schnell zum Leben und stellte sich dem kommenden Tag. Karren und Pferde waren auf dem Weg zum Markt. Nach Jasmin duftender Frühnebel stieg aus den öffentlichen Parks auf, und mit ihm erhob sich der fröhliche Gesang junger Stimmen, als singende Mädchen Tau sammelten, das für Schönheits- und Liebestränke benötigt wurde. Der rasche Takt ihres Gesangs trieb zur Eile an, da selbst jetzt, in der kühlgsten Jahreszeit, sich die Wärme der Sonne rasch entfaltete.

Keturah sah zu, wie die Geschöpfe, die die Sonne liebten, mit Tagesanbruch erwachten. Geflügelte Schlangen, die wie Seile aus Edelsteinen glitzerten, schwangen sich in die Lüfte. Orangefarbene und gelbe Echsen kletterten an Wänden empor, an denen sie mit ihren klebrigen Fußballen Halt fanden. Aus dem Sumpf jenseits der Stadtmauer erscholl ein Gebrüll, das von einem Krokodilbullen stammen mochte. Aus den Gärten, die im Schatten der großen Mauer blühten, ertönte ein Antwortruf.

Keturah legte besorgt die Stirn in Falten. Sie lief über eine Treppe, die zur Innenseite der Mauer und weiter in den öffentlichen Park führte. Am Rand eines Teichs blieb sie stehen und begann, mit klarer, volltönender Altstimme zu singen – eine Stimme, die liebreizend klang, aber von der Verlockung der Magie erfüllt war.

Als Reaktion darauf tauchte das lange Maul eines Reptils aus dem Wasser auf. Goldene Augen mit obsidianfarbenen Pupillen erfaßten Keturah. Augenblicke später kam die Kreatur ans Ufer und entpuppte sich als Behir, ein Tier, das furchteinflößender war als ein Krokodil, aber kleiner als ein Drache. Vier Beinpaare säumten den langen, schlangenartigen Leib, der mit kobaltblauen Schuppen überzogen war. Der Hals war lang und elegant, und aus dem schmalen, spitz zulaufenden Kopf ragten dünne, nach hinten gebogene Hörner.

Behire waren in der Stadt so kostbar wie Schweine, doch statt zur Gewinnung von Speck, Schinken und Würsten wurden die exotischen Reptilien um magischer Komponenten und feiner Schnitzarbeiten willen erlegt. Es war eine Sitte, an die sich Keturah nie hatte gewöhnen können.

Der Behir verharrte am Ufer. Winzige blaue Funken zuckten, als die Kreatur schnupperte und den Geruch von Keturahs Magie in sich aufnahm.

Deren Melodie veränderte sich zu einem Wiegenlied, das den Behir gähnen ließ. Als er das gewaltige Maul aufriß, blitzten kristallene Reißzähne auf. Die Kreatur umkreiste sie zweimal wie ein schläfriger Hund, dann legte sie sich hin und bettete das Maul auf die Vorderpfoten. Das magische

Knistern ließ nach, als der Behir tief einschlief.

Keturah sang weiter, breitete die Arme aus und setzte zu einem Verkleinerungszauber an. Jedesmal, wenn sie die Hände aufeinander zubewegte, verringerte sie den Abstand etwas, und im gleichen Maß schrumpfte auch der Behir, bis das drei Meter sechzig lange Geschöpf nicht mehr größer war als eine Libelle.

Sie nahm den winzigen Behir und setzte ihn auf ihre Schulter, wo er sich instinktiv am Stoff ihrer Tunika festklammerte. Keturah machte sich auf den Heimweg und überlegte unterwegs, wie und wo sie das Tier am besten freilassen sollte.

Ein paar Schritte vor ihrem Turm blieb sie stehen und mußte sich wie so oft darüber wundern, daß dies tatsächlich ihr Anwesen war. Von einer Mauer umgeben, handelte es sich um eine ganze Reihe edler Gebäude: die Quartiere für die Diener, ein Gästehaus, ein Badehaus, sogar ein Stall war vorhanden. Der weitläufige Garten duftete nach blühenden Kräutern und war vom morgendlichen Gesang der Vögel erfüllt. Die Krönung ihres Anwesens war der Magierturm, ein hoch aufragendes, sechsseitiges Bauwerk aus grüngeädertem Marmor, überzogen von blühenden Ranken und gekrönt von einer zwiebförmigen Spitze aus mit Grünspan überzogenem Kupfer.

Mit 25 war Keturah ungewöhnlich jung für eine Besitzerin eines so prachtvollen Anwesens, doch sie beherrschte die Kunst der Beschwörung, eine Kunst, die in Halruaa hochangesehen war und die ungewöhnlichste aller magischen Talente darstellte, wahrhaft meisterlich. Sie war sehr gefragt,

und dementsprechend wurde sie auch entlohnt. Der Turm war der Lohn dafür gewesen, Dhamari Exchelsor zu unterweisen, den einzigen Sohn aus einer Familie wohlhabender Elektrumminen-Besitzer und Weinhändler. Keturah gefiel es nicht, daß sie ihr Zuhause einem einzigen Schüler zu verdanken hatte, aber dies war der übliche Weg. Der Lohn für die Ausbildung war hoch gewesen. Einem wahrlich begabten Schüler mangelte es zwar nie an Lehrern, doch von aufstrebenden Magiern mit mäßigem Talent wurde erwartet, daß sie für ihre Ausbildung gut bezahlten. Dhamari Exchelsor war in der Tat ein Mann mit mäßigem Talent.

Sie mußte ihm lassen, daß er hart arbeitete. Anders als einige von Keturahs anderen Lehrlingen zeigte Dhamari kein Interesse an ihr oder seinen Mitschülerinnen. Auch belästigte er nicht die Dienstmädchen. Er war adrett, höflich und respektvoll. Keturah hätte ihn für völlig gefühlkalt gehalten, wäre da nicht seine Faszination für die neueste Schülerin gewesen.

Keturah seufzte und ärgerte sich darüber, welchen Weg ihre Gedanken eingeschlagen hatten. Kiva, eine Altardienerin aus dem Tempel des Azuth, war erst vor kurzem zu Keturah geschickt worden, da sie pflichtgemäß in allen magischen Künsten unterwiesen werden mußte. Kiva war eine wilde Elfe, eine Seltenheit in Halruaah. Ihre goldenen Augen erinnerten Keturah an eine Dschungelkatze, und sie vermutete, daß sie gleichermaßen unberechenbar war.

Einer Sache war sich Keturah sicher: Kiva übte einen schlechten Einfluß auf Dhamari aus. Er war von legendären Geschöpfen und dunkler Magie begeistert, und die exotische

Kiva schien seine Phantasie zu beflügeln. In jüngster Zeit hatte er Keturah nach Zaubern gefragt, die ihm erlaubten, so wie sie Kreaturen herbeizurufen und zu befehligen. Doch Dhamari hatte kaum Talent für diese Form der Beschwörung – genaugenommen für keine Form dieser Zauberkunst. Bald würde Keturah ihn anhalten müssen, sich einen neuen Meister zu suchen und anderen Formen der Magie zuzuwenden. Der bloße Gedanke erfüllte sie mit großer Erleichterung.

Keturah verwarf diese Überlegungen und durchschritt das äußere Tor. Sie blieb so abrupt stehen, als hätte der Atem eines Eisdrachen sie mitten in der Bewegung erstarren lassen.

Ihre Nackenhaare stellten sich auf, Gänsehaut bildete sich auf ihren Armen. Ein zweites Schaudern bestätigte, was ihre Sinne wahrgenommen hatten: Eine düstere, üble Kreatur war in ihr Heim eingedrungen.

Keturah wirkte einen Hellsichtszauber. Tentakel aus gallegrünem Nebel – die Manifestation eines mächtigen Suchzaubers – bewegten sich durch die Luft. Ernst folgte sie ihnen in den Turm und die Wendeltreppe hinauf. Aus einem Raum hoch oben barst mit einem Mal eine Kakophonie hervor, die den Nebel als Wegweiser überflüssig machte.

Keturah eilte die letzten Stufen hinauf und rannte zum Hauptlabor. Die schwere Holztür war zu, bog sich aber und zitterte, als würde sie von der anderen Seite aus von einer unbekannten Macht traktiert. Keturah beschwor einen Feuerball und hielt ihn hoch erhoben in einer Hand, während sie mit der anderen die Tür aufriß und sofort zur Seite sprang.

Die Tür schlug heftig gegen die Wand, als ein Gewirr aus sich hebenden, senkenden und windenden Ranken in den Korridor platzte. Dichte Rauchwolken folgten und verbreiteten den ätzenden Geruch von Schwefel.

Keturah konnte zwar nicht in den Raum sehen, doch sie nahm verschiedene Geräusche wahr: Glasflaschen, die zer schlagen wurden, das Knistern eines Feuers, der Aufprall unbezahlbarer Zauberbücher gegen eine Wand, Möbelstücke, die umgeworfen wurden. Das Stöhnen eines Mannes klang nach Schmerz und Verausgabung, während eine hübsche, glockenhelle Sopranstimme einen schrillen Gesang anstimmte. All das wurde überlagert von einem grellen, kranken Kichern, das in den Ohren schmerzte, als zöge man Fingernägel über eine Schiefertafel.

»Ein Kobold«, murmelte Keturah. Sie ließ ihren Feuerball einem riesigen Glühwürmchen gleich in der Luft schweben und zerrte mit beiden Händen an den Ranken, die den Eingang blockierten. »Diese Trottel haben einen Kobold beschworen!«

Sie schuf eine kleine Öffnung und zwängte sich hindurch. Einen Moment lang blieb sie stehen und begutachtete das Ausmaß des angerichteten Chaos.

Ein edel gekleideter junger Mann trampelte hektisch auf einem qualmenden Teppich herum. Seine Stiefel qualmten, sein schmales Gesicht war von Schrecken gezeichnet und rußüberzogen. Er hob mit einer Hand den Dolch und schlug vergeblich nach der Kreatur, die ihn wie eine zu groß geratene Mücke umkreiste.

Sein Angreifer war tatsächlich ein Kobold, noch dazu ein

besonders schlimmer. Sein Körper hatte die Größe einer Hauskatze, er hatte große fledermausartige Flügel, eine gelbliche Haut und ein abscheuliches Gesicht, das von einer krummen Knollennase beherrscht wurde.

Der Kobold war nicht untätig gewesen. Teppiche und Vorhänge zeugten von Angriffen seiner Klauen, die zerrissenen verschmorten Ränder wiesen auf seine Berührungen hin. Während der Kobold um Dhamari kreiste, spie er kleine heiße Rauchwolken und kicherte vergnügt, als der junge Mann mit Schmerzensschreien reagierte.

Kiva stand an einen Zitronenbaum gelehnt und intonierte einen Wachstumszauber. Es war offenbar nicht das erste Mal, daß die Elfe versuchte, einen Kobold unter Kontrolle zu bringen. Ein verzierter Käfig beherrschte die Raummitte, der aus Ranken eines Krautes bestand. Es war ein geschickter Zauber, wenn man davon absah, daß die Käfigtür offenstand. Kkolde waren bekanntlich nur schwer zu kontrollieren.

Keturah ächzte vor Verärgerung.

Dhamari blickte auf und sah seine Lehrmeisterin. Schuld und Erleichterung lieferten sich einen Zweikampf in seinen Gesichtszügen.

»Mystra sei Dank! Keturah ist da!«

Dhamaris Ausruf lenkte die Elfe von ihrem Zauber ab. Kiva wirbelte herum und sah Keturah an. Der Ausdruck auf ihrem merkwürdigen kupferfarbenen Gesicht wechselte von konzentriert zu vorwurfsvoll, als sei Keturah für den rasenden Kobold verantwortlich.

»Tut etwas!« herrschte Kiva sie an.

In diesem Augenblick war das Ende von Kivas Zeit im

Turm besiegelt. Keturah preßte die Lippen aufeinander und griff in das Säckchen, das sie am Gürtel trug. Sie entnahm eine Prise eines Pulvers, das in ein Stück Seide gewickelt war – ein Talisman von der Art, wie ihn jeder umsichtiger Beschwörer für den Fall mit sich trug, daß eine Anrufung fehlschlug. Sie warf das Pulver mitsamt Seide in den Weg des Kobolds.

Die Seide löste sich und sank zu Boden, während das funkelnde Pulver mitten in der Luft hängenblieb und eine durchscheinende Wand bildete. Der Kobold versuchte mit hektischen Schlägen seiner Fledermausflügel ein Ausweichmanöver, kam aber mit dem Pulver in Berührung und blieb an der unsichtbaren Wand kleben. Die Kreatur schrie, strampelte und fluchte, doch es half alles nichts. Schließlich verstummte der Kobold, während sich seine gelbliche Brust bei jedem Atemzug heftig hob und senkte und er Keturah mit tödlichem Zorn ansah.

»Verswinde«, flüsterte Keturah. Im gleichen Moment war von der Kreatur und dem magischen Gefängnis nichts mehr zu sehen.

Die Magierin drehte sich um, um die Ursache für dieses Debakel zu studieren. Trotz ihres Zauberkampfs mit dem Kobold sah Kiva herablassend und herausgeputzt aus wie eine Königin. Die Elfe trug ein zartgrünes Kleid und dazu passende Edelsteine. Ihr dunkelgrünes Haar war kunstvoll zu Locken aufgedreht, jede einzelne Locke hatte die Farbe und den Glanz von Jade. Sparsamer Einsatz von Schminke betonte ihr exotisches Aussehen, und ein komplexes Parfüm, das grün und wild und irgendwie beunruhigend war, ver-

mischte sich mit dem Aroma der Pflanzen, die aus diesem Raum einen Dschungel gemacht hatten. Die Elfe war mehr als eine Handbreit größer als Keturah, doch sie war so zierlich und so außerordentlich gepflegt, daß Keturah sich neben ihr plump und gewöhnlich vorkam. Wenn Kiva zugegen war, mußte sich Keturah oft daran erinnern, daß nicht die Elfe, sondern sie Herrin dieses Turms war.

»Ihr habt einen Kobold heraufbeschworen«, sagte Keturah kühl. »Vorsätzlich?«

Dhamari Exchelsor und Kiva sahen einander an, dann sagte der junge Lehrling zaghaft: »Ja.«

»Verstehe.« Keturah machte eine ausholende Geste und wies auf den wilden Dschungel im Raum. »Das hier, darf ich annehmen, ist demnach ein Bann, mit dem diese Beschwörung rückgängig gemacht wird?«

»Ihr wißt genau, daß dem nicht so ist«, erwiderte die Elfe in einem gleichermaßen überzogen höflichen Ton. »Ihr wart einfach nicht in der Lage, die erforderlichen Bannzauber zu lehren.«

Mühsam zügelte Keturah ihr Temperament. »Erforderlich? Das kann man wohl sagen! Es ist unglaublich verantwortungslos, einen Zauber zu wirken, egal welchen, für den man keinen Gegenzauber kennt. Ihr habt euch nicht einmal die Mühe eines Schutzzaubers gemacht, stimmt's?«

Dhamari ließ den Kopf hängen, Kiva dagegen schnaubte leise, als würde sie sich über eine so überflüssige Frage amüsieren.

»Ihr habt beide eine Reihe von Grundregeln der Beschwörung vergessen«, fuhr Keturah fort und begann, sie an

den Fingern abzuzählen. »Man wirkt keinen Zauber, den man nicht rückgängig machen kann. Man ruft keine Geschöpfe, die man nicht bannen kann, und man ruft niemals ein Geschöpf, das man nicht unter Kontrolle hat.«

»Ein Geschöpf, das ich nicht unter Kontrolle habe?« wiederholte Kiva mit ungläubigem Tonfall. »Meine liebe Keturah, ich habe schon weitaus beeindruckendere Monster *kontrolliert* als einen stinkenden gelben Kobold!«

Keturah erwiderte einen Moment lang den stechenden Blick ihrer Schülerin, dann nahm sie den kleinen schlafenden Behir von der Schulter und setzte ihn auf einen Zweig des Zitronenbaums. »Nun gut«, sagte sie ruhig. »Wenn du so kenntnisreich bist, wie du sagst, dann bezwinde diese Kreatur.«

Die Elfe sah erst den Behir an, dann warf sie Keturah einen Blick zu, der spöttisch gewirkt hätte, hätte es sich um ein menschliches Gesicht gehandelt. Mit zarten kupfernen Fingern griff sie nach dem winzigen Reptil.

Blitze schossen aus dem Behir hervor und verkohlten Kiva die Fingerspitzen. Ihr dunkelgrünes Haar wirbelte um ihren Kopf herum, als hätte ein heftiger Sturm es erfaßt. Sie riß die Hand zurück und atmete kurz und schmerzerfüllt ein. Ihr Blick zu Keturah war voller eiskalter Wut und ganz und gar unmenschlich.

»Mieses Dreckstück«, sagte sie leise.

Ein Schauer lief Keturah über den Rücken, so groß war der Kontrast zwischen der lieblichen Stimme und dem bösen Tonfall. Es war, als hätte jemand ihre Totenglocken geläutet und dafür Feenglocken benutzt.

Sie verdrängte diese finstere Überlegung. »Der Griff einer Magierin darf nie weiter reichen als ihr Arm, Kiva, und ihr Stolz muß durch Geschick und Wissen ausgeglichen werden. Merk dir das. Der Stich des Behirs ist den Schmerz mehr als wert. Es ist zugleich deine letzte Lektion«, fuhr Keturah kühl fort. »Du hast bis Sonnenuntergang Zeit, dich mit deinem Tempel in Verbindung zu setzen und den Turm zu verlassen. Wir werden uns nie wiedersehen.«

Beide Frauen sahen einander lange an, dann verbeugte sich Kiva spöttisch. »Wenn Ihr es sagt, Herrin, wird es wohl auch stimmen.« Sie wandte sich ab und verließ den Raum, wobei sie mit dem Geschick eines Dschungelwesens das Gewirr aus Ranken und Asten durchschritt.

Keturah sah ihr besorgt und nachdenklich nach. Doch hatte sie sich eines weiteren Schuldigen anzunehmen, und als sie sich dem bleichen jungen Mann zuwandte, war der Zorn wieder in voller Heftigkeit entbrannt.

»Wenn du auch nur einen weiteren Tag in diesem Turm bleiben willst, Dhamari, dann wirst du mir dein Magierehrenwort geben, nie wieder einen solchen Zauber zu versuchen.«

Es war eine harsche Bedingung, die sie ihm stellte, aber sie hielt sie für angemessen. Ein solches Versprechen wurde weder leichtfertig gegeben noch gefordert. Es gab kein Bedauern oder Ableugnen. Kein Magier konnte zurück, nicht einmal, wenn er es von ganzem Herzen wollte – auch nicht, wenn er so sein eigenes Leben hätte retten können.

Nichts davon schien den aufstrebenden Magier zu interessieren. Seine Stiefel qualmten immer noch von seinen Ver-

suchen, die vom Kobold entfachten Flammen auszutreten. Sein Gesicht erinnerte an das eines Harlekins: blaß auf der einen Seite, vom aufsteigenden Rauch gerötet auf der anderen. Der Schmerz verhinderte, daß er seine Augen ruhig hielt, zudem waren sie wie durchsichtig von Entsetzen. Als Dhamari die Bedeutung von Keturahs Worten verstand, hatte die Erleichterung auf seine Miene eine fast schon heilende Wirkung. Er ergriff Keturahs Hände und kniete nieder.

»Mystra ist gnädig, aber Ihr seid ihr ebenbürtig«, haspelte er. »Die Herrin segne Euch! Ich war davon überzeugt, daß Ihr mich wie Kiva aus dem Turm verstoßen würdet.«

»Das werde ich auch, wenn du nicht schwörst. Sei so gut und bändige deine Freude.« Sie entzog ihm ihre Hände. »Was ich von dir erwarte, ist nicht unbedeutend.«

»Das ist mir klar, Herrin«, pflichtete er ihr bei, doch seine Erleichterung war so groß, daß ihn ihre Schelte nicht in Verlegenheit zu bringen schien. Er stand auf und nahm ein goldenes Medaillon ab, das er um den Hals trug. Darauf befand sich sein Siegel, die magische Rune, die seine Signatur und noch weit mehr war. Er gab es ihr als symbolischen Akt, um ihr zu zeigen, daß er sein Schicksal ganz in ihre Hände legte. Dann schob er die Ärmel hoch, schloß die Augen und hob die Arme, um die für den Zauber angemessene Stellung einzunehmen.

»Bei Wort und Wind, bei Sonne und Stern, bei den heiligen Flammen der Herrin Mystra und bei der Magie, die sie mir gewährt, schwöre ich, daß ich niemals in diesem Leben und auch in keinem späteren eine Kreatur heraufbeschwören werde, die ich nicht verstehe und die ich nicht kontrollieren

kann!« Er öffnete die Augen und sah Keturah ernst an. »Diesen Eid leiste ich gern und aus freiem Willen, wie ich es immer wieder tun werde, wenn Ihr es von mir verlangt.«

Sein Blick und sein Ton ließen erkennen, daß er es ehrlich meinte. »Genug«, sagte Keturah und gab nach. Sie schickte ihn den Gärtner holen, der sich der Ranken und Blumen annehmen sollte. Dhamari zog sich so schnell zurück, als fürchtete er, sie könne es sich anders überlegen, wenn er auch nur einen Moment zögerte.

Als Keturah allein war, sah sie sich die Bescherung an. Sie stellte zwei Zauberbücher zurück in ein leeres Regal und begann, zwischen den Ranken nach den übrigen zu suchen. Sie preßte die Lippen verärgert aufeinander, als sie inmitten der Ranken ein verkohltes und zerknittertes Pergament entdeckte. Sie nahm es an sich, glättete es und hoffte, daß es nicht aus einem ihrer kostbaren Bücher stammte.

Auf den ersten Blick sah sie, daß dem nicht so war. Der größte Teil des Blatts war verbrannt, der Rest war braun und an den Rändern brüchig, dennoch konnte sie noch einige sonderbare Schriftzeichen erkennen. Sie waren ihr unvertraut – kantig, winklig, elegant und zugleich äußerst bedrohlich.

Keturah blies Ruß und Asche weg, um den Fetzen genauer betrachten zu können. Sie kannte weder den Zauber noch die Sprache, in der er geschrieben war, doch die Zeichen erinnerten an die Schrift der Elfen. Von einer unangenehmen Vorahnung getrieben verließ sie ihr Labor und begab sich in die Privatbibliothek, einen kleinen Raum, in dem sie die Schätze aufbewahrte, die sie von ihrem letzten Herrn

geerbt hatte. Aus einem versteckten Tresor zog sie ein großes, dünnes Buch hervor.

Das Buch war ein Artefakt, das wertvollste, das Keturah besaß. Es enthielt nur zwei Bögen hauchdünnen, absolut glatten Elektrums. In das linke Blatt war eine leere Schriftrolle geätzt, in das rechte ein ovaler Spiegel und eine kleinere Schriftrolle. Beide Blattränder waren von einem komplexen Muster gesäumt, das sich bei genauem Hinsehen aus abertausenden Runen zusammensetzte, die so winzig und zahlreich waren, daß es unmöglich war, einzelne von ihnen zu identifizieren. Laut Keturahs Meister fand sich in diesem scheinbaren Gewirr jeder bekannte Zauber. Das Buch konnte die Herkunft jedes Zaubers bestimmen – und manchmal gar den Magier, der ihn geschaffen hatte. Keturah hatte diese Behauptung noch nie auf die Probe gestellt, da der Preis für diese Magie hoch war.

Sie machte sich mit einem Stift, dessen Spitze mit einem Diamanten besetzt war, daran, die seltsamen Schriftzeichen auf die Schriftrolle aus Elektrum zu übertragen. Als sie überzeugt war, das Bruchstück des Zaubers originalgetreu übertragen zu haben, stellte sie das Buch hochkant auf den Tisch, so daß die Seiten einander gegenüber lagen. Keturah nahm eine kleine Kerze, die mit teuren Gewürzen hergestellt worden war, stellte sie zwischen den Seiten und zündete sie an, um dann mit den Worten und Gesten des komplizierten Zaubers zu beginnen. Der silbrigweiße Schimmer des Elektrumspiegels verflüchtigte sich und wurde durch ein beschlagenes Glas und ein schattenhaftes, konturloses Gesicht ersetzt. Nach und nach füllte sich die kleine Schriftrolle mit

halruaanischen Schriftzeichen.

Sie beugte sich vor und begann, laut zu lesen.

»Der Zauber ist unvollständig. Eine der Runen ist ein verkehrter, auf den Kopf gestellter Viertelkreis. Der Zauber ist wahrscheinlich ilythiirinischer Herkunft. Auf den Ruf des Spiegels zeigt sich kein Gesicht eines Magiers, doch soviel kann ich, das Buch, mit Gewißheit sagen: Das Bruchstück des Zaubers ist älter als die Zeitrechnung. Wollt Ihr, daß das Buch ihn übersetzt?«

Sie lehnte sich zurück und atmete langsam aus.

Ilythiirinisch. Das Wort an sich verbreitete schon Schrecken, obwohl es für ein Volk stand, das in grauer Vorzeit aus Halruaa verschwunden war. *Ilythiirinisch.* So nannten Weise die finsternen Elfen auf dem Südländ, die Vorfahren der bössartigen Drow.

Ilythiirinische Magie – was hatte sich Kiva nur gedacht!

Keturah eilte in ihre Schatzkammer, um Gold und Juwelen zu holen, die sie für die nächste Stufe der Nachforschungen brauchte. Sie schloß das Buch, um beide Schriftrollen zu löschen, öffnete es wieder und übertrug erneut die Runen, dann schrieb sie den Übersetzungszauber nieder. Die Kostbarkeiten legte sie in einen kleinen Kessel, zusammen mit einem Klumpen Bienenwachs und einer Mixtur magischer Pulver. Den Kessel stellte sie auf die aufgetürmten Kohlen ihres Herds. Als das Wachs zu schmelzen begann, goß sie alles in eine Kerzenform und wartete darauf, daß die Zauberkirche fest wurde. Sie zündete sie an und sah zu, wie Gold und Edelsteine mit dem Wachs schmolzen und dem Zauber Kraft gaben. Neue Runen entstanden auf dem Elektrumblatt.

Noch während sie las, fühlte Keturah, wie ihr Gesicht nach und nach erbleichte.

Das Bruchstück des Zaubers erwähnte das Finstere Feenvolk: dunkle Feen, die die Berge Halruaas heimsuchten, mysteriöse Wesen, die so böse waren, daß angeblich selbst die Drow sie fürchteten. Die umgekehrte Rune war ein Schutzzeichen gegen dieses todbringende Volk.

»Ein umgekehrtes Schutzzeichen«, sagte Keturah langsam. »Dann diene der Zauber nicht der Abwehr, sondern der Beschwörung!«

Bei Mystra! Das erklärte, warum Dhamari gezögert hatte, als sie gefragt hatte, ob sie den Kobold vorsätzlich gerufen hatten. Es war absichtlich geschehen, allerdings war es ein Fehler, daß ein Kobold erschienen war. Zum Glück, dachte sie. Sie war nicht sicher, ob sie mit den finsternen Kreaturen hätte fertigwerden können, die ihre Schülern hatte rufen wollen!

Glücklicherweise waren weder Dhamari noch Kiva geschickt genug, um die Grenze zwischen der bekannten Welt und dem verborgenen Reich des Finsternen Feenhofs zu durchdringen. Keturah wußte nicht, ob sie selbst es konnte, doch sie hegte auch kein Verlangen, das herauszufinden. Dhamari würde es nicht wieder versuchen, sie hatte sein Wort. Aber Kiva ...

Keturah sprang auf und suchte aufgeregt nach dem Pergamentfetzen, der ein wichtiges Beweisstück war, wenn Kivas Ehrgeiz beschnitten werden sollte. Die Elfe war auf dem Weg zur Bluthündin. Keturah war nicht so jung und idealistisch, um zu glauben, die Azuthaner würden allein auf ihr

Wort hin gegen einen aus ihren Reihen entscheiden. Die Kleriker Azuths, des Herrn der Magier, stellten eine Minderheit dar im Land, das Mystra zugewendet war. Sie hüteten eifersüchtig das Prestige und die Position ihres Gottes. Die meisten Azuth-Priester waren gute Männer und Frauen, aber wenn sich Magier in ihre Angelegenheiten einmischten, verwandelten sie sich in Wölfe, die man in eine Ecke gedrängt hatte.

Keturahs Blick fiel auf den Fetzen mit dem braunen Rand, der im Gewirr der verwelkenden Ranken fast unbemerkt geblieben wäre. Er war vom Tisch gefallen, während sie mit dem Zauber beschäftigt gewesen war. Sie kniete nieder, um nach dem Pergament zu greifen.

Ihre Finger legten sich um ein Wölkchen aus grünem Nebel, das sich seinen Weg zwischen ihren Fingern hindurch bahnte und ihr ins Gesicht stieg. Mit dem Nebel schlug ihr ein schwerer Geruch entgegen, der ihr allzu vertraut war. Der Nebel löste sich schlagartig auf, nur Kivas Parfüm hing noch wie spöttisches Gelächter in der Luft ...

*

*

*

Tzigone löste sich aus der Vision und warf dem zusammengekauerten Dhamari einen wütenden Blick zu. Da Illusionen an diesem Ort so intensiv waren, hatte sie das Gefühl, noch immer das Parfüm der Elfe und den Schwefelgestank in Dhamaris Kleidung zu riechen.

Sie schüttelte den Magier und schrie ihn an, damit er aus seiner Trance erwachte. Doch er wich nur zurück und fuch-

telte hilflos mit den Händen, während er sie anflehte, ihn nicht mit ihren Hörnern zu durchbohren.

»Hörner«, murmelte Tzigone und stand auf.

Einen Moment lang betrachtete sie den abscheulichen Mann, die schreckliche Person, die im Sumpf ihrer eigenen Vergehen gefangen war. Sie spürte den Wunsch, ihn zu treten, unterdrückte ihn aber.

»Laß dir endlich ein Rückgrat wachsen, Dhamari! Dank dir und Kiva kann ich dir aus Erfahrung sagen, daß es möglich ist, so gut wie alles zu überleben.«

Der Magier reagierte mit einem Schmerzensschrei. Tzigone murmelte einen Spruch, den sie auf der Straße aufgeschnappt hatte, und bückte sich. Rasch schob sie den Talisman zurück in seine Hand, und sofort wurde aus seinen Schreien wieder ein klägliches Jammern.

»Ich will, daß du überlebst«, sagte sie. Ihre Stimme war kalt, und in ihren Augen war nichts von dem spielerischen Humor, der sonst ihr Kennzeichen und ihr Schild war. »Ich werde einen Weg finden, wie wir gemeinsam hier wegkommen. Wenn das alles vorüber ist, werde ich dich eigenhändig umbringen.«

VIERTES KAPITEL

Der abnehmende Mond erhob sich unbemerkt über die Straßen Halruaas. Sein Licht wurde von finsternen Wolken verdunkelt, die von Scheiterhaufen aufstiegen. Zwei Männer in dunkler Kleidung glitten durch die Nacht zur Mauer, die den Turm aus grünem Marmor umgab.

Matteo folgte Basel Indoulur – einem mächtigen Beschwörer und Oberbürgermeister Halars, der Schwesterstadt Halruaas –, der sich mit sicheren Bewegungen daran machte, die Mauer zu überwinden. Der stämmige Magier bewegte sich geschwind wie ein Jüngling und fand haltgebende Spalten und Risse in der Mauer, die der Jordain mit seinen viel jüngeren Augen nicht ausmachen konnte. Andererseits hatte Basel Keturah sehr gut gekannt, und vermutlich gab es einen guten Grund dafür, daß er mit den Geheimnissen des Turms vertraut war. Was Matteo allerdings überraschte, war die Tatsache, mit welcher Schnelligkeit dieser Mann klettern konnte und mit welchem Vergnügen er ans Werk ging, obwohl sie eine äußerst ernste Absicht verfolgte.

Zum ersten Mal erkannte Matteo eine Übereinstimmung zwischen dem Magier und Tzigone, die Basels Schülerin gewesen war – und vielleicht sogar seine Tochter war. Matteo überlegte, daß Basel möglicherweise auch *sein* Vater war. Obwohl Matteo auf dem Jordaini-Kolleg ohne die Erfahrung einer Familie aufgewachsen war, fühlte er sich mit diesen

beiden auf enge Weise verbunden.

Die beiden Männer kletterten über die Mauer und huschten durch den Garten, in dem es nach Kräutern aller Art roch. Dhamari, der nach Keturahs Gang ins Exil den Turm übernommen hatte, war ein Meister der Tränke, und der schmale Weg, der zum Turm führte, war durch die Fülle an Kräutern fast zugewuchert. Die beiden Eindringlinge schafften es ohne Zwischenfall bis zum Turm und blieben stehen, um die Ranken zu betrachten, die aus dem grünen Marmor hervorzutreten schienen.

Basel sah Matteo an und lächelte bedauernd, als sein Blick nach unten auf seinen Bauch wanderte.

»Seit ich das letzte Mal an diesem Turm hinaufgeklettert bin, habe ich an zugelegt, wie du siehst. Bist du sicher, daß wir nicht zur Tür hinein können? Wer würde Zalathorms Ratgeber schon den Eintritt verwehren?«

»Niemand, vorausgesetzt, ich will, daß mein Handeln vom Stadtrat anschließend gründlich untersucht wird. Dhamari ist ein Kriegsoffer. Er hat Tzigone zur Erbin seines Turms gemacht, doch sie ist ebenfalls verschwunden, ohne daß sie ihrerseits einen Erben bestimmt hat. Bis der Senat in dieser Sache entschieden hat, bleibt der Turm gegen jede magische Erkundung gesperrt. Wenn wir die Schutzzeichen an den Türen brechen oder versuchen, mittels Magie in den Turm einzudringen, wird Procopio davon erfahren.«

»Ah.« Basels Züge verhärteten sich. »Lieber ein Messer an der Kehle, als daß mir der Mann über die Schulter blickt.« Er sah Matteo an. »Ich weiß, er war einmal dein Herr.«

»Man muß sich nicht entschuldigen, wenn man die Wahrheit sagt. Tzigone hatte eine ähnliche Meinung von unserem Oberbürgermeister. Sie nannte ihn einen ›alten Schneefalken‹.«

»Und noch einiges anderes, da bin ich mir sicher. Gut, bringen wir's hinter uns.« Basel begann mit dem Gesang und den Gesten für den Zauber.

Matteo hatte schon zuvor Magier gesehen, die Tarnzauber wirkten, doch dies war das erste Mal, daß er miterlebte, wie Magie Jahre ungeschehen machte. Basels Gesicht wurde schmaler und härter. Das Doppelkinn hob sich und verschwand, und alle Spuren der Resignation im mittleren Alter und eines zu ausschweifendes Lebens verblichen. Nur das Funkeln in seinen Augen blieb, auch, als sich einige Falten zurückbildeten. Auch trug er sein schwarzes Haar immer noch zu unzähligen, mit Perlen verzierten Zöpfen geflochten.

Basel zwinkerte dem Jordain, der ihn ungläubig anstarrte, zu. »Sah ich nicht einmal blendend aus?«

Matteo antwortete mit einem flüchtigen Grinsen. In Wirklichkeit hatte er im jüngeren Gesicht des Magiers nach Ähnlichkeiten mit seinem eigenen gesucht. Basels Züge waren rundlich, während das Matteo scharf gezeichnete Brauen, ein entschlossenes Kinn und eine schmale, geschwungene Nase hatte. Matteos Haar war auch heller – ein ungewöhnlich tiefer Kastanienton mit einigen roten Sprenkeln. Mit nahezu einem Meter achtzig war er für einen Halruaaner hochgewachsen und ein gutes Stück größer als Basel. Nur ihr Körperbau wies gewisse Ähnlichkeiten auf: breite

Schultern, breite Brust und muskulöse Gliedmaßen.

Der Jordain war nicht der einzige, dem die Übereinstimmung auffiel. Basel zwinkerte erneut. »Laß dir das eine Lehre sein. Jetzt weißt du, was passiert, wenn man mit dem täglichen Waffentraining aufhört. Außerdem hältst du dich vorsichtshalber besser von altem Käse, Rotwein und gezuckerten Feigen fern.«

Matteo zog versuchsweise an dem dichten Gewirr aus blühenden Ranken. »Wenn diese Unternehmung scheitert, soll ich dann diesen Rat in Eure Grabrede aufnehmen?«

Basel schnaubte. »Seit gehört Sarkasmus zu den rhetorischen Studien eines Jordain?«

Der junge Mann zuckte die Achseln und begann zu klettern. Magiertürme waren mit magischen Schutzzeichen gesichert, doch Matteo hatte von Tzigone gelernt, daß es oft nutzbringender war, profane Methoden anzuwenden, anstatt zu Gegenzaubern zu greifen. Dennoch nagte die Methode, um in Keturahs früheren Turm einzudringen, an Matteos Gewissen. Es gab nur wenige Dinge in Verbindung mit seiner Freundschaft zu Tzigone, die nicht diese Reaktion auslösten.

Nach halruaanischem Recht war Tzigone ein Magierbastard, ein unbeabsichtigtes Verbrechen, daß Entehrung oder sogar Tod mit sich brachte. Sie war auch eine Diebin und Streunerin, und doch schützte Matteo sie immer wieder, obwohl er den Schwur geleistet hatte, die Gesetze Halruaas zu achten.

Es schien ihm, als machten Frauen das Leben in ziemlich großem Stil komplizierter.

Basel zog sich durch ein offenes Fenster im dritten Stock und klopfte sich den Schmutz von den Händen. »Es hat keinen Sinn, noch höher zu klettern. Der Turm ist verlassen.«

»Dhamaris Diener scheinen nicht besonders loyal zu sein«, beobachtete Matteo.

Basels künstlich verjüngtes Gesicht hatte einen düsteren Ausdruck. »Aus gutem Grund. Komm mit.«

Er ging in Dhamaris Arbeitszimmer. Als Matteo in den weitläufigen Raum trat, sah er sich zunächst einmal um. Es sah aus wie bei den meisten anderen Magiern, abgesehen allerdings von einer gewaltig großen Korkplatte, die sich über eine Wand erstreckte – eine Schmetterlingssammlung, wie es auf den ersten Blick schien. Er trat näher und betrachtete die Kreaturen, die an der Wand aufgespießt waren. Sein Mißfallen über diese Sammlung wandelte sich rasch zu Entsetzen.

Dhamari hatte sich nicht auf Schmetterlinge beschränkt. Winzige Chamäleonfledermäuse waren direkt neben einem ausgetrockneten Feendrachen und einer winzigen, mumifizierten Fee festgenagelt. Eine Reihe leerer Nägel steckte im Kork, und als Matteo einen davon herauszog, bemerkte er winziges blaues Stück, das durchscheinend und papieren war.

Er zeigte es Basel. »Sieht aus wie eine Schuppe von der abgestreiften Haut einer Sternenschlange.«

Der Magier fluchte leise. »Ich gäbe zehn Jahre meines Lebens, um zu erfahren, wann und wie Dhamari an diese Haut gekommen ist.«

Matteo nickte und verstand, was Basel damit sagen woll-

te. Vor 20 Jahren war Keturah wegen ihrer Fähigkeit, diese gefährlichen Kreaturen zu beschwören, als Mörderin verurteilt worden. Es war eine seltene Fähigkeit, und nachdem sie geflohen war, war niemand auf die Idee gekommen, nach einem möglichen anderen Schuldigen zu suchen.

»Wie konnten Tzigone und ich ihn nur so falsch einschätzen?«

Basel griff in eine kleine Tasche an seinem Gürtel und holte den Talisman heraus, den Dhamari Tzigone gegeben hatte. »Ich habe ihn einer Reihe magischer Tests unterzogen und bin dahintergekommen, daß dies nicht Keturahs Talisman ist, sondern eine Kopie. Eine gute Kopie, jedoch bar aller Magie. Zuerst dachte ich, die Magie sei mit Keturahs Tod geschwunden.«

Eine logische Folgerung, nur daß Keturah nicht tot war. Matteo bemerkte den leeren Ausdruck in den Augen Basels und wünschte sich von Herzen, er könnte ihm alles erzählen.

»Das Original trägt einen dauerhaften Zauber, der sehr mächtig ist und seinen Träger vor einer bestimmten Person sowie vor allen schützt, die in seinen Diensten steht«, erklärte der Magier.

»Im Fall Keturahs wäre das Dhamari«, überlegte Matteo. »Wäre es denkbar, daß Dhamari das Original trägt, um sich vor sich selbst zu schützen?«

Basel stieß einen leisen Pfiff aus. »Ich hätte dieses Wiesel nicht für so raffiniert gehalten, aber das würde erklären, wie er seinen wahren Charakter und seine Motive verbergen konnte.«

»Warum?«

»Ehrgeiz«, erwiderte Basel. »Kurz nachdem Keturah ihn als Lehrling aufgenommen hatte, hörte sie ihn prahlen, er würde später einmal zum Senat gehören und Erzmagus werden. Sie erzählte es mir, weil sie es für sonderbar und sehr untypisch hielt.

Dhamari war ein Mann mit bescheidenem Talent und schien das zu verstehen und hinzunehmen. Aber genug geredet. Wir wollen herausfinden, wie er es so weit gebracht hat.«

Sie gingen daran, das Labor und die Bibliotheken nach etwas zu durchsuchen, das Licht auf den Zauber werfen konnte, den Dhamari an Tzigone gegeben hatte und der sie beide an den Finsteren Feenhof verschlagen hatte.

Matteo legte die Schriftrollen rasch wieder weg, die Gifte und Verwandlungstränke beschrieben, während er sich länger mit allem befaßte, was mit Elfenmagie zu tun hatte. Das schien ratsam, da Kiva eine Rolle in den Zielen Dhamaris gespielt hatte, vielleicht aber auch umgekehrt. Auf dem Boden einer hohen Kiste stieß er dann endlich auf einen modrigen Band mit erhabenen, gewaltigen, winkligen Runen.

Sein Herz raste, als ihm die Bedeutung dieser Runen bewußt wurde. Er ging zu Basel, wobei er das Zauberbuch mit der gleichen Vorsicht und Widerwillen trug, als würde er eine tödliche Viper in den Händen halten.

»Es ist in Ilithiirinish«, sagte er und reichte Basel das Buch. »Ich habe Legenden über die finsteren Elfen Halruaas gelesen, doch ich kann mir nicht vorstellen, daß irgendetwas aus dieser Zeit hätte überdauern können, auch kein Zauberbuch.«

Basel legte den empfindlichen Band auf einen Lesetisch und begann, darin zu blättern. Nach einigen Minuten zog er eine kleine Pergamentrolle aus seiner Tunika und begann, die Zauber der Elfen abzuschreiben.

»Ist das klug?«

Basel sah auf. »Ist es klug, Schlangengift in der Hoffnung zu trinken, den Biß einer anderen Schlange zu heilen? Wenn die Vorfahren der Dunkeelfen und der Crinti-Banditen mir helfen können, gegen das vorzugehen, was Dhamari getan hat, dann gebe ich ihren verfluchten Nachfahren mein gesamtes Vermögen!«

Matteo dachte an Andris, der im Gefängnis saß, weil er Kiva geholfen hatte. »Kann aus Bösem Gutes entspringen?«

Basel schrieb weiter. »Ich könnte den Kopf in den Sand stecken und so tun, als würde nichts Böses existieren. Aber das einzige, was ich damit erreichte, wäre, meinen Hintern als leichtes Ziel zu präsentieren.«

»Aber ...«

Wieder sah Basel auf. »Willst du Tzigone helfen oder nicht?«

Während Matteo Basels Blick standhielt, verhöhnnte ihn sein eigenes ernstes Gewissen. »Ich komme nach und nach zu der Ansicht, daß moralische Entscheidungen oft schwierig sind und nur selten ausschließlich gut sein können.«

Basel brummte. »Ich gehe davon aus, daß das ein Ja sein soll. Warum siehst du dich nicht weiter um, während ich die Zauber kopiere?«

Matteo blieb stehen, um Basel das wenige zu sagen, das ihm zu erzählen gestattet war. »Die Königin wird sich bei

Neumond vor Gericht verantworten müssen. Wißt Ihr, daß Zalathorm mir aufgetragen hat, sie zu verteidigen?«

Der Magier kniff die Augen zusammen. »Davon habe ich gehört. Warum erzählst du mir das?«

»Da wir gemeinsam daran arbeiten, Tzigone zu befreien, erschien es mir klug, Euren Rat in dieser anderen Sache einzuholen.«

»Ich beneide dich nicht um deine Aufgabe«, sagte Basel offen. »Einige der Handwerker, die die mechanischen Kreaturen gebaut haben, haben die Überreste identifiziert. Eine magische Untersuchung hat ergeben, daß alle diese Handwerker nur für Beatrix arbeiteten, für niemanden sonst.«

»Ja.« Das war einer der vielen beunruhigenden Fakten, auf die Matteo schon gestoßen war.

«Vielleicht kannst du beweisen, daß Königin Beatrix niemandem etwas tun wollte und auch keinen Verrat beabsichtigte.«

»Ich bin nicht sicher, ob die Absicht hier zählt. In den letzten Jahren konnte die Königin nicht zeigen, daß sie zu einem logischen Gedanken fähig ist. Zudem wird jede Verteidigung in dieser Richtung mit Geschichten von Irren und ihren Akten der Vernichtung gekontert. Die halruaanische Geschichte hat einige solcher Geschichten zu bieten. Keiner dieser verrückten Schurken entging seiner gerechten Strafe, und das gilt auch für Königin Beatrix, wenn die Verteidigung diesen Weg einschlägt.«

»Vielleicht kannst du beweisen, daß ihre Arbeit mißbraucht wurde. Nach halruaanischem Recht ist einem Magier, der einen Zauber entwickelt, keine Schuld zu unterstel-

len, wenn ein zweiter Magier eine zerstörerische Variante dieses Zaubers entwickelt und einsetzt. Beatrix hat die mechanischen Kreaturen geschaffen, aber es war Kiva, die sie ihr abnahm und als Krieger nutzte. Wenn Beatrix nicht verstanden hat, welche Absichten Kiva hegte – und das ist anzunehmen –, dann wäre sie womöglich durch dieses Gesetz geschützt.«

»Wenn Kiva für eine magischen Befragung zur Verfügung stünde, könnte das eine vernünftige Verteidigung sein.«

Basel überlegte. »Hast du in Erwägung gezogen, daß der geistige Zustand der Königin die Folge eines Zaubers sein könnte?«

Matteo dachte an Zalathorms Gesichtsausdruck, als Beatrix erklärte, sie sei verzaubert worden – aber nicht von einem *wer*, sondern von einem *was*.

»Es wird schwer werden, das zu beweisen«, murmelte er und dachte an den Eid, der Zalathorm zum Schweigen verpflichtete.

»Wurde Beatrix von Bluthunden untersucht? Von Erkenntniszauberern?«

»Ja. Sie fanden nicht Be- oder Entlastendes. Es scheint eine Art magischer Schleier über der Königin zu liegen, der jede Untersuchung blockiert.«

Ein Schleier, den der König nicht lüften konnte, fügte Matteo stumm an. Er fragte sich, warum Zalathorm eine so wichtige Angelegenheit der Erkenntnismagie auf die Schultern eines magisch toten Ratgebers legte.

»Du siehst besorgt aus«, meinte Basel.

Matteo löste sich aus seiner Innenschau. »Es ist eine ver-

wirrende Angelegenheit, doch ich danke Euch für Euren Rat. Ihr habt ein solides Verständnis von halruaanischem Recht, wie ich es von einem ehemaligen Jordaini-Meister erwarten würde –«

Er brach mitten im Satz ab, doch Basels weit aufgerissene Augen verrieten, daß er getroffen hatte. Der Magier gewann rasch seine Fassung zurück und lehnte sich in seinem Sessel nach hinten.

»Offenbar gehen dir viele Dinge durch den Kopf! Gibt es einen Grund dafür, daß du dich mit meiner früheren Tätigkeit beschäftigst, oder neigst du einfach nur zu Anfällen von Neugier?«

Matteo rang mit sich, wie er weitermachen sollte, doch dann siegte Wissensdurst über Anstand. »Nachdem der König mich gestern zu seinem Ratgeber bestimmt hatte, sagtet Ihr, wir müßten uns unterhalten.« Sein Herz pochte laut, während er wartete, daß der Magier eingestand, was Tzigone angedeutet hatte und was er, Matteo, vermutete: Basel war sein Vater.

Der Gesichtsausdruck des älteren Mannes blieb verblüfft. »Ich sprach von Tzigones Rettung.«

Matteo fühlte eine unerklärliche Woge der Enttäuschung in sich aufsteigen. Er wollte das Thema noch nicht fallenlassen und fragte Basel, welches Fach er unterrichtet hatte.

»Verteidigung gegen Kampfmagie. Wieso?«

»Das ist ein besonderes Interessengebiet von mir. Könnten wir uns später einmal darüber unterhalten? Vorausgesetzt, Ihr erinnert Euch noch an genug von dem, was Ihr am Jordaini-Kolleg lehrtet.«

Das Funkeln in Basels Augen erlosch. »Gibt es nicht ein Jordaini-Spruchwort, wonach die Erinnerung Fluch und Segen zugleich ist?«

»Ich glaube nicht.«

Basel lächelte kurz und beiläufig. »Das sollte es aber geben.«

*

*

*

Basels Worte verfolgten Matteo bis ins Verlies des Palastes. Nur wenige Tage zuvor hatte er selbst einen Gefangenen hier übergeben – einen Jordain, der zugleich sein ältester Freund war. Dieser Erinnerungen war tatsächlich so etwas wie ein Fluch.

Die Gänge waren ungewöhnlich ruhig und dunkel. Der Schein von Matteos Fackeln schien nur zögernd die Finsternis zu erhellen. Er ging um eine Ecke und wäre fast über eine große, zusammengekauerte Gestalt gefallen. Er beugte sich über den beleibten Wächter und fühlte seinen Puls, der schwach, aber regelmäßig war. Nur ein erfahrener Kämpfer konnte einen bewaffneten Mann außer Gefecht setzen, ohne ihn zu verletzen. Das bedeutete, daß Matteos Beute hier entlanggekommen war.

Der Jordain richtete sich auf und ging behutsam zum Torbogen, durch den man in den nächsten Gang gelangte. Er nahm eine Handvoll Mehl aus der Tasche und warf etwas davon durch den Bogen. In dem kurzen Wirbel aus Pulver erschienen keine verräterischen Lichtstreifen.

Der Jordain runzelte die Stirn. Als Ratgeber der Königin

hatte er sich mit den Verteidigungseinrichtungen des Palasts vertraut gemacht. Daher wußte er, daß diese Tür mit einem starken magischen Geflecht hätte geschützt sein müssen.

Er hockte sich hin und strich mit den Händen über den glatten Steinboden, wo er auf einen feinen körnigen Rückstand aufmerksam wurde. Ein kristallines Pulver hatte sich mit dem Mehl vermischt. Matteo roch an den Kristallen, die an seinen Fingern klebten, und nahm einen schwachen, aber stechenden Geruch wahr.

»Mineralsalze«, murmelte er. Er stand auf und eilte zu den östlichen Verliesen.

Andris' Zelle lag tief unter einer Mineralquelle, die für das Badehaus des Palasts genutzt wurde. Im Laufe der Jahre hatte sich das Wasser einen Weg durch Erdreich und Steine gebahnt und an den Wänden kaum wahrnehmbare Rückstände hinterlassen. Mineralsalze waren einfach und gebräuchlich, doch in den richtigen Händen mächtig. Bestimmte Hexen benutzten Salz, um Magie auf ein eng eingegrenztes Gebiet zu beschränken oder magische Angriffe abzuwehren. Magier konzentrierten und verstärkten mit der Hilfe von Kristallen magische Energie. Kristalle konnten eine solche Energie auch zerstreuen. Mineralsalze – Hunderte von winzigen Kristallen, zur richtigen Zeit am richtigen Ort ausgestreut – konnten bestimmte Zauber unwirksam machen. Andris verfügte über dieses Wissen.

Nach der Schlacht im Nath hatte sich Andris Matteo freiwillig, fast schon reuig gestellt. Warum floh er jetzt?

Matteo sprintete zu seiner Zelle. Wie erwartet stand die Tür offen. Ein großer Schlüssel steckte im Schloß, zwei be-

wußtlose Wachen saßen an die Gitterstäbe gelehnt auf dem Boden. Er nahm einen Krug Wasser von einem großen Tisch und schüttete den Inhalt den beiden Männern ins Gesicht. Die beiden wachten prustend auf.

Er packte einen der Wächter an der Schulter und rüttelte ihn. »Euer Gefangener ist entkommen. Sag mir, wie er hergebracht wurde.«

»Durch das Gargylen-Labyrinth«, murmelte der Mann und rieb sich die Schläfen.

»Gebt Alarm und schickt Wachen durch den Hauptkorridor der Gargylen. Sagt ihnen, sie sollen hinter sich die Fackeln löschen. Sie sollen in die Wallgänge abwandern und dafür sorgen, daß man das auch hört.«

Der Wächter strengte sich an, nichts davon zu vergessen. »Dann ist der lange Gang aber unbewacht.«

»Laß das meine Sorge sein«, gab Matteo zurück.

Er schickte die Männer los. Der Tisch war mit Würfeln und leeren Krügen übersät, die er zur Seite schob, um die lose aufliegende Tischplatte hochheben zu können. Er balancierte sie auf dem Kopf und ging leise zum Ende des Gargylengangs, der nicht von ungefähr in der Nähe der mit Gittern versehenen Abwassertunnel lag und die besten Chancen bot, aus dem Verlies zu entkommen.

Der Korridor war finster, und der schwache Geruch der gelöschten Fackeln hing in der Luft. Matteo trat gegen die schwere Eichentür am Ende des Gangs, so daß sie zufiel und die Finsternis undurchdringlich wurde. Er ging langsam einige Schritte weiter, bis er im Steinfußboden einen Riß fand. Er legte die Tischplatte auf den Boden und schob sie in

den Spalt, so weit es ging. Dann ließ er die Platte in seine Richtung kippen und legte seine Schulter dagegen und wartete.

Schließlich nahmen seine scharfen Ohren das Geräusch eines Mannes wahr, der barfuß durch den Korridor gelaufen kam. Er stemmte sich gegen die Tischplatte, um den Aufprall abzufedern, als der Mann ungebremst gegen das hölzerne Hindernis rannte.

Sofort kippte Matteo die Tischplatte nach vorn und warf sich darauf. Trotz der doppelten Wucht versuchte der unter der Platte gefangene Mann, sich aus seiner prekären Lage zu befreien.

Matteos Hände suchten und fanden den Hals des anderen.

»Nicht bewegen, Andris. Mach es nicht noch schlimmer, als es ohnehin ist.«

Einen Moment lang herrschte Stille, dann fragte eine rauhe Stimme: »Matteo?«

»Wer sonst sollte auf die Idee kommen, daß du im Dunkeln die Schritte zählst würdest?«

Wieder war alles ruhig, bis Andris lachte. Matteo ließ ihn los, schob die Tischplatte weg und half dem Gefangenen auf. »87 Schritte«, sagte Andris. »Noch fünf, dann wäre ich wegen der Tür langsamer geworden. Ich nehme nicht an, daß du ein Stück weiter hinten hättest Stellung beziehen können?«

»Der Gedanken kam mir. Kurz.« Matteo riß die Tür auf, und ein schwacher Lichtschein fiel in den Gang. Andris' durchscheinende Gestalt war im Dämmerlicht fast unsicht-

bar, und er sah mehr denn je wie ein Geist aus. Sein kantiges Gesicht war hager und ausgezehrt.

Er entgleitet uns, erkannte Matteo. Es überraschte ihn, daß diese Einsicht bei ihm Trauer und Enttäuschung hervorrief. Er hatte gedacht, er hätte sich mittlerweile an den Schmerz gewöhnt, seinen Freund zu verlieren. Er riß sich zusammen und sah den einstigen Jordain ernst an.

»Warum fliehst du?«

»Es ist nicht, wonach es aussieht. Auch wenn du mir das vielleicht nicht glauben kannst – ich habe dich gesucht.«

Matteo verschränkte die Arme. »Hier bin ich. Ich wäre auch hier, wenn du den Wachen gesagt hättest, daß du mich sprechen willst.«

»Glaubst du, ich hätte das nicht versucht?« gab Andris zurück. »Sie haben nur geantwortet, Zalathorms Ratgeber habe wichtigeres zu tun, als sich das Geschwätz eines Verräters anzuhören.«

Matteo sah die Logik darin. »Ich hätte ihnen Anweisungen geben müssen.«

Andris zuckte die Achseln. »Jetzt bist du ja da. Übrigens, Glückwunsch zu deinem neuen Posten. Ich kann mir niemanden vorstellen, der diese Ehre mehr verdient hätte.«

»Sei so gut und wiederhole diesen Gedanken, so oft es geht«, Meinte Matteo sarkastisch. »Wenn es wahr ist, daß Worte Macht haben, können sie das vielleicht wahr werden lassen. Jetzt sag mir, warum du mich sprechen wolltest.«

»Ich habe die Wachen gehört. Sie sprachen vom Kampf gegen die Invasoren aus Mulhorand«, begann Andris. »Stimmt es, was sie über die nekromantischen Zauber sagten?«

»Es dürfte kaum möglich, daran etwas zu übertreiben.«

»Wer hat sie gewirkt?«

Matteo runzelte die Stirn. »Soweit ich weiß, der König.«

»Hat er das gesagt?«

Der Jordain dachte darüber nach. »Er hat es nicht bestritten.«

Andris packte Matteos Arm. »Es ist vielleicht schwierig zu glauben, was ich dir jetzt sagen werde, doch hör mich bitte an. Ehe ich das Jordaini-Kolleg verließ, um mich Kiva anzuschließen, sandte mir jemand einen Blinzelvogel, um mich auf Bücher aufmerksam zu machen, die in meiner Kammer versteckt waren. Eines dieser Bücher befaßte sich mit der Genealogie der Jordaini. Dort fand ich den Namen meiner elfischen Vorfahren. Einen Namen, der dir gut bekannt ist.«

»Kiva«, sagte Matteo langsam. »Sie könnte Hunderte von Jahren alt und eine lebende Ahnin sein. Darum schlugst du dich auf ihre Seite.«

»Es war einer der Gründe, ja, aber das ist eine Geschichte, die ich dir ein anderes Mal erzählen werde. Das andere Buch war ein Grimoire, das Zauberbuch Akhlaurs. Akhlaurs des *Nekromanten*!

»Bei den Göttern! Willst du sagen, der Zauber stand in diesem Buch? Daß es ein Zauber war, den Akhlaur schuf?«

»Nicht nur, Matteo. Akhlaur lebt. Er ist *zurück*!«

Matteo sah Andris schweigend an. »Wie ist das möglich?« fragte er.

»Ich weiß nicht, aber es ist die einzig logische Erklärung. Kiva hatte das Zauberbuch eine ganze Weile, aber sie war

verschwunden, ehe der Zauber gewirkt wurde. Jeder halruaanischer Magier würde eine solche Leistung auf der Stelle für sich in Anspruch nehmen. Zalathorm hat es weder behauptet noch bestritten. Ich vermute, er kam zum gleichen Schluß wie ich. Er läßt die Leute glauben, was sie wollen, während er sich auf die unvermeidliche Konfrontation vorbereitet.«

Matteos Kopf schwirrte, während er versuchte, die düstere Logik seines Freundes in sich aufzunehmen. Er wollte es nicht glauben, doch er konnte sich Andris' Worten nicht entziehen. Er atmete lange aus, dann zog er einen Dolch und holte ein kleines Stück Feuerstein aus seiner Tasche. Eine einzige rasche Bewegung schlug einen Funken, der eine der Fackeln an der Wand entzündete. Dann sah er wieder Andris an.

»Ich glaube, es ist besser, wenn du mir alles sagst, was du weißt.«

Andris nickte. »Vor vielen Jahren, noch ehe Akhlaurs Aufstieg zur Macht begann, schufen drei junge Magier, die von Kindheit an befreundet waren, ein mächtiges Artefakt, das ein Symbol ihrer Freundschaft war. Es verband sie und gab ihnen Kraft. Sie taten das als Vorbereitung auf gefährliche Zeiten, da sie alle drei aktiv an der Verteidigung von Halruaa beteiligt waren. In ihrer jugendlichen Arroganz nannten sie sich selbst das Herz Halruaas. Das Artefakt sollte sie und ihren Nachfahren beschützen und ein Vermächtnis des Schutzes schaffen.«

Matteo zuckte zusammen, als er sich an eine Unterhaltung mit Zalathorm erinnerte, in der der König die kraftvolle

Magie angesprochen hatte, die das Herz Halruaas beschützte.

Andris bemerkte diese Reaktion. »Was ist?«

»Vor kurzem wurden Tzigone und ich von Schlägern angegriffen und in ein Eishaus verschleppt. Gemeinsam konnten wir die meisten unserer Angreifer außer Gefecht setzen. Die Toten und Verwundeten lösten sich einfach auf. König Zalathorm sagte mir, wenn das Herz Halruaas betroffen ist, wird entweder die Bedrohung unschädlich gemacht, oder die Bedrohten werden aus der Gefahrenzone gebracht. Etwas ähnliches geschah, als mechanische Monster in der Werkstatt außer Kontrolle gerieten.«

Der geisterhafte Jordain riß die Augen auf. Matteo warf ihm einen fragenden Blick zu, doch Andris schüttelte den Kopf.

»Nur ein flüchtiger, unausgegrenzter Gedanke, der es nicht wert ist, ausgesprochen zu werden. Ich vermute, du bist gekommen, um mich um Hilfe zu bitten, damit du Kivas Schritte nachvollziehen und herausfinden kannst, welche Rolle sie bei Beatrix' Sturz spielte.«

»Das stimmt.«

»Ich werde dir helfen. Im Gegenzug mußt du mir helfen, die Kabale zu vernichten.«

Matteo stieß ein sarkastisches Gelächter aus. »Als seien die beiden unlösbaren Aufgaben, die derzeit vor mir liegen, nicht schon genug! Andris, ich weiß ja nicht einmal, was die Kabale überhaupt ist!«

»Ich habe es dir gerade erzählt.«

Matteo wurde ernst. »Das Artefakt? Das Herz Halruaas?«

»Es ist doch schön zu wissen, daß die Zeit im Palast dir

nicht deinen Scharfsinn genommen hat.«

»Das ergibt einen gewissen makabren Sinn«, überlegte Matteo laut. »Doch mein ganzes Leben lang habe ich Geschichten über eine geheime Gruppe von Magiern gehört, die die halruaanische Regierung auf merkwürdige Weise unterstützt und kontrolliert, und du willst mir jetzt erzählen, daß daran nichts wahr ist?«

Andris' Lächeln war von Bitterkeit geprägt. »Manchmal findet sich die Wahrheit nur, wenn man unter eine Lage Ironie blickt.«

»Wenn das kein Jordaini-Spruchwort ist, sollte es eines werden«, gab Matteo zurück. »Wieso weißt du derlei?«

Ich habe Akhlaurs Grimoire gelesen«, erinnerte Andris ihn. Ich weiß, warum das Artefakt geschaffen wurde und was aus ihm wurde. Es muß zerstört werden.«

Matteo sah Andris lange an. »Früher hätte ich auf dein Wort hin alles unternommen, doch du mußt mir nachsehen, daß diese Zeiten vorbei sind.«

Andris nickte. »Ich verstehe. Du hast gesehen, wie der Laraken allen Elfen die Lebenskraft – die magische Essenz – entzog.«

Matteo wandte den Blick von Andris' durchscheinender Gestalt ab. »Ja.«

»Wo ist die Magie geblieben?«

Matteo kniff die Augen zusammen, dann runzelte er die Stirn. »Ich gehe davon aus, daß der Laraken sie sich in sich aufgenommen hat, so wie wir essen.«

Andris schüttelte den Kopf. »Der Laraken war nur ein Leiter. Die gestohlene Lebensenergie wird im Herzen eines

uralten Edelsteins gesammelt, der Magie speichert.«

»Bist du dir sicher?«

»Ich sah einen ähnlichen Edelstein im Khaerbaal-Sumpf. Ich brachte ihn Kiva, und sie zerschlug ihn. Ich sah, wie die Elfengeister, die seit Jahrhunderten in ihm gefangen waren, befreit wurden. Ich habe noch nie zuvor solche Freude gesehen! Jedesmal, wenn es schwer auf mir lastete, daß ich Kiva gefolgt war, dachte ich an diesen Augenblick und an meine Beteiligung.«

Matteo nickte und begann zu verstehen, was Andris angetrieben hatte.

»Wirst du mir helfen?« wollte Andris wissen.

Matteo zögerte noch immer. »Du verlangst von mir, daß ich ein Artefakt vernichte, das Zalathorms Herrschaft stützt?«

»Wieso nicht? Hast du nicht selbst gesagt, daß aus der Allianz mit dem Bösen nichts Gutes entstehen kann? Du sprachst auch vom Konflikt zwischen den drei Herren eines Jordain: Wahrheit, Halruaa und die Magierherren. Es wird Zeit, daß die Wahrheit gesagt wird, und vielleicht wirst du wählen müssen zwischen deinem Herrn und dem Wohl Halruaas.«

Matteo überlegte, ob Zalathorm das beabsichtigt hatte. Vielleicht war die Kabale dieses mysteriöse Etwas, unter dessen Bann Beatrix stand.

»Ich werde darüber nachdenken«, erklärte Matteo schließlich. »Im Gegenzug versprichst du mir, daß du nicht ausbrechen wirst. Schwöre es bei deiner Elfenehre.«

Etwas Leeres, Kaltes in Andris' Augen taute. »Ich hatte

nicht gedacht, daß du verstehen würdest, was es mir bedeutet.«

»Ganz verstehe ich es auch noch nicht, aber ich beginne zu begreifen, wie wichtig die Herkunft ist.«

Er streckte die Hand aus, und sie umfaßten das Handgelenk des jeweils anderen wie Kameraden, die nie getrennte Wege gegangen waren. »Du wirst es nicht bereuen«, schwor Andris.

»Das muß ich nicht. Ich bereue es jetzt schon«, erwiderte sein Freund nur halb scherzhaft.

Der Gang endete an einem verschlossenen Tor. Matteo hob die Stimme, um die Wachen zu rufen. Prompt kam ein ganzes Bataillon marschierend, aus dem Matteo den Mann herausuchte, der das Abzeichen eines Befehlshabers trug.

»Ihr werdet diesen Mann freilassen«, erklärte er.

Der Wächter sträubte sich. »Auf wessen Geheiß?«

Matteo hob eine Braue, eine gebieterische Geste, die Andris sofort ernst werden ließ. Der Wachmann senkte ängstlich den Kopf. »Ich will nicht mit dem Ratgeber des Königs diskutieren, doch der Mann hat soeben einen Fluchtversuch unternommen.«

»Ich habe sein Wort, daß er vor mir nicht fliehen wird. Hat er Euch etwas anderes gesagt?«

Der Wachmann öffnete den Mund, preßte dann aber die Lippen aufeinander und erwiderte schließlich: »Nein.«

Matteo wies nachdrücklich auf die Tür. Die Wachen begannen, die Schlösser zu öffnen und die magischen Schutzzeichen zu entfernen.

»Du machst das gut«, murmelte Andris, während sie

durch den Korridor gingen. Ein Hauch des vertrauten Funkelns war in seine durchscheinend braunen Augen zurückgekehrt. Seine Stimme verriet etwas von der früheren Kameradschaft zwischen den beiden.

Matteo sah Andris von der Seite an. »Meine Fähigkeiten scheinen sich zu steigern. Ich hätte nicht gedacht, daß ich den Tag erlebe, an dem ich Andris überliste – und dazu noch mit einer Tischplatte! Es heißt, ein Mann ist so gut wie die Waffe, die ihn besiegt.«

Der geisterhafte Jordain schnaubte. »Nur weiter so. Koste den kurzen Triumph aus.«

»Das habe ich vor! Wenn es so weitergeht, werde ich dich bald auch im Kampf besiegen.«

Andris lächelte breit. »Wie sagte doch jüngst ein weiser Mann: Sei so gut und wiederhole diesen Gedanken, so oft es geht. Wenn es wahr ist, daß Worte Macht haben, können sie das vielleicht wahr werden lassen.«

FÜNFTES KAPITEL

Die Luft war voll vom Duft seltsamer Kräuter, und die sanfte Musik von Flöten und Streichern folgte Matteo durch den Gang im Reich der Grünmagi, einem Flügel des Palastes, in den die Diener und Höflinge auf der Suche nach kamen.

Matteo hielt an einer offenen Tür an und betrachtete lange Zeit den großen Mann, der auf zahlreiche Kissen gebettet in einem schmalen Bett lag. Themo, Matteos Jordain-Freund und Klassenkamerad, war nach einem langen unnatürlichen Schlaf endlich erwacht. Seine Augen waren offen und konzentriert, und er sah mit nachdenklichem Blick aus dem Fenster.

Matteo klopfte an den Türrahmen. »Der Ratgeber des Königs kommt mich besuchen«, sagte Themo, ohne aufzublicken.

Die Mundwinkel des Jordain verzogen sich zu einem Lächeln, »Woher wußtest du das?«

»Du bist der einzige, der klopft. Die Grünmagi platzen zu jeder Stunde wie rasende Orks hier herein.«

»Wenigstens mangelte es dir nicht an Gesellschaft.« Matteo trat ein und stellte sein Geschenk, eine kleine Flasche goldenen Haerlu-Weins, auf den Nachttisch.

Themo schnappte sich die Flasche, zog den Korken mit den Zähnen heraus und nahm einen tiefen Schluck. Mit

dem Handrücken wischte er sich den Mund ab.

»Du sprachst von Orks und ihrem Benehmen?« fragte Matteo ironisch.

Der große Jordain zuckte die Achseln. »Ich schmiede das Eisen lieber, solange es noch heiß ist. Du weißt, wie die Jordaini-Meister über Wein denken.«

Matteo nahm auf dem einzigen Stuhl Platz. »Du scheinst dich damit abgefunden haben, zum Kolleg zurückzukehren.«

»Habe ich eine andere Wahl?«

Es war eine rhetorische Frage, aber Matteo beantwortete sie trotzdem. »Folge deinem Herzen und werde Krieger, kein Ratgeber.«

Überrascht riß Themo die Augen auf. »Ist das möglich?«

»Es ist ungewöhnlich, aber nicht ganz undenkbar. Eine Entlassung durch Zalathorm würde dich von deinen Eiden befreien.« Matteo sah den nüchtern dreinblickenden Mann scharf an. »Ich dachte, diese Aussicht würde dir gefallen.«

Themo warf die Decke zur Seite und ging zum Fenster. Er stützte sich auf dem Sims ab, als könnte er ohne diesen Hak die Last nicht tragen, die auf ihm ruhte. »Ich bin nicht sicher, ob ich Krieger sein soll.«

»Das ist eine merkwürdige Einstellung für den besten Kämpfer, der im letzten Jahrzehnt das Jordaini-Kolleg verlassen hat.«

Der Jordain lachte auf, aber es war kein humorvolles Lachen. »Wahrheit, Halruaa und die Magierherren«, sagte er. »In den beiden letzten Kategorien scheinst du dich gut zu machen, aber ich habe das Gefühl, daß bei dir die Wahrheit etwas kurz kommt. Wie oft hast du mich besiegt? Wie oft hat

Andris mir die Klinge an die Kehle gehalten? Ich bin sicher der größte von uns dreien, aber bestimmt nicht der beste.«

»Du hast etwas, das uns fehlt. Du kämpfst mit Leidenschaft, ja mit Freude.«

Themo wandte sich ab. »Das tun die Dunkelelfen auch.«

Matteo blinzelte überrascht, dann verstand er. »Die Dunkelelfen haben deine Liebe für den Kampf entdeckt und gegen dich gerichtet. Das ist dir widerfahren, und das läßt dich jetzt noch zweifeln. Sie haben sie pervertiert, Themo.«

»Aber nicht sehr«, erwiderte der große Mann. »Während dieser Schlacht habe ich jeden Fehler noch einmal durchlebt, den ich je gemacht habe, und sah jedes finstere Geheimnis, das ich in mir trage – und das war nicht alles. Es war, als sei ich für jeden Fehler und jedes Vergehen in der Geschichte ganz Halruaas verantwortlich.«

Furcht brannte gallenbitter in Matteos Kehle. Wenn Themo bei dem kurzen Kampf gegen die Dunkelelfen schon so gelitten hatte, wie mochte es Tzigone dann im Finsternen Feenhof ergehen? Bislang hatte Matteo seine Sorge um sie mit Erinnerungen an ihren skurrilen Sinn für Ehre überspielen können. Tzigone war kein Paladin, aber sie hatte Mut und ein gutes Herz.

Doch wenn es möglich war, Themo mit Wissen um die Geschichte zu quälen, wieviel schlimmer mochte dann die Folter sein, die sich aus Tzigones Gabe der rückblickenden Erkenntniszauberei herausholen ließ? Sie konnte die Vergangenheit erleben und so lebhaft wiedergeben, wie es sonst ein geschichtenerzählender Illusionist vermochte.

»Es tut mir leid, Matteo. Wer in Rothe-Fladen tritt, sollte

seine Schuhe nicht auf dem Teppich eines Freundes abtreten.«

Matteo sah auf, da ihn dieses seltsame, unbekannte Sprichwort irritierte. »Bitte?«

»Ich wollte nicht meine Sorgen auf deinen Schultern abladen«, präzisierte Themo, der Matteos plötzlichen Ernst falsch auffaßte, seine Aussage.

Er zuckte die Achseln. »Keine Magie, keine Strafe«, wiederholte, er einen Spruch, die sie in jungen Jahren oft verwendet hatten. Diese Worte wirkten wie eine Inspiration. Als Jungs hatten sie sich gerauft wie ein Wurf junger Hunde. Einige der schönsten Erinnerungen Matteos betrafen die Momente, in denen er, Andris, Themo und die anderen jungen Jordaini sich auf dem Boden gewälzt hatten.

»Das Leben im Palast wird mein Untergang sein«, klagte er und klopfte auf seinen flachen Bauch. »Zuviel Wein, zu wenig Sport. Ich wäre für jeden Übungskampf dankbar.«

Er bemerkte das erwachende Interesse in den Augen des Freundes. »Es triebe die Grünmagi zur Weißglut, was ohne Zweifel deine Laune verbessern würde«, fügte er an.

«Allerdings«, stimmte Themo mit einem flüchtigen Lächeln zu, griff nach seiner Tunika, streifte sie über und legte seinen Waffengürtel um. »Wir klettern besser durchs Fenster hinaus«, überlegte er und sah zur offenen Tür.

Matteo folgte ihm über das niedrige Fenstersims in den Garten und sah sich auf dem »Schlachtfeld« um. Sie liefen auf weichem grünem Moos, das mit winzigen gelben Blüten gesprenkelt war. Ein Brunnen plätscherte in einen Fischteich in der Hofmitte. Die Bäume, die Schatten spendeten,

waren so beschnitten, daß die unteren Zweige außer Reichweite waren.

Er zog sein Schwert und salutierte. Themo vollzog die Geste nach, dann ging er in Wachstellung.

Matteo täuschte einen kurzen Ausfall an. Doch der große Jordain ließ sich nicht irritieren. Er verlagerte sein Gewicht auf den hinteren Fuß und reagierte auf der Stelle mit einem Gegenangriff. Er kam aber ohne Wucht, so daß Matteo ihn mühelos abwehren konnte. Nach dem ersten, zaghaften Schlagabtausch lösten sie sich voneinander und begannen, einander gegenseitig zu umkreisen.

»Du bist mit dem Schwert nicht so vertraut wie mit den Jordaini-Dolchen. Sollen wir die Waffen wechseln?«

Themo grinste breit. »Mir egal.«

Als wolle er das unterstreichen, schwang er sein Schwert in hohem Bogen nach oben über Matteos Kopf. Zwar war damit seine Brust ungeschützt, doch Matteo ließ sich nicht verleiten. Trotz seiner Größe war Themo so schnell wie eine Katze, und es wäre gedankenlos gewesen, sich in die größere Reichweite seiner längeren Arme zu begeben.

Statt dessen duckte Matteo sich und wirbelte herum, während er sich in die Themos Schwung hineindrehte. Statt zu parieren, schlug er gegen die Klinge seines Widersachers, gab ihr zusätzlichen Schwung und brachte Themo ein wenig aus dem Gleichgewicht.

Der große Jordain erholte sich rasch und riß den Ellbogen heftig zurück. Matteo wich dem Hieb so weit aus, daß er nur leicht über seine Tunika strich, dann tänzelte er aus dem Weg.

Themo ließ eine Reihe von Hieben folgen, die Matteo rasch parierte. Gemeinsam bewegten sie sich am Rand des Teichs entlang.

Matteo sah das Funkeln in den Augen seines Freundes und ging im Geist die Aufteilung des Gartens durch. Der Brunnen lag nur zwei Schritte hinter ihm. Einen Moment lang war Matteo versucht, seinen Gegner zu erlauben, ihn ins Wasser zu drängen. Doch er verwarf den Gedanken sofort wieder. Selbst wenn Themo die Täuschung nicht bemerkte – was nicht anzunehmen war –, hatte Matteo stets die Ansicht vertreten, einen Kampf absichtlich zu verlieren, sei eine Lüge, die mit Waffen anstelle von Worten gesprochen wurde.

Er sprang nach rechts und wirbelte zur Seite. Mit drei raschen Schritten war er hinter Themo. Er zog seine Klinge nach innen, parallel zum Boden und mit der Breitseite voran, um den großen Jordain am Rücken zu treffen.

Themo steckte den spöttischen Treffer ein, wirbelte dann mit einer Geschwindigkeit, die für seine Größe erstaunlich war, herum und bekam Matteos Tunika zu fassen. Er verlagerte sein Gewicht nach hinten und zog den kleineren Jordain mit.

Mit lautem Klatschen landeten sie im Wasser. Matteo riß sich los und kam auf die Füße, stolperte aber prompt über einen der Töpfe mit Wasserlilien.

Der große Jordain legte die Hand auf Matteos Brust und drückte, bis der wieder im Wasser landete. Als er auftauchte und prustete, saß Themo schon am Ufer des Teichs und grinste wie eine Katze.

»Ein kluger Kämpfer macht sich das Terrain zunutze«, sagte er.

Matteo wartete auf ihn zu. »Ich hatte nicht erwartet, daß du den Kampf ins Wasser verlegen würdest.«

»Das hättest du aber sollen.« Themo hieb wieder nach ihm. Matteo duckte sich unter dem Schlag weg und ließ einen wuchtigen Hieb genau unter den Brustkasten folgen. Themo klappte mit einem schallenden »Uff!« zusammen.

»Der war gut«, keuchte er.

Matteo nutzte die Pause, um aus dem Wasser zu kommen. Plötzlich führte er mit tief gehaltenem Schwert einen Hieb. Der große Jordain setzte über die Klinge und wich zurück. Sein Schwert beschrieb ein komplexes kreisförmiges Muster, eine Mischung aus Herausforderung und Mut.

Dann drang Themo mit einem Satz wieder vor. Mit jedem Hieb wurde sein Grinsen breiter. In seinen Augen funkelte wiederentdeckte Freude, als Matteo jeden Angriff abfing und entsprechend erwiderte.

Schließlich blieb beiden Jordaini der Atem weg, und sie trennten sich voneinander.

»Ich habe gewonnen«, meinte Themo überrascht.

Auch wenn es eigentlich ein Unentschieden war, widersprach Matteo nicht. Themo hatte wiedergefunden, was er verloren hatte. Matteo verabschiedete sich und redete beschwichtigend auf die schmallippigen Grünmagi ein, die sich versammelt und das Scheingefecht beobachtet hatten. Als er ging, hörte er Themos ironische Erwidierungen auf die Schelte seiner Heilerin, die ihren Ausführungen rasch die Hitzigkeit nahmen. Das letzte, was er hörte, war das Lachen

der Grünmaga, das überrascht, zufrieden und sehr weiblich klang.

Matteo lachte leise und war zufrieden, daß Themo seinen für Jordaini untypischen Neigungen nachgehen konnte. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn sich der große Mann bei der erstbesten Gelegenheit in die Hafenstadt Khaerbaal begab, um seine Bekanntschaft zu einer gewissen fröhlichen Kellnerin aufzufrischen.

Sein Lächeln verschwand, als er daran dachte, daß Tzigone, die Freundin, die ihn am dringendsten brauchte, nicht so leicht zu erretten war.

*

*

*

Tzigone hatte sich noch nie so müde gefühlt. Sie rang nach Luft und ließ sich zu Boden sinken, ohne sich um das getränkte Moos oder die Kälte zu kümmern.

Die dunklen Feen waren zurück. Diesmal hatten sie ihr die Erinnerung an die ersten Jahre ihres Lebens entrissen, die Zeit nach der Gefangennahme ihrer Mutter, in der sie als Kind völlig auf sich angewiesen gewesen war. Jahrelang hatte Tzigone versucht, diese Erinnerungen zu wecken, weil sie gehofft hatte, in ihnen den Schlüssel zu finden, wer sie war. Jetzt war sie dankbar für die Finsternis, die sie so lange vor ihr verborgen hatte.

Tzigone ließ sich auf den Rücken fallen und zwang sich, langsam und tief zu atmen. Es kam ihr vor, als sei sie stundenlang gerannt, auf der Flucht vor einer entsetzlichen Erinnerung, nur um sich in einer anderen wiederzufinden. Sie

wäre immer noch gelaufen, doch die Finsteren Feen hatten sie aus dem Alptraum entlassen. Wenn sie sie quälten, bis ihr Herz den Dienst versagte, würden sie sich an ihr nicht mehr ergötzen können.

Auf der Suche nach Ruhe und einer Fluchtmöglichkeit reiste sie tief in ihre Erinnerung zurück. Sie ließ die Traumata eines Straßenkindes hinter sich, ebenso die Zeit als Tochter einer Magierin auf der Flucht. Die Geheimnisse ihres Lebens waren offengelegt worden. Wenn es eine Antwort für sie gab, einen Ausweg aus diesem nie endenden Gefängnis, dann nicht in ihrem Leben, sondern in dem ihrer Mutter ...

*

*

*

Die Dämmerung war angebrochen, Keturahs Lieblingstageszeit. Die drei jungen Magier, die bei ihr waren, schienen so froh wie sie, unter freiem Himmel sein zu können. Gemeinsam standen die vier auf dem Flachdach des Gästehauses und sahen zu, wie die untergehende Sonne die Unwetterwolken über dem Halruaanischen See in einen Drachenhort aus Gold, Rubinen und Amethysten verwandelte. Hinter ihnen ragte Keturahs Turm auf, dessen grüner Marmor im schwindenden Licht leuchtete.

Keturah sah zu, wie die Lehrlinge einen simplen Anrufungszauber übten. Im Lauf des Tages hatte sie ihnen erklärt, wie man Fledermäuse rief, die mit Anbruch der Nacht herauskamen – winzige Chamäleonfledermäuse, die vor den von der Sonne beschienenen Wolken ihre Farbe änderten.

Die Jüngste unter ihnen, ein Mädchen, das noch nicht

pubertyerte, trug Handschuhe aus hellrosa Seide. Eine Fledermaus landete auf ihrer Hand und hing von ihrem Finger herab. Das Mädchen lachte ausgelassen und begeistert – der Zauber der Kindheit, vermischt mit dem Zauber ihrer sich entfaltenden Kunst. Keturah freute sich mit ihr.

Im Garten unter ihnen ertönte eine Glocke, die einen Gast ankündigte, der zu wichtig war, als daß man ihn hätte ignorieren können. Keturah bedeutete ihren Schülern weiterzumachen, während sie sich nach unten begab.

Ihr Gast war ein Elf, ein gutaussehender Mann mit kupferner Haut und einem ausgesprochen attraktiven Gesicht. Wegen seiner traditionell weißen Kleidung und den Farben Hellblau, Grün und Gelb auf seinem Medaillon hätte man ihn für einen Krieger oder Höfling halten können. Keturah kannte ihn vom Sehen und wußte, wie er hieß, so wie die meisten in der Gesellschaft von Halarahh. König Zalathorm lebte zwar möglicherweise zurückgezogen, doch von seiner Königin konnte man das nicht sagen. Fiordella machten große Feiern und Feste Spaß, und man sah sie oft in der Begleitung von Zephyr, ihrem bevorzugten Ratgeber.

Keturah verdrängte Klatsch und Tratsch und tauschte die erwarteten Höflichkeitsfloskeln aus. Sobald es ihr ohne gegen die Regeln des Anstands zu verstoßen möglich war, fragte sie, welchen Dienst sie der Königin erweisen könne.

»Nichts weiter als das, was von allen Magiern erwartet wird«, sagte Zephyr ernst. »Ihr werdet die Gesetze Halruaas beachten.«

Keturah sah ihn erstaunt an. »In welchem Punkt habe ich das nicht?«

»Ihr seid nicht verheiratet, Keturah.«

»Das ist wahr«, antwortete sie. »Aber ich bin jung und habe kein Eile.«

»Ihr seid 26«, betonte er. »Es ist bei Magiern erforderlich, daß sie heiraten, ehe sie 25 werden.«

»Von diesem Gesetz habe ich nie gehört«, protestierte sie.

»Die meisten Magier heiraten früh, deshalb kommt es nur selten dazu, daß dieses Gesetz in die Tat angewandt wird. Es ist trotzdem ein Gesetz, Herrin, und Ihr könnt es nicht ignorieren.«

»Dann sei es«, seufzte Keturah. »Ich werde noch vor Neumond eine Kupplerin aufsuchen.«

»Das ist unnötig. Euer Partner ist schon gefunden.«

Keturah fühlte sich, als zöge man ihr das Herz aus dem Leib und lasse es dann zurückschnappen. »Es ist das Vorrecht der Frau, den Partner zu wählen.«

»Es gibt Ausnahmen«, stellte Zephyr klar. »Von Zeit zu Zeit wird deklariert, daß die Herkunft eines Magier außergewöhnlich gut zu der eines anderen paßt.«

»Deklariert? Und von wem?«

»Die Zusammenführung wurde dem Senat vorgelegt, der ihr zugestimmt hat.«

Normalerweise konnte gegen vorgeschlagene Paare eingegangen werden, doch wenn die Angelegenheit erst einmal diese Dimensionen angenommen hatte, gab es kein Zurück mehr.

»Wer ist für mich ausgewählt worden?« fragte sie resigniert.

»Dhamari Exchelsor.«

Fassungslosigkeit überkam sie wie ein Eishauch »Das ist unmöglich! Dhamari Exchelsor war mein Schüler! Das wäre unziemlich.«

»Er verließ Euren Turm vor fast einem Jahr«, konterte der Elten-Jordain. »Sein gegenwärtiger Herr hält ihn für weit genug, um ihn für den Rang des reisenden Magiers der allgemeinen Schule zu testen. Er wird Eure Unterweisung in der Kunst der Beschwörung nicht brauchen.«

Keturah atmete tief durch. »Wenn zwei Magier verheiratet werden, die sich bereits kennen, ist es üblich, ihre Gefühle zu berücksichtigen. Zwischen uns hat sich nie etwas abgespielt, das zu einer Ehe führen mußte.«

»Er hat sich schon einverstanden erklärt. Die Zusammenführung ist beschlossen und bewilligt. Es ist alles vollzogen, abgesehen vom Hochzeitsmahl, das für heute Abend angesetzt ist.« Zephyr legte den Kopf schräg und lauschte auf den Lärm am Tor von Keturahs Anwesen. »Das dürfte die Familie Exchelsor sein. Als Herrin des Turms solltet Ihr sie begrüßen, oder?«

Wie benommen ging Keturah in den Hof. Dhamari betrat soeben den Garten, sein Gesichtsausdruck war ungewöhnlich schüchtern. Keturah fand das zumindest ein wenig tröstlich. Wenn sie von Ereignissen überrannt worden war, über die sie keine Kontrolle hatte, dann war sie offenbar damit nicht allein.

Dhamari wurde von seiner Familie und deren Gefolgschaft begleitet. Sie hatten einen Priester der Mystra im Schlepptau, und Diener trugen Tablettts, auf denen die traditionellen Hochzeitsgegenstände plaziert waren: ein silberner Kelch,

eine Schriftrolle, ein kleines, mit Juwelen besetztes Messer. Eine der Dienerinnen hielt ein Kleid aus karmesinroter Seide in den Armen, das reich bestickt und mit Edelsteinen besetzt war. Sie hielt es Keturah hin und betrachtete geringschätzig deren einfache Tunika und die nackten Beine.

»Jetzt?« murmelte Keturah und sah den Zephyr fast flehentlich an.

Zephyr zuckte die Achseln. »Warum warten? Die Sache ist doch klar.«

Keturah kam sich vor, als schlafwandle sie, als sie sich von der Dienerin in das Kleid helfen und das Hochzeitsband um die Taille legen ließ.

Sie wiederholte die Bindezauber und trank aus dem Kelch, als man ihn ihr reichte. Sie bekam das zeremonielle Messer, und nachdem man ihren Ärmel soweit hochgeschoben hatte, daß ihr Handgelenk freilag, betrachtete sie einen Moment das Leben, das unter ihrer Haut pulsierte.

Als fürchtete er, was sie tun könnte, nahm der Priester rasch das Messer an sich und gab es Dhamari. Dieser ritzte Keturachs Haut, dann die seine. Als sie die Schnitte aufeinander preßten, war das Symbol der Vermischung ihrer Blutlinien zustande gekommen.

Nachdem der Zeremonie begann der Exchelsor-Clan eine lautstarke Feier. Dhamari zog beschämt den Kopf ein und lächelte Keturah reuig zu.

»Ihr wirkt so überwältigt, wie ich mich fühle, Herrin. Wenn Ihr Euch einen Moment zurückziehen wollt, um etwas Ruhe zu haben, werde ich versuchen, die Zecher im Zaum zu halten.«

Sie nickte und war für sein Verständnis dankbar. Dann begab sie sich auf die Suche nach einer stillen Ecke im Garten.

Dhamari sah ihr nach, dann suchte er Zephyr. Er fand den Elf am vorderen Tor, von wo aus er mit verkniffenen Augen die Feier beobachtete.

»Es ist gut gelaufen«, sagte Dhamari.

»Ja?« gab Zephyr zurück. »Ihr kamt vor der vereinbarten Zeit, noch ehe Keturah den Grund für diese Zusammenführung erfahren konnte. Nach dem Gesetz muß sie ihn erfahren.«

»Das wird sie, wenn die Zeit gekommen ist. Überlaßt es mir.«

Als der Jordain zögerte, drückte Dhamari ihm einen Beutel mit Münzen in die Hand. »Unsere Herrin braucht keinen Reichtum. Sie wird durch Euren Dienst bereichert«, sagte er bedeutungsschwanger.

»Und die Tränke?«

»Ich bin qualifiziert, sie anzuwenden.« Dhamari machte eine Pause und lächelte wehmütig. »Ihr habt Keturah noch nicht bei einem Temperamentsausbruch erlebt. Glaubt mir, es ist das beste, wenn sie die ganze Geschichte von mir und unter vier Augen erfährt.«

»Wie Ihr wollt.« Zephyr gab Dhamari eine kleine Holzschachtel.

Dhamari öffnete sie und nahm eine der vielen Phiölchen heraus. Er leerte sie in einen mit Edelsteinen verzierten Weinpokal. »Wir werden noch heute Nacht beginnen«, sicherte er dem Jordain zu. »Ihr könnt Eurer Herrin sagen,

daß alles nach Plan läuft.«

Ein merkwürdiges Lächeln zeichnete sich auf Zephyrs Lippen ab. »Ich bin sicher, daß sie das gerne hören wird.«

»Übermittelt der Königin meine Grüße und meine Dankbarkeit.«

Wieder huschte das verstohlene Lächeln über Zephyrs Miene. »Das werde ich«, erklärte er, »wenn auch zu einem etwas späteren Zeitpunkt.«

Er unterstrich die rätselhafte Bemerkung mit einer förmlichen Jordaini-Verbeugung, dann wandte er sich ab und verschwand mit der beunruhigenden Anmut eines Elfen in der Nacht. Dhamari zuckte die Achseln und holte aus einer verborgenen Tasche seiner Tunika ein kleines Päckchen hervor. Er riß eine Ecke ab und schüttete das Pulver in den Wein. Ein Moment lang brodelte und sprudelte die Flüssigkeit und nahm jede Farbe von Karmesin über Purpur bis Grün an, bis sie auf einmal wieder den satten Goldton eines edlen Haerlu-Weines hatte. Dhamari lächelte zufrieden und machte sich auf die Suche nach seiner Braut ...

*

*

*

Es war purer Haß, der Tzigone aus der Vergangenheit riß und sie zu sich selbst werden ließ. Um sie herum waberten die schwachen Schatten des grünen Turms und der Garten voller geisterhafter Zecher. Tzigone suchte in den Schatten nach ihrer Mutter.

»Sie wußte es nicht«, murmelte die junge Frau und dachte an die Tränke, die das Schicksal ihrer Mutter und ihres

geprägt hatten. »Dieser Sohn eines Skorpions hat sie vergiftet!«

Der Zorn half ihr, sich wieder zu konzentrieren und mühelos in die Vision der Vergangenheit zurückzugleiten ...

*

*

*

Keturah blieb wenig Zeit, um sich zu erholen. Ein Mitglied der Familie Exchelsor, eine stämmige, matronenhafte Frau, deren Namen Keturah noch nie gehört hatte, hatte sich wie eine übergewichtige Jungfer auf sie gestürzt und schleppte sie hinter sich her zurück zur Feier. Die Braut stand mit dem Rücken zur Gartenmauer, einen mit Speisen gefüllten Teller in der Hand, den sie nicht anrührte, während sie die Feierlichkeit aus einer sonderbaren Distanz mitverfolgte. Sie fühlte sich wie ein alter, verblassender Geist, der die Lebenden beobachtete. Sie konnte nicht verstehen, warum diese Fremden so vergnügt waren!

Ihr frisch angetrauter Ehemann kam zu ihr, einen Weinkelch in Händen. In seinen Augen war ein seltsames Funkeln, das ihr Gänsehaut bescherte. Keturah kannte sich mit Männern aus und wußte, wie ihr Gesicht und ihr Körper auf sie wirkten. Sie nahm den Becher und trank einen Schluck, dann mußte sie sich abwenden, damit er ihr nicht ansehen konnte, wie sehr sie sich vor dem Geschmack ekelte.

Dhamaris Mutter nutzte den Augenblick, um zu ihrer Schwiegertochter zu eilen. Sie war in Silberbrokat gekleidet, um alle auf ihren Reichtum durch den Besitz von Elektrumminen aufmerksam zu machen, und raschelte wie Espenlaub

in einer kräftigen Brise.

»Wo ist dein Haushälter, meine Tochter? Es sind Vorbereitungen zu treffen, die Schüler müssen fortgeschickt werden.«

»Ich soll meine Schüler wegschicken?« wiederholte Keturah verständnislos. »Wieso?«

Die Frau kicherte. »Du mußt sehr viel getrunken haben, wenn du den Mond der Zurückgezogenheit vergessen hast! Die Herrin Mystra Sorge dafür, daß du dich schon bald Mutterpflichten widmen wirst. Du wirst auf Jahre hinaus keine Zeit für Schüler haben!«

Die Frau strahlte vor Ehrgeiz. Die Familie Exchelsor strotzte vor Reichtum und zögerte nicht, ihn einzusetzen, um zu bekommen, was sie wollte. Sie hatten ihr diesen Turm geschenkt, um sie für Dhamaris Ausbildung zu entlohnen. Ihr Sohn war zwar Magier, aber seine Talente waren nur gering, und er würde niemals für seine Beherrschung der Kunst berühmt werden. Wenn er aber eine Magierin heiratete, die Macht hatte und deren Ansehen stetig wuchs, dann konnte er vielleicht ein Kind zeugen, das Dinge beherrschte, die ihm versagt waren. Mit Keturahs Hilfe würden die Exchelsors zu einer Magierfamilie werden, was in Halruaa der Weg in den Adel war.

Wenn ihre überstürzte Ehe keinen anderen Grund als den Ehrgeiz einer Kaufmannsfamilie hatte, warum hatte der Senat dann zugestimmt? Keturah konnte nicht glauben, daß Reichtum allein diese Entscheidung herbeigeführt hatte. Welche verborgene Gabe hatte Dhamari, die ein Kind von ihrem Blut so begehrenswert machen konnte? Was mochte

das Interesse Königin Fiordellas geweckt haben?

Sie suchte Zephyr, fand den Elfen-Jordain aber nicht.

»Trink«, drängte Dhamari leise und wies auf den Becher, den Keturah in ihren Händen hielt. »Ich habe einen Trank untergemischt, damit du besser schläfst. Wenn der Morgen kommt, werden wir der Sache auf den Grund gehen.«

Weil seine Worte so sehr das widerspiegelten, was sie dachte, hob Keturah den juwelenbesetzten Kelch an die Lippen. Wie Dhamari Exchelsor versprochen hatte, versetzte jeder Schluck sie tiefer in Lethargie. Sie nahm kaum noch etwas wahr von dem rauschenden Fest, auch nicht vom aufsteigenden Mond oder von den Gästen, die tuschelten, weil Dhamari sie auffing, als sie zu schwanken begann, und in den Turm trug.

Dann war Dhamari Exchelsor fort. Es war nur noch die junge Schülerin da, deren kindliches Gesicht von Sorge und Verblüffung gezeichnet war, als sie Keturah aus dem Hochzeitskleid half und sie in ihr Bett brachte.

Vielleicht hat Dhamari recht, dachte Keturah, kurz bevor sie einschlief. Vielleicht wird sich mit dem neuen Tag alles aufklären ...

*

*

*

Der unheimliche Gesang der finsternen Feen riß Tzigone aus ihrer Erinnerung und zog sie zurück in den Schrecken, dem sie eben erst entkommen war.

Sie preßte die Hände an die Schläfen. »Diese Biester wissen nicht, wann sie aufhören müssen«, murmelte sie und

konnte sich nur mit Mühe auf eine Illusion konzentrieren.

Das schwache Leuchten eines Feuers erhellte den Nebel und gab den Blick frei auf ein gemütliches Gästezimmer in einer Taverne und die zwei Personen darin – einen jungen Mann in der Kleidung eines Bauern und eine rothaarige Frau, die in schwarze, wallende Seide gehüllt war. Sie kam näher und lächelte ihren Freier an. Lange, tödliche Reißzähne blitzten im Schein des Feuers. Der Junge wich zurück, stolperte über einen Stuhl und kroch auf allen Vieren zur Tür. Schneller als ein Gedanke – so schnell wie die finsternen Elfen – versperrte die hübsche Vampirin ihm den Weg. Ihre zarten Hände packten ihre Beute und rissen sie hoch. Einen Augenblick lang hielt sie den jungen Mann einfach fest und weidete sich an seiner Angst. Dann senkte sie den Kopf und trank. Augenblicke später warf sie seiften blutleeren, reglosen Körper zur Seite.

»Blut ist fade, wenn man es mit dem Wein der Angst vergleicht«, flüsterte sie.

Die Illusion verblaßte, und mit ihr der quälende Gesang der Feen.

Tzigone mußte lächeln. »Die Finsternen Feen haben Fehler, aber niemand soll behaupten, sie verstünden einen Wink nicht.« Dann ließ sie sich wieder in ihre geborgten Erinnerungen zurücksinken ...

*

*

*

Dichter Nebel teilte sich und enthüllte Keturah, die auf einem schmalen, um den Turm herum verlaufenden Balkon

stand. Es war ein Ort des Rückzugs, an dem sie durch den Schatten der Zwiebelkuppel direkt über ihr vor der sengenden Hitze geschützt war. Zudem bot ihr diese Stelle hoch oben am Turm Schutz vor neugierigen Blick. Sie kam oft her, um allein zu sein.

Über ein Jahr war seit ihrer seltsamen Hochzeit vergangen. Sie nahm keine Schüler mehr an, was aus Gründen geschah, die sie sogar sich selbst einzugestehen fürchtete. Meist waren die Kreaturen ihre Gefährten, die auf ihren Ruf reagierten.

Die Magierin stützte die Ellbogen auf die Brüstung und sah zu, wie eine Sternenschlange mit schillernden Flügeln vorüberflog. Es sah aus, als würde man eine juwelenbesetzte Schnur vor dem saphirnen Himmel entlangziehen. Sie begann mit starker, sicherer Stimme zu singen, doch die Kreatur flog weiter, ohne sich um den Ruf zu kümmern.

Keturah brach ihr Lied abrupt ab. Sie vergrub das Gesicht in den Händen und atmete tief und bebend ein. Es war nicht das erste Mal, daß ihre Magie sie im Stich ließ. In den letzten Monden war sie immer unzuverlässiger geworden.

Aus irgendeinem Grund verschwieg sie Dhamari diese kleinen Fehlschläge, was nicht allzu schwierig war, da er die meiste Zeit allein verbrachte. Er war von Tränken aller Art fasziniert und völlig in die Schaffung eines Zauberbuchs vertieft, das den Ruhm der Exchelsor-Magier sicherstellen würde. Merkwürdigerweise hatte er seit ihrer Hochzeit nichts getan, um ihre Linie und das Vermächtnis fortzuführen.

Die ersten Tage der Ehe – der traditionelle Mond der Zurückgezogenheit – waren für Keturah verwirrend gewesen.

Am Tag gingen sie am Strand entlang, riefen Geschöpfe des Meeres, beobachteten, wie sie sich ins Wasser warfen und in der Brandung spielten. Sie hatte Dhamari gezeigt, wie man riesige Tintenfische rief und sie dazu brachte, Sepia zu verspritzen, das als Komponente für Magiertinte benutzt werden konnte. Sie hatten Delphinen beim Spielen zugesehen, doch es schien, als seien sie wieder Meisterin und Schüler. Dhamari Exchelsor war höflich, respektvoll und distanziert. Jeden Abend verabschiedete er sich von ihr vor ihrer Schlafzimmertür und beschäftigte sich mit seinem Studium.

Dieser Ablauf setzte sich auch fort, als sie wieder in Halarahh in Keturahs Turm waren. Dhamari war ausnehmend höflich. Jeden Abend aßen sie gemeinsam, er schenkte ihr teuren Wein aus den Exchelsor-Kellern ein und unterhielt sich mit ihr auf hohem Niveau. Ihre Verbindung war nicht unangenehm, aber sie war auch keine Ehe. Es war nicht einmal eine Freundschaft, da Keturah sich nicht dazu durchringen konnte, diesem Fremden die Sorge über ihre schwindende Macht anzuvertrauen.

Keturah sah der Sternenschlange nach, bis sie in den vom Sonnenaufgang beschienenen Wolken verschwunden war. Sie hatte nicht genug Magie aufbringen können, um ihre Aufmerksamkeit zu erlangen, ganz zu schweigen davon, daß sie ihr nicht ihren Willen hatte aufzwingen können.

Sie tarnte sich mit Magie und einem Tuch aus wehender Seide, dann ging sie quer durch die Stadt zum Heim der Grünmaga Whendura. Es gab einige ihrer Art in der Stadt, niedere Magier und Priester, die die Kunst der Bluthunde ebenso studiert hatten wie Erkenntniszauberei und Kräuter-

kunde. Normale Menschen hatten ihre Hebammen und Schwestern, aber die Gesundheit eines Magiers war so mit der Kunst verflochten, daß besondere Kenntnisse und Fähigkeiten nötig waren. Whendura wurde respektiert, doch ihr Heim lag weit von der belebten Küste entfernt. Sie hatte diesen Standort absichtlich gewählt, um ihren Patienten ein Gefühl von Privatsphäre und Sicherheit zu geben – sofern man in Halruaa überhaupt von solchen Dingen sprechen konnte.

Whendura, eine kleine, dickliche Frau, die aussah, als müßte sie Enkelkinder mit Honigkeksen verwöhnen, empfing Keturah mit einem warmherzigen Lächeln. Sie führte ihre Besucherin über zwei Treppen hinauf in einen kleinen Raum und plapperte freundlich drauflos, während sie Kräuter zerrieb und mit gewässertem Wein mischte. Keturah zog sich aus bis auf ihr Unterkleid und legte alle Zauberbeutel, jeden Talisman und alle Stäbe ab, damit nichts Magisches die Tests der Grünmaga beeinflussen konnte. Sie aß den grünen Brei, den Whendura ihr gab, und ließ dann eine lange Liste von Fragen sowie magische Tests über sich ergehen.

Schließlich nickte Whendura und begann, ihre Stäbe und Kristalle einzusammeln. »In Euch steckt viel Magie«, sagte sie voller Respekt. »Es ist ein großes Geschenk, das Ihr Halruaa macht.«

Keturah sah Whendura irritiert an. »Ich verstehe nicht.«

Die Grünmaga ließ ihre hektisch fuchtelnden Hände erstarren, in ihren Augen blitzte Mitleid. »Macht Euch keine Gedanken«, erwiderte sie. »Das kommt oft vor. Die Tränke können Verwirrung auslösen.«

»Die Tränke?« wiederholte Keturah, verstand Whendura aber noch immer nicht. »Verwirrung auslösen?«

Whendura lächelte sie aufmunternd an. »Alles wird anders sein, wenn das Kind auf der Welt ist.«

Keturah wurde klar, daß sie Whendura wie ein Karpfen anstarrte. »Das Kind? Welches Kind denn?«

Nun war Whendura überrascht. »Ihr seid nicht schwanger?«

»Nein«, antwortete Keturah tonlos. »Das ist unmöglich.« Wie sollte es auch möglich sein, wenn ihr »Gatte« noch nie die Schwelle zu ihrem Schlafzimmer überschritten hatte?

»Warum wolltet Ihr Euch dann testen lassen?«

»Das habe ich doch gesagt«, erwiderte Keturah ungeduldig. »Meine Magie läßt nach. An wen sollte ich mich wenden, wenn nicht an eine Grünmaga?«

Whendura zeigte Verständnis und Mitleid. »Für die Mutter eines Jordain ist es immer so. Seht mich nicht so entsetzt an, mein Kind.« Keturahs Miene bereitete ihr ganz offenbar Sorge. »Es ist Euch alles erzählt worden, aber manchmal verliert eine Frau neben der Magie auch die Erinnerung.«

Die Erkenntnis traf Keturah mit der Wucht eines Monsums. Sie wurde darauf vorbereitet, einen Jordain zu gebären!

Keturah zwang sich zur Ruhe und überlegte, was sie darüber wußte. Auch wenn Jordain-Geburten hin und wieder ohne Hilfe abliefen, waren sie in den meisten Fällen eine seltene und höchst geheimnisumwitterte Prozedur, zu der auch Tränke gehörten, die den erblichen Übergang der Magie von der Mutter auf das Kind stoppte.

Das war der Grund, warum sich Dhamari damit begnügte,

sie Nacht für Nacht an ihrer Schlafzimmertür zu verabschieden! Ihre Ehe war genehmigt worden, weil sie das Potential für ein Jordain-Kind hatte. Keturah dachte zurück an den würzigen Wein, den sie während ihres gemeinsamen Abendmahls getrunken hatten. Ohne jeden Zweifel hatte er ihren Becher mit einem Trank versetzt, um das Schicksal ihres zukünftigen Kindes zu formen. Er würde es nicht wagen, den Prozeß zu stören, solange er nicht abgeschlossen war.

Aber warum tat Dhamari das? Nie zuvor war einer Frau ein solches Schicksal zuteil geworden, ohne daß sie davon wußte und damit einverstanden war!

Siedender Zorn begann, Keturahs Verwirrung zu überlagern. Die Identität der Eltern eines Jordain wurde geheimgehalten, doch Magiern, die dem Land einen Ratgeber schenkten, war große Ehre gewiß. Es war eine sichere Methode, um an Ansehen und Status zu gewinnen, und niemand mußte den Grund dafür kennen. Trotz – oder vielleicht wegen – der gewaltigen Macht halruaanischer Magie starben viele Kinder im Säuglingsalter. Ein potentieller Jordain wurde seiner Mutter abgenommen und in den öffentlichen Aufzeichnungen als Totgeburt geführt, wo er sich zwischen den vielen Neugeborenen verlor, die zu schwach waren, die Last der halruaanischen Magie zu tragen. Die Eltern würden nie den Namen oder das Schicksal ihres Kindes erfahren, und nie erfuhr die Öffentlichkeit, warum manche Magier in den Besitz seltener Zauberbücher gelangten, begehrte Posten erhielten oder sogar in den Senat aufstiegen.

All das hatte Keturah in einer langen Nacht von ihrem

Freund Basel erfahren, kurz nachdem er seine Frau und sein neugeborenes Kind verloren hatte. Seine Ausführungen zu diesem heimlichen Prozeß waren einem Geständnis gleichgekommen.

Keturah hörte die Stimme Whenduras im Nebenzimmer, außerdem den sanften Glockenklang, von dem das Öffnen eines Portals des Sehens begleitet wurde.

»So ein großes Opfer!« sprach Whendura in die Kugel.
»Wenn Keturah schon jetzt so viel von ihrer Erinnerung verloren hat, befürchte ich, daß sie die Geburt des Kindes nicht überleben wird.«

»Es war gut von Euch, mich zu informieren. Mir war nicht klar, daß es so schlecht um sie steht.« Dhamari Exchelsors Tonfall war von Sorge geprägt. »Die Schwangerschaft fällt Keturah schwer. Morgens will sie niemanden in ihrer Nähe haben. Manchmal ist ihr bis zum Mittag übel. Gibt es keinen Trank, der das lindern kann?«

Die Ernsthaftigkeit, mit der er diese Worte sprach, weckten in Keturah den Wunsch, vor Wut zu schreien.

»Ihr wißt, daß es so etwas nicht gibt«, sagte Whendura ernst. »Sie kann keine magischen Tränke zu sich nehmen, da sonst die Gefahr besteht, daß das Gleichgewicht gestört und dem Kind Schaden zugefügt wird.«

Keturah riß die Augen auf, als ihr eine düstere Möglichkeit in den Sinn kam. Dhamari wußte, wie loyal sie zu Halruaa stand. Wenn sie als Mutter eines Jordain auserwählt war, würde sie einen Weg finden, ihr Schicksal zu akzeptieren. Dennoch hatte er dafür gesorgt, daß sie nichts davon wußte.

»Meine Dame soll bei Euch bleiben«, sagte Dhamari Exchelsor in sanfterem Tonfall. »Sie ist zu verwirrt, um allein zu reisen. Ich werde sie sofort abholen kommen.«

Keturah eilte zum Fenster und sah ein großes Eisengitter, das mit blassen Lavendelrosen überzogen war und so gegen die Mauer gelehnt stand, daß es einen Weg nach unten in den Garten der Grünmaga bildete. Während sie sich durchs Fenster zwängte und nach unten kletterte, dankte sie Mystra dafür, daß Dhamari nie besonderes Talent für Reisezauber gehabt hatte. Ihr Mann würde sich mit einem Pferd begnügen müssen. Der Ritt zum Heim der Heilerin und zurück verschaffte Keturah etwas Zeit.

Als sie den Boden erreicht hatte, ließ sie ein Reiseportal entstehen und sprang hindurch. Sie tauchte nicht in ihrem eigenen Heim auf, sondern im Park am Rande des Teichs, in dem sie fast ein Jahr zuvor den blauen Behir entdeckt hatte.

Einen Moment lang spielte Keturah mit dem Gedanken eines weiteren Portals, verwarf ihn aber sofort wieder, da sie nicht wusste, wo sie als nächstes auftauchen würde. Sie machte sich zu Fuß auf den Weg und hoffte, daß das Pferd, das Dhamari Exchelsor normalerweise ritt, sein übliches gemächliches Tempo nicht zu übertreffen versuchte.

Nach einer scheinbaren Ewigkeit erreichte sie ihren Turm. Sie eilte die Stufen hinauf, damit sie ein paar Habseligkeiten zusammenpacken und sich auf die Suche nach Antworten begeben konnte.

»Herrin.«

Keturah wirbelte herum und sah die Frau an, deren Gesicht ihrem ähnelte, das aber zugleich ungeschliffen wirkte

und nicht so symmetrisch war.

»Was gibt es, Hussy?«

»Habt Ihr heute morgen die Grünmaga Whendura gesehen?«

Keturah blinzelte. »Ja. Was ist mit ihr?«

»Sie ist tot. Ich habe es auf dem Marktplatz gehört.« Hussy schluckte schwer. »Es heißt, Sternenschlangen hätten sie getötet.«

»Sternenschlangen? Um diese Zeit? Wenn sie nicht gerade in einen Bilboa-Baum geklettert ist, um eine davon zu wecken, ist das sehr unwahrscheinlich.«

»Sie wurde in ihrem eigenen Turm angegriffen. Angeblich müssen es mindestens drei Schlangen gewesen sein.«

Furcht begann an Keturah zu nagen und wich allmählich wachsender Gewißheit. Die geflügelten Schlangen drangen nie in Häuser ein. Sie waren zudem äußerst einzelgängerisch und in der Lage, Nachkommen zu gebären, ohne ein anderes Exemplar ihrer Spezies dafür zu benötigen. Sie gingen einander mit aller Vehemenz aus dem Weg, und noch nie hatte man von ihnen mehr als eine an einem Ort beobachten können – es sei denn, sie wurden durch einen mächtigen Zauber dazu gezwungen.

Keturah begann zu verstehen, was Dhamari Exchelsor plante. Er konnte nicht zulassen, daß die mitfühlende Grünmaga sich mit Keturah verbündete, da nicht abzusehen war, was die beiden Frauen gemeinsam hätten in Erfahrung bringen können. Keturah würde in ihrem Turm eingesperrt sein, umsorgt von Dhamari Exchelsor, bis das kostbare Kind geboren war. Dann würde man sie der halruaanischen Ge-

richtbarkeit überstellen – vorausgesetzt, sie überlebte die Geburt und blieb bei Verstand –, und das Kind würde Dhamaris Kontrolle unterstehen. Ohne Zweifel würde ein Bluthund einen winzigen Funken Magie in dem Säugling finden, womit das Kind vom Jordaini-Orden abgewiesen würde. Jeder würde das als eine tragische Verschwendung betrachten und Dhamari Exchelsor bedauern.

Oh, wie geschickt er war! Der einzige Haken daran war, daß Keturah nicht schwanger war. Wahrscheinlich hatte er Zauber vorbereitet, die sie lange genug festsetzen würden, um diesen Makel zu beseitigen.

»Ich nehme an, Dhamari hat sie gefunden«, sagte sie mit rauher Stimme. »Oder das, was noch von ihr übrig war.«

Hessy nickte. Ihre Augen bestätigten Keturahs unausgesprochenen Verdacht. »Die Miliz hat ihre Diener befragt, wer sie zuletzt besucht hat. Dhamari ist, was ihren Tod angeht, nicht auf den Wahrheitsgehalt seiner Worte getestet worden. Die Miliz hielt das nicht für notwendig, da er Tränke herstellt, aber nicht als Magier bekannt ist, der solche Kreaturen rufen kann.«

»Im Gegensatz zu seiner Frau«, sagte Keturah verbittert. »Ja, Dhamari Exchelsor kann sehr überzeugend sein.«

»Man wird Euch testen«, sagte Hessy voller Hoffnung. »Man wird die Wahrheit erfahren.«

Keturah schüttelte den Kopf. »Er hat mir Tränke gegeben, die sich auf eine magische Untersuchung auswirken. Whendura dachte, ich sei schwanger, und sie ist eine der besten Grünmagae in der Stadt. Der Senat wird warten, bis ich Dhamari Exchelsor ein Kind geschenkt habe. Doch bei

Wind und Wort, das werde ich nie tun!« schwor sie. »Diese räudige Welpen eines tollwütigen Schakals soll mich erst einmal finden!«

Die Dienerin zögerte, dann drückte sie ihr ein Stück glänzenden Metalls in die Hand.

»Tragt diesen Talisman, wo immer Ihr hingehet«, sagte sie hastig. »Er wird Euch sagen, wenn sich Dhamari in Eurer Nähe befindet, oder jemand, der von ihm geschickt wird.«

Keturah sah Hessay verwirrt an. »Das ist ein seltener, teurer Gegenstand. Wie bist du daran gekommen?«

Hessay zwang sich zu einem Lächeln. »Ihr bezahlt mich gut, und ich brauche nur wenig. Ich habe jede Münze gespart und gehofft, Euch in Sicherheit bringen zu können, wenn die Zeit gekommen ist.«

»Wenn die Zeit gekommen ist?«

»Ich mache sein Labor sauber«, sagte Hessay. »Ich habe die Zauber gesehen, an denen er arbeitet. Vergebt mir, daß ich nicht gesagt habe, was ich weiß!«

Viele Magier belegten ihre Diener und Schüler mit einem Zauber, damit sie keine Geheimnisse verraten konnten. Doch Hessys Sorge galt allein der Sicherheit ihrer Herrin, nicht ihrer eigenen. Keturah fand keine Worte. Sie nahm Hessay in die Arme, und einen Moment lang standen die beiden Frauen da wie Schwestern, die einander umarmten.

Keturah löste sich von ihr und ging zum offenen Fenster, während sie einen Zauber intonierte. Kaum daran interessiert, ob der Zauber funktionierte, trat sie hinaus in den Wind ...

Tzigone fiel mit dem Gesicht zu Boden. Sie stemmte sich von dem Mooskissen hoch und stand wieder auf, während sie sich die Feuchtigkeit abwischte. Eine Zeit lang rannte sie drauflos und wartete darauf, daß auch der letzte verbliebene Schatten ihrer Vision verblaßte. Als sie nichts weiter sah als die trostlose Weite des felsigen Moors, setzte sie sich mit dem Rücken gegen einen der zerklüftet aufragenden Steine, die überall im Reich der dunklen Feen zu finden waren.

Das war es also: der Beginn ihrer Geschichte. Jahrelang war Keturah vor Dhamari Exchelsor davongelaufen, bis sie der elfischen Bluthündin in die Hände gefallen war. Irgendwann in dieser Zeit war Tzigone geboren worden.

Das war interessant, doch Tzigone konnte nicht erkennen, wie ihr diese Einsicht helfen sollte, diesen Ort zu verlassen. Sie würde es später noch einmal versuchen, doch im Augenblick war sie todmüde.

Dennoch sammelte sie ihre wenige verbliebene Kraft und ließ sich in die jüngste Erinnerung fallen. Als sie die Augen öffnete, sah sie vor sich ein große Gestalt mit verschränkten Armen und einer Miene, die liebevoll und erzürnt zugleich war. Die Illusion, die Matteo zeigte, war fast so geisterhaft wie das Aussehen seines Freundes Andris, doch Tzigone tröstete schon der Anblick des Freundes.

»Gute Neuigkeiten, Matteo. Dhamari Exchelsor ist nicht mein Vater.«

Bist du sicher? fragte die Illusion mit der für einen Jordain typischen Skepsis.

»Absolut. Ich habe es in einer der Erinnerungstrancen gesehen, die du mich gelehrt hast. Das Wiesel hat es nicht mal bis zur Vaterschaft geschafft. Man sollte meinen, daß all diese Stäbe, Kelche und Kristallkugeln, die bei Magiern herumliegen, ihn auf eine Idee gebracht hätten. Aber der Mann hat keine Wertschätzung für Symbole! Er hat nie einen Zauber gewirkt!«

Matteo zog die nebelartigen Brauen zusammen. »Keine Zauber? Aber Dhamari Exchelsor ist ein Magier.«

Tzigone stöhnte. »Ich werde es in Worte fassen, die ein Geehrter zu schätzen weiß: Entweder war kein Blei in Dhamaris Bleistift, oder er war nie in der Stimmung, um zu schreiben.«

Ein flüchtiges Erröten huschte über das Gesicht der Illusion. *Das hast du gesehen?*

»Mystra sei Dank, daß es nicht viel zu sehen gab.« Die Belustigung schwand aus ihrem Blick, dann sah sie Matteo an. »Nichts davon ist real, das weißt du. Hier ist *nichts* real, und ich möchte auf nichts von dem wetten, was in Halruaa geschieht. Das Leben besteht zum größten Teil aus Illusion und Wunschdenken, nicht?«

Ja.

»Du bist der einzige, den ich kenne, bei ich weiß, daß er genau das ist, was er zu sein scheint.« Sie grinste. »Tut mir leid, daß ich dich so oft langweilig und berechenbar genannt habe.«

Nein, das tut es nicht, gab Matteos Illusion zurück.

Tzigone kicherte. »Na, vielleicht nicht in *jedem* Fall.«

Sie begann zu rutschen und lehnte sich wieder gegen den

Stein. »Bleibst du noch ein wenig?«

Immer.

Da dies der Finstere Feenhof war und Illusionen hier große Macht besaßen, bekam Tzigone die Antwort, die sie hören mußte. Als sie erschöpft einschlief, wurde ihr bewußt, daß die Wahrheit in ihrer reinsten Form sich sehr von den Tatsachen unterschied. Matteo war Welten entfernt, doch er war wirklich bei ihr.

Die vertraute Wärme der Anwesenheit ihres Freundes umgab sie wie ein Mantel. Sie zog ihn enger um sich und schlief, solange sie es konnte.

Die dunklen Feen würden sich früh genug wieder erheben.

SECHSTES KAPITEL

Zwei Gestalten schritten über die Oberfläche des Sumpfs, voller Vertrauen auf die Zauber, die ihnen erlaubten, sich so mühelos fortzubewegen wie ein Nordmann über einen zugefrorenen Teich im Winter. Obwohl sie auf Magie vertrauen mußten, schienen beide in dieser Wildnis regelrecht zu Hause zu sein.

Kivas kupferne Haut und ihr jadegrünes Haar wies sie als im Dschungel heimisch aus. Die Farben ihrer Schönheit verschmolzen mit dem üppigen Blattwerk, und ihre Bewegungen waren so geheimnisvoll wie die von Schatten, die ihre Position veränderten. Die schuppige, blaßgrüne Haut der anderen Gestalt, die Kiemen am Hals und die Schwimmhäute zwischen den Fingern deuteten auf ein Geschöpf hin, das bestens geeignet war für Orte, an denen sich Luft und Wasser vermischten.

Der amphibienartige Magier blieb stehen und stützte sich auf seinen Stab, um auszuruhen. Einige Momente lang waren nur die Geräusche des sie umgebenden Sumpfs sowie das Knistern der Energie, die um den Stab des Magiers zuckte – eine lebender, aber steifgefrorener Aal, der so hart wie Mithril war –, und das schwere Atmen Akhlaurs zu hören.

»Die Luft ist dünn. 200 Jahre in magiereichem Wasser kann man nicht innerhalb von Tagen vergessen machen«, herrschte er seine Begleiterin an, als hätte sie ihn wegen

einer Schwäche beschimpft.

Kiva hob abwehrend die Hände. »Dieser Dschungel war für Menschen schon immer schwierig. Ihr erinnert Euch sicher an Euren letzten Aufenthalt hier.«

Akhlaur verzog den Mund. »Das ist schwierig. Die Eingeborenen starben so schnell wie alle anderen auch.«

Kiva zwang sich, ruhig zu bleiben. »Wenn Ihr bereit seid, sollten wir weiterziehen.«

Sie drangen tiefer in den Sumpf von Kilmaruu ein, an den Ort von Kivas erstem großem Sieg. Das trübe Dämmerlicht breitete sich im Dschungel aus, als sie sich einem schnell strömenden Fluß näherten, der von tiefen Schluchten gesäumt war und von den Überresten einer Brücke überspannt wurde, die aus einem einzigen, riesigen Holzstamm gefertigt war.

Akhlaur betrachtete das Skelett der dreiehörnten Kreatur, die auf dem geschwärzten Holz lag. Sein Gesicht nahm einen verträumten Ausdruck an, als hätte er sich in einer schönen Erinnerung verloren.

»Monster aus Chult – den Zauber hatte ich fast vergessen! Es war schwer, sie herzubringen, aber es war die Mühe wert. Die wilden Elfen hatten noch nie solche Wesen gesehen. Es war amüsant.«

»Zweifellos«, erwiderte Kiva knapp und wies auf das gegenüberliegende Ufer. »Da entlang.«

Akhlaur betrachtete die schier undurchdringliche Wand aus Bäumen. »So sah es nicht aus, als ich das letzte Mal hier war. Dort waren terrassenförmige Gärten zwischen den Bäumen.«

»200 Jahre«, sagte die Elfe. »Der Dschungel überdeckt alles, doch er vergißt nie etwas.«

Akhlaur warf ihr einen stechenden Blick zu. »Das klingt nach einer Warnung, kleine Kiva.«

»Ein Sprichwort«, sagte Kiva freundlich, »wie es die Jordaini ständig benutzen. Während Eures Exils haben diese Sprichwörter die halruaanische Sprache befallen wie Maden eine faule Frucht.«

»Soviel zu meinem Geschenk an Halruaa«, meinte Akhlaur. »Wie sagt man doch: Undank ist der Welt Lohn.«

Kiva gingen eine ganze Reihe möglicher Erwiderungen durch den Kopf, die wohl alle Akhlaurs Zorn heraufbeschworen hätten. Sie nahm seinen ironischen Ausspruch mit einem Nicken hin, dann ging sie über die Brücke voran. Sie krochen durch den Brustkorb der Kreatur, die Akhlaur hergerufen hatte, und begaben sich in den Wald. Der Magier folgte Tzigone auf den seit langem vergessenen Elfenpfaden, die kein Mensch je sehen konnte, ob er magisch begabt war oder nicht.

Die Nacht brach herein, und der Pfad führte einen steilen Hügel hinauf. Sie mußten um mehrere Schluchten und Gruben herumgehen, die die letzten Überreste der äußeren Verteidigungsanlagen der Elfen darstellten. Schließlich standen sie innerhalb der zerfallenden Außenmauern der Elfenstadt.

Der Mondschein fiel in einen Hof und krallte sich an den geschwärzten, von Ranken überzogenen Ruinen fest.

Akhlaur sah sich erschrocken um. »Was ist hier geschehen? Ich könnte Plünderungen verstehen, wenn weithin bekannt gewesen wäre, daß Elfen in diesem Teil von Halruaa

lebten! Aber das war eine verborgene Stadt. Sicher ahnten ein paar belesene Magier ihre Existenz, aber Weise und Brandstifter teilen sich selten eine Flasche.«

»Keine Brandstifter, Meister Akhlaur, sondern die Zeit. Sie und Halruaa selbst hatten sich zu dieser Zerstörung verschworen.«

«Ich bin nicht für Rätsel empfänglich«, warnte Akhlaur sie.

Kiva überlegte einen Augenblick, ehe sie weitersprach. »Halruaas Elfen hätten nicht von einem einzelnen Magier vernichtet werden können, nicht einmal von jemandem, der so mächtig ist wie Ihr. Während Eures Aufstiegs zur Macht hat Halruaa Weggesehen und so getan, als wisse es von nichts.«

Akhlaur sah sie an, als hätte sie erklärt, die meisten Bäume seien grün. »Entdeckst du jetzt erst die Natur der Menschen? Selbst die, die sich für tugendhaft halten, sehen nur, was sie sehen wollen. Vor allem die, die sich für tugendhaft halten! Immerhin müssen einmal geschaffene Illusionen auch gewahrt werden.«

»Ja, Herr«, stimmte Kiva ihm zu, auch wenn seine Feststellung für sie nur wenig Sinn ergab.

Eine merkwürdige Stille hing über der Stadt, während sie sich durch kristallinen Schutt in Richtung des Schatzes bewegten, den Akhlaur hier zurückgelassen hatte.

Kiva blieb an der Tür zum Elfentempel stehen und betrachtete voller Abscheu den Anblick, der sich ihr dort bot. Aus dem einstigen Ort der Schönheit und Ausgeglichenheit war ein verlassenes, verkohltes Haus geworden.

Knochen türmten sich auf. Lange, zarte Elfenknochen lagen zusammen mit den dickeren, vergilbten Überresten von Menschen, Sumpfkobolden und Kreaturen wie Vögeln und Krokodilen da. Viele Knochen war rußgeschwärzt und gebrochen, vermutlich eine Folge der Explosion, mit der der geschickte Jordain Andris den Angriff der untoten Geschöpfe abgewehrt hatte. Kiva fragte sich, wie lange die gebrochenen und zerstreuten Überreste benötigt hatten, um wieder an diesen Platz zurückzukehren.

Sie sah Akhlaur an. Er nickte, und sie trat ein.

Ihr Vordringen löste die Verteidigungsvorrichtungen aus. Ein Ruck ging durch die Knochenberge, und mit einem entsetzlichen Geklapper erhoben sich untote Wächter.

Elfenknochen rutschten über den Boden, die zur Seite getreten worden waren, als andere Geschöpfe Gestalt annahmen. Kiva kniff die Augen ein wenig zusammen, als wolle sie das triumphierende Strahlen zurückhalten, das in ihnen zu sehen war. Die Elfen, deren Knochen dies waren, waren selbst für Akhlaurs Macht zu lange vergangen.

Die anderen allerdings nicht. Ein Skelett aus grauem Stein – unverkennbar die gedrungene, robuste Gestalt eines seit langem toten Zwergs – hob einen riesigen Oberschenkelknochen, als sei er eine Keule, und kam auf sie zu. Der Boden rund um den untoten Zwerg geriet in Bewegung, als sich Heerscharen von Riesenschlangen- und Krokodilskeletten in ihre Richtung bewegten, deren bloße Reißzähne Kiva teuflisch angrinsten. Weitere Skelette scharten sich hinter dieser untoten Vorhut, einige von ihnen vollständig erhalten, während andere den Eindringlingen entgeghumpelten

oder sogar -krochen.

Akhlaur begann leise zu singen und gestikulierte in Richtung der anrückenden Armee, die er wie er ein Choreograph mal in diese, mal in die andere Richtung dirigierte. Die Untoten teilten sich in zwei Gruppen, die sich einander gegenüberstanden.

Ein durchdringendes Geräusch war überall im Tempel zu hören, als jede zweibeinige Kreatur sich einen Arm ausriß und so hochhielt, daß ein Bogen entstand, den Akhlaur rasch durchschritt, um zum heiligsten und mächtigsten Ort zu gelangen. Kiva folgte ihm und hatte größte Mühe, ihre Abscheu vor ihm zu verbergen.

Soviel Magie, aber wofür? Würden die Menschen denn nie lernen, daß man nicht alles tun *mußte*, nur weil man es *konnte*? In all ihrer Selbstgefälligkeit, trotz ihrer sorgfältig ausgearbeiteten Gesetze und Gebräuche, waren die Halruaaner nicht weit von ihren Netheril-Vorfahren entfernt.

Akhlaur blieb abrupt stehen. Einen Moment lang betrachtete er konsterniert den leeren Altar.

Dies war der gefährlichste Augenblick. Hier wurde alle List Kivas auf die Probe gestellt.

Akhlaur sah sie wutentbrannt an. »Wo ist die Kugel?«

Kiva schüttelte den Kopf, als sei sie zu erstaunt, um ein Wort sagen zu können. »Geraubt«, brachte sie schließlich heraus. »Sie muß geraubt worden sein.«

»Welcher Magier konnte es auch nur bis in Nähe dieses Ortes schaffen?«

Kiva unterdrückte ein freches Grinsen. Natürlich würde Akhlaur annehmen, nur ein halruaanischer Magier sei zu

einer solchen Leistung fähig! »Keiner, Herr«, sagte sie hastig. »Ich habe Gerüchte gehört, aber ...«

»Sprich!«

»Es wurde etwas erzählt von einer Armee magisch toter Kämpfer, vorwiegend Jordaini.«

Extremes Mißfallen verzerrte die Gesichtszüge Akhlaurs. »Schon wieder diese *Jerdayeen*«, schnaubte er und benutzte den alten Begriff der Netheril für *Hofnarr*. »Nicht unbedingt eins meiner erfolgreichsten Experimente.«

»Dafür haben diese Narren aber einen hohen Stellenwert als Ratgeber in Halruaa.« Akhlaur mußte lachen, als er Kiva reden hörte, die anfügte: »Selbst der König hat sie in seinen Diensten.«

Ihr Tonfall war völlig unschuldig, doch ihre Worte erzielten die erwünschte Wirkung. Akhlaur begannen zu überlegen, dann wurde er zornig.

»Zalathorm«, murmelte er. »Er hat die Jordaini geschickt. Er hat die Kugel!«

Kiva nickte. »Möglich. Wer sonst könnte soviel über Eure Magie und über diese Elfen wissen?«

Ja, wer sonst! überlegte sie und dachte zurück an die pure Freude – ein Gefühl, von dem sie gedacht hatte, es in ihrem Herzen nicht mehr zu finden – die sie verspürt hatte, als Akhlaurs grüner Kristall zerschlagen wurde und die in ihm gefangenen Geister freikamen.

Akhaur wandte sich um und ging zurück durch das knöcherne Spalier, während er leise vor sich hin redete. »Zwei Kugeln fehlen, und mit ihnen all die Magie, die sie beinhalten! Tausende von Zaubern, Hunderte von Lebensenergi-

en. Alles geraubt. Zalathorm wird dafür bezahlen!«

Kiva begann zufrieden zu lächeln, wurde aber sofort wieder ernst. »Ihr wart so nahe, Meister Akhlaur. Hätte Zalathorm nicht eingegriffen, dann hättet Ihr nun den Löwenanteil der Magie Halruaas in Euren Händen. Doch das werdet Ihr noch«. fügte sie rasch an, als ihr der Nekromant einen merkwürdigen Blick über die Schulter zuwarf.

»Darauf kannst du dich verlassen«, grollte Akhlaur. »Ich haben andere Basen und andere Stätten der Macht. Sie werden mehr als ausreichen.«

Als sie in den Innenhof zurückkehrten, breitete Akhlaur die Arme aus. Vor ihm entstand ein schimmerndes Oval, das er durchschritt ...

... und im nächsten Moment wie ein Stein im sumpfigen Wasser versank.

Kiva tauchte hinter ihm aus dem Portal auf und ging auf der Oberfläche des Sumpfs. Im Gegensatz zu Akhlaur hatte sie den nassen Empfang erwartet.

Der Magier schoß aus dem Wasser und gesellte sich zu Kiva. Er sah sich konsterniert um. »Was ist das für ein Ort?«

»Ihr kennt ihn als Sumpf von Ghalager, Herr. Heute trägt er Euren Namen.«

Akhlaur nickte und erinnerte sich. »Hier stand früher mein Turm, bis Zalathorm und seine Scharlatane ihn versetzten. Wo ist der Rest meines Anwesens?«

»Da waren die Gefängniszellen«, sagte Kiva und deutete auf ein dichtes Geflecht aus Ranken. »Wo wir stehen, waren die Gärten. Dort drüben war ein Leck aus der Ebene des Wassers. Ein kleines Rinnsal flüssiger Magie nährte den

Laraken und hielt die Magier fern.«

Akhlaurs blaßgrünes Gesicht erhellte sich. »Dann ist mein Turm unberührt geblieben?«

»Bis auf den Edelstein, den ich brauchte, um Euch zu befreien. Sie machte um der besseren Wirkung willen eine kurze Pause, dann fügte sie an: »Ich habe eine Undine benutzt, die ihn für mich geholt hat.«

Akhlaur sah sie mit verkniffenen Augen an. »Sag nicht, mein Turm befindet sich unter Wasser!«

Sie zuckte entschuldigend die Achseln. »Zalathorm ließ ihn in eine tiefe Spalte fallen. Ich bin eine von drei lebenden Seelen, die wissen, wo sich der Turm überhaupt befindet.« Ihre Worte waren eine subtile Stichelei, um Akhlaur daran zu erinnern, daß zwei seiner Gegner immer noch lebten.

Akhlaur sah sich mit finsternen Blicken im Sumpf um. »Erstaunlich, was mit der Zeit alles geschieht.«

»Das ist das Schicksal aller, die lange leben, mein Lord. Wir werden Zeuge vieler Dinge und müssen große Veränderungen ertragen.«

Akhlaur nickte, verstand aber nicht die Parallele, die Kiva eigentlich meinte. Sie war nach Elfenmaßstäben noch jung, aber in ihrem Leben hatte sie eines der schrecklichsten Kapitel in der Geschichte ihres Volks erlebt. Die Magier und Geschichtslehrer erkannten diese finsternen Wahrheiten nicht an, und die Menschen Halruaas wußten weder etwas davon, noch interessierte es sie. Bald würden sie es erfahren.

Sie standen einen Moment lang dort, jeder in seine Gedanken vertieft. Akhlaur wandte sich als erster wieder dem

Hier und Jetzt zu. Seine wachen schwarzen Augen suchten die Landschaft ab und blieben schließlich an einer großen, schwarzen Blutmücke hängen, die sich am Kadaver eines Fhamar gütlich tat, eines haarlosen Sumpfbeuteltiers. Das labende Insekt glich einem riesigen Moskito, dessen Leib allerdings so groß war wie der einer Hauskatze. Der mit schwarzem Fell überzogene Bauch war prall gefüllt mit Blut, und das Ungeheuer sumnte eine fremdartige Melodie.

»Das wird reichen«, sagte Akhlaur und begann zu singen.

Die Blutmücke wurde fast im gleichen Augenblick größer, so daß sich der Stachel auf die Ausmaße eines tödlichen Speers aufblähte. Sie verstummte abrupt, während Akhlaurs Gesang die entstandene Ruhe füllte.

Das Insekt richtete seine zahlreichen Augen auf Akhlaur. Seine riesigen Flügel begannen zu schlagen, und es bewegte sich mit eindeutig tödlicher Absicht auf Akhlaur zu.

Der hob eine Hand. Die Mücke blieb so abrupt mitten in der Luft stehen, als sei sie gegen eine unsichtbare Wand geflogen. Akhlaur beschrieb eine Kreisbewegung mit der Hand, und prompt begann sich die Blutmücke zu drehen.

»Nimm Platz«, sagte Akhlaur und deutete auf die Füße des Monstrums, die nach hinten geschwungene Klauen aufwiesen.

Vorsichtig setzte sich Kiva auf den angebotenen »Platz«. Akhlaur ließ sich neben ihr nieder und sprach einen Befehl. Die riesige Blutmücke erhob sich in die Luft und flog so schnell los, daß Kiva der Atem stockte.

Sie flogen durch den Dschungel und neigte sich mal zur einen, mal zur anderen Seite, um sich durch das dichte

Laubwerk zu bewegen. Zweige teilten sich, um ihnen Durchlaß zu gewähren, bunte Vögel flogen laut protestierend aus dem Weg. Wenn nötig, gab Kiva mit einer knappen Bemerkung die Richtung an, während sie sich fest an ihren grotesken Halt klammerte.

Schließlich landete die Blutmücke an einem langen, schmalen Teich. Kiva sprang ab und klopfte sich Flocken getrockneten Blutes von Händen und Armen, da die Kreatur kein reinlicher Esser war. Vom Zauber befreit, der sie gebunden hatte, flog die Mücke summend davon und schrumpfte wieder auf ihre ursprüngliche Größe.

Akhlaur betrachtete lange Zeit das Wasser, dann hob er beide Arme und setzte zu dem Zauber an, der während der Invasion der Mulhorandi das gigantische Wasserelementar hatte entstehen lassen. Die Teichoberfläche glitzerte, dann schossen einige Tonnen Wasser in die Höhe, um eine neue Gestalt anzunehmen.

Ein humanoides Geschöpf, dreimal so hoch wie ein Elf, bewegte sich stapfend zum Ufer. Akhlaur setzte den Gesang fort und wirkte diesmal einen Verdampfungszauber. Die Kreatur verwandelte sich in Nebel, der einem Geist gleich aufstieg und eine dicke graue Wolke bildete. Donner grollte in ihrem Inneren und immer wieder zuckten ungeduldige Blitze auf.

»Damit sinkt der Wasserspiegel ganz erheblich«, sagte Akhlaur und wirkte sehr selbstzufrieden. »Wohin soll ich die Wolke schicken? Nach Khaerbaal? Nach Halar?«

»Zur Stadt des Königs«, schlug Kiva vor und wählte ihre Worte mit Bedacht. »Nach Halarahh!«

Akhlaur lächelte wie ein Hai und zeigte gen Osten. Die Wolke schoß davon, um ihre Last über Zalathorms Stadt abzuladen. Erwartungsvoll sah der Nekromant Kiva an.

»Ein großartiger Zauber, Meister Akhlaur«, sagte sie gehorsam. »So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Ich wage zu behaupten, daß niemand in ganz Halruaa das je gesehen hat. Immerhin habe ich 200 Jahre in einer Welt flüssiger Magie gelebt und viel gelernt.«

Kiva grinste. »Dann darf ich wohl annehmen, daß der Regen in diesem Sommer ungewöhnlich ausfallen wird?«

Akhlaur lachte leise, da ihm der düstere Humor der Elfe gefiel. Dann machte er sich an die Arbeit und erteilte Kiva einen Auftrag nach dem anderen, als sei sie eine unwissende Schülerin oder gar ein Dienstmädchen. Doch sie spielte ihre Rolle ohne Murren. Die Dienerin für Akhlaur zu spielen war nichts im Vergleich zu allem, was sie bislang hatte erdulden müssen, und es war ein minimaler Preis, den sie gern bezahlte, wenn es sie der Erfüllung ihrer Rache näher brachte.

*

*

*

Ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heftiges Unwetter tobte um Basel Indoulurs Turm. Ein Sturm jagte durch die Stadt des Königs, als handle es sich um unheilige Geister, und der ständige graue Regen ließ die Erinnerung an sonnige Tage so weit in die Ferne rücken wie die Träume aus Kindertagen. Basel Indoulur betrachtete das Unwetter als angemessenen Hintergrund für seine Studien.

Er seufzte und schob das Buch von sich, einen seltenen

Band, den er sich von dem Mann geliehen hatte, der sein Nachfolger am Jordaini-Kolleg war. Basel hatte in seiner Jugend gegen die Crinti-Banditen gekämpft, doch er wußte wenig über diese Schattenamazonen, was über seine persönliche Erfahrung im Nahkampf hinausging. Je mehr er allerdings las, desto überzeugter war er davon, daß der Schlüssel zu dieser Angelegenheit bei ihnen zu suchen war. Die sonst so furchtlosen Crinti mieden die finsternen Feen, was den Gedanken nahelegte, die Schattenamazonen besäßen nützliche Informationen.

Basel Indoulur erhob sich und ging hin und her. Sein langjähriger Rivale Procopio hatte sich ausgiebig mit den Crinti befaßt, was er bei seinem jüngsten Sieg gegen sie unter Beweis gestellt hatte.

Nach Basels Ansicht war dieser Sieg aber möglicherweise ein wenig zu passend und einfach gewesen. Vielleicht war es an der Zeit, Procopio auf den Zahn zu fühlen.

*

*

*

Eine Stunde später hob Basel seinen Kelch und strahlte seinen Gastgeber an. »Auf den Helden der Stunde, den Meister der Sturmelementare. Die Zauberkomponenten für diese großartige Leistung müssen ein kleines Vermögen gekostet haben! Aber für Halruaa ist kein Opfer zu groß.«

Procopio tat so, als tränke er von seinem Wein und versuchte, seinen Besucher nicht über den Rand seines Kelches anzustarren. So sehr er sich auch bemühte, er wußte nicht, was er von Basel Indoulurs Besuch halten sollte. Es war

leicht, über den stämmigen Beschwörer mit seiner jovialen Art und seiner offensichtlichen Vorliebe für die schönen Dinge im Leben hinwegzugehen. Doch die, die sich mit halruaanischer Politik befaßten, kannten ihn als gerechten und sogar weisen Herrscher über die Stadt Halar. Viele Magier, vor allem Beschwörer, verdankten diesem Mann ihre Ausbildung. Er hatte stets mindestens drei Lehrlinge. Procopio wunderte sich, daß Basel Indoulur bislang noch nicht Tzigone ersetzt hatte, die problematische junge Frau, deren Beitrag zur jüngsten Schlacht einen viel höheren Preis gefordert hatte, als von Procopio erwartet.

Tatsächlich hatte Procopio aus dieser Invasion nur Nutzen ziehen können. In den Monaten, seit sein Jordain Zephyr als Verräter und Kollaborateur Kivas hingerichtet worden war, hatte ihm der Skandal zu schaffen gemacht. Doch nach seinen Erfolgen gegen die Invasoren aus Mulhorand war das vergessen. Das Volk Halarahhs stand geschlossen hinter dem Oberbürgermeister, voller Stolz auf seine magischen Leistungen und seinen militärischen Erfolg. Mehr als ein Magier war heimlich zu ihm gekommen und hatte Andeutungen fallen lassen, der König sei nicht mehr das, was er früher einmal gewesen war. Dabei war auch in verblümter Form der Gedanke zur Sprache gekommen, es sei vielleicht an der Zeit, einen Mann mit Procopios Talenten nachrücken zu lassen.

Procopio konnte aber nicht vergessen, daß er durch eine Reihe illegaler Handlungen diese Größe erlangt hat. Er suchte in Basel Indoulurs Gesicht nach einem herablassenden, wissenden Lächeln. Bildete er es sich nur ein, oder war

da ein boshafes Funkeln in diesem Blick?

»Du bist doch nicht nur hier, um auf mein Wohl anzustoßen«, sagte Procopio geradeheraus.

Basel spreizte die fleischigen Finger und legte sie auf seine Herzgegend. Seine zerknirschte Miene wirkte echt. »Du bist es leid, über deine Siege zu sprechen, Procopio. Ich hätte es wissen sollen, kenne ich dich doch als bescheidenen Mann. Vergib mir, aber es stimmt – ich bin mit vielen Fragen auf dem Herzen hergekommen. Ich fand, es hat nach der Schlacht einfach zuviel Durcheinander gegeben.«

Procopio Septus hörte den warnenden Unterton in diesen Worten. Auch wenn Basel eine widerwärtige kleine Kröte war, hatte er sich vor vielen Jahren einen Namen als Kampfmagier gemacht. Er spielte unterschwellig auf seine eigene Erfahrung an und gab Procopio so zu verstehen, daß er Dinge sah, die anderen nicht auffielen.

Procopio erhob sich. »Ich werde dir etwas zeigen, das viele deiner Fragen beantworten könnte.«

Er führte seinen Gast in einen Raum, in dem eine Reihe Tische standen. Auf jedem von ihnen fand sich die detaillierte Nachbildung verschiedener Terrains, auf denen historische Schlachten stattgefunden hatten. Er trat zu dem Tisch, der die nördliche Gebirgsregion zeigt, die als Nath bekannt und in der der Sieg über die Crinti errungen worden war.

Auf einen Befehl Procopios hin öffneten sich Schubladen auf allen Seiten des Tisches. Tausende kleiner animierter Figuren sprangen heraus und zogen in die Schlacht. Winzige Himmelsschiffe zogen über das Tal, das überquoll vor Minia-

turkriegern, die alle in verbissenen Nahkampf verwickelt waren. Farbige Blitze schossen von den Himmelschiffen ins Tal. Basel riß die Augen auf, als er ein winziges Schiff mit farbenfrohen Segeln entdeckte, die üppige geflügelte Elfen in recht unbedecktem Zustand zeigten.

»Ja, das ist wirklich die *Avariel*«, versicherte Procopio ihm. »Du siehst vor dir die Schlacht, die wir erst vor kurzem ausgetragen haben. Mit diesen Tischen, diesen Spielzeugen, kann ich jede Schlacht immer wieder durchspielen und dabei unterschiedlichste Strategien und Szenarien testen. Über die Jahre habe ich dadurch viel gelernt.«

Procopio Septus nahm einen Stab von seinem Gürtel und bewegte ihn über den Tisch. Einige Figuren schmolzen, andere nahmen ihren Platz ein. Viele der Gestalten waren kleine graue Kriegerinnen.

»Crinti«, bestätigte er und bemerkte Basel Indoulurs nachdenkliches Nicken. »Ihnen gilt mein besonderes Interesse. Soweit ich weiß, hat sich niemand sonst so intensiv mit den Schattenamazonen beschäftigt.«

»Dein Wissen über die Crinti hat in deinem Interesse an Kriegsspielen seinen Ursprung?«

»Kaum eine meiner Entscheidung treffe ich nach dem Zufallsprinzip, mein lieber Basel«, sagte Procopio und unterstrich seine Worte mit einem herablassenden Lächeln. »Du vergißt, daß ich Erkenntniszauberer bin. Es ist meine Kunst, die Dinge zu sehen, die ein anderer Mann nicht sieht.«

Wie die Basels hatten auch seine Worte etwas Warnendes. Der Beschwörer lachte leise und klopfte Procopio auf den Rücken, als gratuliere er einem alten Freund, der einen

Witz besonders gut erzählt hatte.

»Ja, das sagst du immer wieder«, meinte er jovial. »Du bist dich in einer guten Position. Wenn niemand sonst all die Geheimnisse sehen kann, auf die du anspielst, wer sollte da schon deine Behauptungen anzweifeln können?«

Procopio reagierte mit einem flüchtigen Lächeln, konnte sich aber nicht dazu durchringen, während der restlichen Unterhaltung mehr als knappe Antworten zu geben. Schließlich durchdrang sein Mangel an Höflichkeit den dicken Panzer, den Basel Indoulur um sich gelegt hatte. Dann machte sich der stämmige Kerl auf den Weg, um einem anderen auf die Nerven zu gehen.

Der Erkenntniszauberer ging in sein Arbeitszimmer. In einer Hand hielt er eine strahlend gelbe Perle, die bis vor wenigen Augenblicken noch einen von Basels zahllosen Zöpfen geziert hatte. Ein einfacher Zauber hatte sie gelöst, ein weiterer hatte sie in Procopios Hand gebracht. Anhand dieses persönlichen Gegenstands würde er in kürzester Zeit Basel Indoulurs Geheimnisse in Erfahrung bringen.

Procopio verbrachte den restlichen Nachmittag in wachsender Frustration, während er etwas suchte, das er gegen seinen Widersacher benutzen könnte. Basel hatte weder Feinde, noch hegte jemand einen Groll gegen ihn. In seiner Kugel des Sehens ließ Procopio Bilder des ehemaligen Schülers Indoulurs entstehen. Sobald er sie an ihren ehemaligen Meister denken ließ, zeichnete sich auf ihrem Gesicht ein Lächeln ab. Das gleiche galt für seine Diener, die städtischen Bediensteten, seine Kollegen. Es schien, als sei außer Procopio niemand von denen, die mit Basel Umgang hatten, ge-

gen diesen Mann eingestellt.

Dann hatte er eine Idee. Procopio bündelte seine eigene Abneigung in gerichtete Energie, die er als blauschwarze Kugel losschickte, um überall in Halruaa nach einem Spiegelbild zu suchen. Als sich die Kugel zu lichten begann und sich eine Geschichte vor Procopios Augen abspielte, mußte er lächeln.

So unmöglich es auch schien, aber es gab tatsächlich jemanden, der Basel Indoulur noch mehr haßte als er selbst.

*

*

*

Nach jedem Sieg wird ebenso getrauert wie gefeiert. Ein großer Teil der Trauer in Halruaa fand Ausdruck in einem großartigen, ernstesten Ritual, doch überall im Land wurden auch im privaten Kreis Tränen vergossen und Schwüre ausgesprochen.

Eine der schönsten alten Villen in Halarahh war das Anwesen der Belajoon-Familie. Es war alt, ausladend und seit vier Generationen die Heimat von Magiern und etlichen Zweigen der Familie. Wie die meisten halruaanischen Gebäude beherbergte auch diese Villa ihre Geheimnisse.

In einer Kammer unter dem ältesten Gebäude des Anwesens kniete ein alter Mann vor einem gläsernen Gewölbe. Darin lag sein größter Schatz, seine junge, angebetete Ehefrau Sinestra. Sie war tot, doch sie war nicht in der Schlacht gestorben, sondern mysteriöse Magie hatte sie umgebracht.

Schuld mischte sich in die Trauer, die Uriah Belajoon empfand. Seine Blütezeit lag lange hinter ihm, und sein

Name würde nie in einem Atemzug mit den großen Magiern Halruaas gekannt werden. Von seinem Reichtum und seiner völligen Hingabe abgesehen hatte er einer Frau wie Sinestra nur wenig zu bieten gehabt. Aber es gab mehr als nur einen reichen Mann in Halruaa, und Uriah hatte bemerkt, wie viele Blicke Sinestra gefolgt waren. Er hatte ihr einen Schutztalisman geschenkt, einen Edelstein, der sie sofort nach Hause bringen sollte, wenn ein anderer Mann sie berührte.

Sie war nach Hause gebracht worden. Uriah hatte sie in ihrem Bett vorgefunden, wenngleich ihr starres Gesicht seltsam verändert war. Daß sie es war, hatte Uriah anhand des Rings erkannt, den sie trug, sowie anhand anderer kleiner Kennzeichen, von denen er hoffte, daß nur er sie wiedererkennen würde.

Sinstras Tod hatte ein beunruhigendes Geheimnis enthüllt: Ihre Schönheit hatte sie der Magie zu verdanken. Das hätte Uriah nie vermutet. Gut, er war nicht der mächtigste Magier, doch Sinestra war seine Schülerin gewesen, und er hatte bei ihr nie eine ungewöhnliche Begabung wahrgenommen. Der Magier, der Sinestra das Gesicht einer Göttin gegeben hatte, mußte seine Kunst auf einem Niveau beherrschen, das weit über Uriahs Verstand hinausging.

Vielleicht hatte sein Mangel an magischem Geschick ihren Tod herbeigeführt! Vielleicht hatte sein Schutzzauber das Werk eines größeren Magiers vergiftet. Der Gedanke quälte Uriah, bis er ihn nicht mehr ertrug.

Er stand auf und ging los, um einen Inquisitor zu suchen, einen speziell ausgebildeten Magier aus dem Tempel des

Azuth. Wenige Magier waren so geübt wie die Bluthunde, wenn es darum ging, die Herkunft eines Zaubers festzustellen.

Vor Einbruch der Dunkelheit kehrte er mit einem großen, schmalen Mann zurück, dessen Miene wenig Zweifel daran ließ, wie er über diesen Botengang dachte. Uriah vermutete, daß der Mann ihn nicht begleitet hätte, wäre nicht der Ruf des Belajoon-Clans im Spiel gewesen. Den Bluthund erwartete zwar eine großzügige Entlohnung, doch das änderte nichts daran, wie er über seinen Auftraggeber dachte.

Es war Uriah schon lange egal, wie andere Halruaaner über ihn dachten. Er führte den Mann zu Sinestras Grab und ließ ihn seine Arbeit tun, während er sich in der gegenüberliegenden Ecke der Kammer aufhielt und aufmerksam zusah, wie der Bluthund seine Zauber wirkte.

Die Miene des Bluthunds wandelte sich von Ungeduld zu Unglauben. Schließlich ließ er seinen Stab sinken und sah Uriah an.

»Ich habe gravierende Neuigkeiten.«

Der alte Magier stahlte sich in der Erwartung, sein Zauber und seine Unfähigkeit hätten den Tod seiner geliebten Sinestra herbeigeführt.

»Eure Frau stand unter einem Zauber, der sie sofort zu Euch zurückbringen sollte, wenn ein anderer Mann sie berührte.«

Uriah bestätigte das mit einem Nicken.

»Der Mann, der sie berührte, war Meister Basel Indoulur.«

Eine Weile sahen der Magier und der Bluthund einander

an, unfähig, diese Wahrheit hinzunehmen. Schließlich regten sich in Uriahs Herz Gefühle. Da war Furcht, weil Basel ein angesehener Beschwörer war, doch diese Furcht verblaßte vor seinem Zorn, dem eine tödliche Entschlossenheit folgte.

»Seid Ihr sicher?«

Seine Stimme war ruhig, aber düster. Im Blick des Bluthunds war ein Hauch von Respekt zu erkennen.

»Ohne Zweifel. Was soll ich mit diesem Wissen anfangen?«

Uriah überlegte. Daß er Sinestra rächen würde, stand außer Frage. Sein Problem war, daß er keine Ahnung hatte, wie er vorgehen sollte!

Er nahm eine schwere Goldkette vom Hals und gab sie dem Bluthund. »Behaltet es bis auf weiteres für Euch. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich Euch für eine Inquisition rufen. Euch, sonst niemanden!«

Ehrgeiz blitzte in den Augen des Bluthunds auf. In diesen unsicheren Zeiten suchten Halruaaner in jeder Ecke und unter jedem Bett nach Verrätern. Wenn er einen so mächtigen und geschickten Magier wie Basel Indoulur der gerechten Strafe zuführen könnte, wäre ihm sein Ruhm gewiß!

Er verbeugte sich leicht vor Uriah, eine Geste, die sonst nur zwischen Männern gleichen Ranges und gleicher Macht üblich war.

»Es wird so geschehen, wie Ihr es sagt, Meister Uriah.«

Der Magier wartete, bis sein Gast fort war, dann warf er sich auf die geschwungene Kuppel über Sinestras Grab und begann, hemmungslos zu weinen. Jede Träne schürte seinen

Haß auf Basel. Sogar für jemanden wie ihn sollte sich irgendwann eine Gelegenheit ergeben, um zuzuschlagen! Wenn nicht er, dann würde er einen Mann finden, der mehr Macht und bessere Erfolgsaussichten hatte.

Sinestra war tot, und Indoulur würde dafür bezahlen.

SIEBTES KAPITEL

Eine Einheit von Kriegern folgte einer zierlichen, in Grün gekleideten Magierin, einer Halbelfe, die sich katzengleich durch den Dschungel bewegte. Sie waren dicht hinter ihr, und mit finsterer Miene und wachsamem Augen hielten sie ständig nach neuen Gefahren Ausschau.

In den Wipfeln über ihnen ließ ein Vogel ein manisches Gelichter erschallen. Das Quaken versteckter Baumkröten brachte eine Schar bössartiger Feengeister ins Spiel, die hinter ihren einzigen vorgehaltenen Händen gehässig kicherten, während sie sich neue Gemeinheiten ausdachten. Eine lau-ernde Dschungelkatze – ein in Rudeln lebendes Geschöpf, das verschlagener und tödlicher war als ein Bergwolf – eröffnete mit lautem Geheul eine Jagd. Aus dem umliegenden Wald stimmte ein Katzenwesen nach dem anderen in den Refrain ein, bis es so schien, als würden die Bäume selbst unter dem Gesang erzittern, der den Tod versprach.

Der größte Mann der Gruppe, ein entfernter Vetter der Magierin, warf seine Machete hin. »Nur Narren dringen in Akhlaurs Sumpf ein, ob es einen Laraken gibt oder nicht.«

Die Halbelfe blieb stehen und drehte sich um. Trotz ihrer geringen Körpergröße strahlte sie eine Aura der Macht aus, die die Kämpfer mitten in der Bewegung erstarren ließ. So wie ihren Männern sah man auch ihr die Strapazen der Reise in schweißtreibender Hitze an. Ihr schwarzes Haar hing

strähmig über die spitz zulaufenden Ohren. Unter ihren großen mandelförmigen Augen lagen tiefe Schatten, ihr Gesicht war hager und von der Hitze gerötet.

»Du nennst mich eine Närrin, Bahari?« fragte sie mit ruhiger Stimme.

Bahari sah auf sie herab. »Dreißig von uns haben sich auf Weg gemacht. Siebzehn sind wir jetzt. Wie viele müssen noch sterben?«

Sie hob trotzig das Kinn und kniff die dunklen Augen zusammen. »Ich habe mein Wort gegeben.«

»Ich bin sicher, die Frau deines Vater war davon sehr beeindruckt«, gab er zurück. »Du bist sehr schnell darin, einer Frau zu dienen, die dich haßt.«

Die Halbfelfe wandte sich ab. »Ich würde nicht behaupten, daß ich Charnlis Herz kenne, und du solltest das auch nicht.«

»Ich kenne sie besser, als mir lieb ist. Egal, wie dies hier ausgeht, sie wird keinen von uns belohnen, und dir wird sie nie danken.«

Die Magierin zuckte die Achseln und konzentrierte sich wieder auf den Weg, der vor ihr lag. Die Ranken des Dschungels waren dick und gewaltig. Sanft leuchtende grüne Blumen waren inmitten des Gewirrs zu sehen. Eine davon, eine große, fest zusammengerollte Knospe, schwankte heftig hin und her, als sei in ihr ein Vogel gefangen, der hektisch versuche, wieder in die Freiheit zu gelangen. Ein gedämpftes Piepsen war aus dem Blüte zu vernehmen.

Die Magierin hob die Machete und trennte die Blüte vorsichtig von ihrem Stiel. Ein winziger goldener Affe kam

herausgepurzelt, der mit den Armen ruderte und kreischte. Sie ließ die Machete sinken, um den Sturz des kleinen Geschöpfs zu stoppen, riß aber die Hand zurück, als er seine nadelspitzen Zähne in ihren Daumen bohrte. Der Affe eilte davon und meckerte über die Halbfelfe, als sei sie der Grund für sein Mißgeschick.

Bahari hob höhnisch eine Braue als stummen Kommentar über die Dankbarkeit der Natur. Er hob die beiden Macheden auf und reichte der Halbfelfe die eine, während er sich höflich verbeugte, um die stolze halruaanische Familie zu verspotten, die sie beide ausschloß.

Gereizt stieß sie zischend den Atem aus und richtete ihre Aufmerksamkeit auf die blühenden Ranken. Die hübschen Pflanzen waren fleischfressend und wuchsen dort, wo es Aas in großer Zahl gab. Auffallend war, daß nur wenige Knochen von den Ranken umschlossen waren.

Sie betrachtete aufmerksam ihre Umgebung. Die Ranken wuchsen aus den Stümpfen dicker, weitaus älterer Stämme. Ein langer, gelblicher Knochen weckte ihr Interesse. Sie zog ihn aus der Umklammerung der alten Wurzeln und legte den Kopf schief, um einer nach ihr schnappenden Blüte auszuweichen.

Die Magierin stand da und zeigte den Kriegern einen menschlichen Oberschenkelknochen. »Nicht von Zilgorn. Der Mann ist schon viel zu lange tot. Doch jemand war vor kurzem hier. Diese Ranken da sind noch nicht seit langem nachgewachsen. Weiter.«

Die Männer stöhnten, gingen aber aus dem Weg, als die Magierin Zauber wirkte, um die gefährlichen Ranken ver-

kümmern zu lassen. Rasch schlugen sie die verbliebenen trockenen Zweige ab und traten auf eine Lichtung, die in tiefe Schatten getaucht war.

Bahari zündete eine Fackel an. Flackerndes Licht erhellte einen Berg aus Marmorstücken – die Überreste einer einst zarten Konstruktion, die von der Zeit und den unerbittlichen grünen Händen des Dschungels niedergerissen worden war. Ranken überzogen einem Nest schlafender Schlangen gleich den Raum und nahmen fast völlig die Sicht auf die Überreste eines Mystra-Tempels. Sie wanden sich um den Altar und durchzogen die Skelette der Krieger, die mit der Waffe in der Hand gestorben waren.

Zwei Männer beschrieben Schutzzeichen vor ihrem Herzen.

»Das muß der Schrein Mystras auf dem alten Ghalagar-Anwesen gewesen sein«, sagte die Halbelfe. »Meine Mutter sprach davon. Ihr Volk lebte unter diesen Bäumen, lange bevor der Ghalagar-Clan dieses Land verlor und seinen Namen in Noor änderte.«

Sie wollte gehen, blieb aber abrupt stehen, als sie völlig unerwartet die gläserne Statue einer Elfe sah. Tiefe Trauer füllte ihre Augen, während sie einen Schritt zurücktrat und ein paar wehklagende Worte in der Sprache der Elfen intonierte.

»Nekromantie«, kommentierte Bahari. »Der Gestank toter Magie haftet diesem Ort an. Laß uns einig darin sein, daß dieser Dschungel für den Nekromanten Zilgorn ein angemessenes Grab ist, und dabei belassen wir es.«

Doch sie schüttelte den Kopf. »Zilgorn war mein Halb-

bruder, egal, was er sonst noch gewesen sein mag. Wir gehen weiter.«

Grimmig und wortlos verließ die Gruppe den Tempel und folgte einem schmalen, kaum wahrnehmbaren Pfad, der zum Fluß hinabführte. Die Laute der Sumpfkreaturen wurden lauter – das Quaken großer Frösche, das Brüllen von Krokodilen und das Summen abertausender Insekten.

Ihre Queste endete am Flußufer und dem seltsamen Wächter, der am Wasser stand.

Die Hülle der von Haut überzogenen Knochen wies auf einen großen, kräftigen Mann hin. Am Leichnam hingen vereinzelt Fetzen eines einst edlen, scharlachroten Stoffs und rings um das fleischlose Gesicht verrottete schwarzes Haar.

Die Halbfelfe kam näher und nahm behutsam das Goldmedaillon an sich, das um den Hals des Toten lag. Sie betrachtete es eine Zeit lang, dann nickte sie.

Bahari verschränkte die Arme. »So endet es also. Du wußtest von Zilgorns mutmaßlichem Ende, noch ehe du diesen verfluchten Ort aufsuchtest.«

»Seine Mutter ist alt. Sie soll sich nicht den Rest ihres Lebens fragen müssen, was aus ihrem Erstgeborenen wurde.«

Bahari warf wütend die Hände hoch. Er kniff die Augen zusammen, und mit einer Bewegung, die so schnell war wie die einer Katze, riß er die Machete hoch und machte einen Satz auf die Halbfelfe zu.

Sein Angriff kam überraschend, doch sie reagierte schnell genug, um sich abzurollen. Während sie zu Boden ging, hörte sie ein beunruhigendes Krachen, das aus dem Leib ihres Halbbruders drang. Aus seiner ausgedörrten Brust platzte ein

Schauer ätzenden braunen Staubs hervor – zusammen mit dem strahlend grünen Kopf einer Sumpfviper.

Der Söldner beschrieb eine rasche kreisförmige Bewegung mit der Machete, wickelte die tödliche Schlange um die Klinge und stoppte ihren Sprung nach vorn. Er rief zwei Männer zu sich und schleuderte die Schlange zwischen ihnen zu Boden. Mit den Macheten begannen sie, wild auf die Kreatur einzuhacken.

Eine kleine Explosion erschütterte die Lichtung, und aus der verstümmelten Schlange stieg eine leuchtende Wolke auf, die einen Moment lang in der schweren, schwülen Luft hing und vor sich sammelnder Magie zuckte. Dann kam ein kleiner Sturm auf, und glitzernde grüne Funken fielen wie winzige Körnchen hellen, träge dahintreibenden Hagels herab.

»Zombie-Pulver!« schrie die Magierin, die aufsprang und losrannte. »Nicht einatmen, laßt es nicht an euch gelangen!«

Die meisten Männer hörten auf sie und hielten sich Mund und Nase zu, während sie vor dem herabsinkenden Hagel flohen. Ein Kämpfer stolperte über eine Wurzel und fiel. Das glitzernde Grün umgab ihn, ein grelles Licht flammte auf und erlosch. Sein Leib wurde von schrecklichen Krämpfen erfaßt, und seine Schreie verblichen zu einem anhaltenden Röcheln.

Die anderen wichen in erschreckter Faszination zurück, während sich ihr Kamerad erhob und mit einem Stück blutiger Schlange in der Hand auf sie zukam.

Mit erstaunlicher Geschwindigkeit bekam er einen seiner

Gefährten zu fassen und bohrte seine Hand in den Unterkiefer des Mannes. Er zwang ihn, den Mund zu öffnen, und schob ihm die Schlange zwischen die Zähne.

Wieder blitzte grünes Licht auf, und der zweite Mann ging unter heftigen Krämpfen zugrunde. Zwei starre, glänzende Augenpaare richteten sich auf die anderen Kameraden. Jede Loyalität war vergessen, als die beiden ihre Waffen zogen und angriffen.

Der Söldner, der ihnen am nächsten war, begriff nicht schnell genug und konnte nicht mehr rechtzeitig reagieren. Die neu geschaffenen Zombies fielen über ihn her. Schreiend ging er zu Boden, während er sich den blutigen Stumpf des Arms hielt, mit dem er sein Schwert gehalten hatte. Augenblicke später erhob er sich wieder, und nun schwang er seinen eigenen abgetrennten Arm als Keule.

Die Halbfelfe blieb stehen, als sie sah, daß keiner ihrer Männer mit ihr mithalten konnte. Sie drehte sich um und sah ungläubig, welch grausame Schlacht sich am Flußufer abspielte. Sie kannte keine Zauber, die hätten helfen können – sie war auf Heiltränke spezialisiert –, doch sogar für ihre unerfahrenen Augen war klar, wie dieser Kampf ausgehen würde. Jeder Mann, der fiel, erhob sich einen Moment später und schloß sich seinen nun untoten Kameraden an.

»Ihr müßt fliehen!« rief sie den Überlebenden zu. »Sonst sterbt ihr!«

Bahari wandte sich ihr zu. Mit wenigen Schritten war er an ihrer Seite, warf sie sich über die Schulter und fiel in einen raschen Trab, um vor den Zombies zu fliehen. Die Halbfelfe klammerte sich an seinen Waffengurt, dankbar

darüber, daß ihr Kriegercousin sich trotz seiner vorangegangenen Beschwerden doch als der Charnli-Familie gegenüber loyal erwies.

Dann blieb Bahari stehen und ließ die Halbelfe fallen.

Erschrocken rollte sie herum und sah ihm ins Gesicht. Seine Augen waren glasig und unverrückbar auf etwas gerichtet, das sich hinter ihr befand. Er ging auf ein Knie nieder und beugte seinen Kopf- oder besser: das, was noch davon übrig war.

Mit einem übelkeiterregenden Verstehen starrte die Magierin auf den zerschmetterten Schädel des Mannes. Ihr Blick folgte den Geräuschen anderer Krieger, die ebenfalls niederknieten. Zu ihrem Entsetzen erkannte sie, daß die gesamte Gruppe Bahari gefolgt war. Zitternd ließ sie ihre Augen langsam zu dem Gegenstand wandern, den die unto-ten Krieger zu verehren schienen.

Ein großer, kahlköpfiger Mann mit schuppiger Haut betrachtete die kleine Armee mit einem Lächeln. Dann erfaßten seine schwarzen Augen die Halbelfe. Er streckte eine grünliche, mit Schwimmhäuten versehene Hand aus. Eine weitere, kleinere Viper troff wie Geifer von ihr zu Boden und bewegte sich auf sie zu.

Sie wollte fliehen, doch ihr untreuer Leib verweigerte ihr den Gehorsam. Sie war in einem realen Alptraum gefangen und konnte nur schreien, während die Viper über ihren Körper glitt. Als die Schlange in ihren Mund kroch, erstarb ihr Schrei.

Die Viper bahnte sich ihren Weg durch die Kehle. Von ihr ging eine schreckliche Kälte aus, die sich in schmerzen-

den Wellen ausbreitete. Das Leben entglitt ihr wie ein Nebel und hinterließ eine seltsame, kalte Klarheit. Jeder Zauber, den sie je erlernt oder gewirkt hatte, war abrufbereit in ihrem Kopf, stumm wie die untoten Krieger. Sie hob die Hand und betrachtete voller Entsetzen ihre Verwandlung. Die blaß bronzene Farbe wich einem kränklichen Grau, und die Haut an ihren zierlichen Fingern war plötzlich dicker als die eines Hafenarbeiters.

Hektisch zog sie ein kleines Messer und schnitt sich die Pulsadern auf. Dickes, dunkles Blut quoll aus der Wunde, doch der Pulsschlag war nahezu verebbt. Sie konnte sich nicht einmal das Leben nehmen, da man es ihr bereits geraubt hatte.

»Nicht«, krächzte sie und sah flehend den merkwürdigen grünen Magier an. »Töte mich, aber mach mich nicht zu einem Leichnam!«

Ein heftiges Einatmen machte die Halbelfe auf die Frau aufmerksam, die im Schatten des Magiers stand. Sie war eine wilde Elfe, ihre Haut war kupfern, volles grünes Haar krönte ihr Haupt. Ihre goldenen Augen spiegelten das Entsetzen wieder, von dem die sterbende Magierin erfüllt war. »*Es'Caerta*«, flehte sie, eine elfische Formel, die sich jeder Übersetzung entzog und nur zum Ende von Gebeten benutzt wurde, mit denen man die Götter segnete und besänftigte.

Ob die grüne Elfe es verstand oder nicht, war egal. Die Halbelfe hielt es für angemessen, daß dies ihre letzten Worte sein sollten.

Ohne zu zögern beugte sich die Elfe vor und nahm die Machete. Sie drehte sich zweimal um die eigene Achse, um

genug Schwung zu bekommen. Im Augenblick, bevor die Klinge auftraf, sah die Halbelfe ihrer Erlöserin ins Gesicht und wiederholte den Elfensegen tonlos ein letztes Mal.

*

*

*

Kiva taumelte, ehe sie sich gefangen hatte. Die blutige Machete hielt sie mit beiden Händen umklammert. Einen Moment betrachtete sie ihr Werk: ein sauber abgetrennter Kopf, die Elfenaugen in Frieden geschlossen, ein schwaches Lächeln auf den blutleeren Lippen.

Im nächsten Augenblick wurde sie durch die Luft geschleudert, prallte mit dem Rücken gegen einen Baum und glitt am Stamm nach unten.

Als sie wieder klar sah, stand Akhlaur über sie gebeugt. Sein Gesicht war vor Wut verzerrt.

»Hast du auch nur die mindeste Ahnung, was du gerade vergeudet hast? Du hast mich einer Dienerin beraubt, die nicht nur so gehorsam ist wie jeder andere dieser Narren, sondern auch die unsterblichen Kräfte einer Magierin hat!«

Kiva stützte sich am Baum ab und erhob sich. »Es ist unmöglich, aus einer Magierin einen Leichnam zu machen!«

Er verwarf diese Fehleinschätzung mit einer fahrigen Geste seiner Hand und starrte sie weiter an, da er eindeutig auf eine Erklärung wartete.

Kiva wußte keine Rechtfertigung für ihre impulsive Tat – jedenfalls keine, die Akhlaur akzeptieren würde. »Sie war eine Halbelfe«, sagte sie schließlich, »und deshalb keine würdige Dienerin.«

Akhlaurs Zorn erlosch; in seinen Augen, die schwarzen Sonnen glichen, glomm seltsame, bedrohliche Heiterkeit auf. »Was ist mit deinen Nachfahren, Kiva? Hast du ihr menschliches Blut so verachtet? Hast du sie auch getötet?«

Die Flut der Gefühle, die Kiva schon seit langem für tot gehalten hatte, brach aus einem abgeschiedenen Winkel ihres Herzens hervor. Sie senkte den Blick, um Haß, Ekel und Schmach nicht erkennen zu lassen. Jeder dieser Reaktionen konnte sich als tödlich erweisen.

Auch konnte sie Akhlaurs Fragen nicht beantworten, ohne sich in ein anderes Dilemma zu manövrieren. Sie hatte ein einziges Mal ein Kind geboren, lange vor dem Laraken, der alle Hoffnung auf weitere Nachfahren zerstört hatte. Ihre Tochter war eine Halbhelfe gewesen, ein schwächtiges, kränkliches Ding, das sich ans Leben klammerte und fast frei von Magie war. Akhlaur hatte nie sein Kind von Kiva anerkannt, doch er hatte das Mädchen zu seinem Nutzen eingesetzt. Dieses traurige kleine Mischlingskind war Akhlaurs erste magisch tote Dienerin gewesen, der Auslöser für eine Idee, aus der schließlich der Orden der Jordaini entstanden war.

Für Akhlaur war diese Tochter aus einer fernen Vergangenheit Gegenstand eines nekromantischen Experiments gewesen, sonst nichts. Er hätte auf jeden Anspruch auf Verwandtschaft beleidigt reagiert. Doch Kiva konnte nicht zu einem ähnlichen Standpunkt kommen, ohne den Vater des Kindes zu verachten.

Keine ihrer Antwort wäre korrekt gewesen. Jede Erwiderung konnte harsche Strafen zeitigen. Es war die Art von grausamem Spiel, das Kiva noch aus ihrer Gefangenschaft

kannte. Aber sie war nicht länger die gefangene Elfe.

Sie hob das Kinn, ihre Augen waren kalt wie gefrorener Bernstein. »Mein einziges lebendes Kind ist der Laraken. Er trägt einen Teil Eurer Magie in sich. Wie könnte ich das verachten?«

Lange Zeit sahen die beiden einander an. Dann bückte sich Akhlaur und packte den Kopf der Halbelfe bei den Haaren. Er hob ihn auf und betrachtete ihn. »Was glaubst du, wie alt sie war?«

Kiva blinzelte, da sie diese Frage überraschte. »Vierzig, vielleicht fünfundvierzig. Jung für eine Halbelfe. Als Mensch wäre sie etwa fünfundzwanzig.«

»Dann nehme ich an, die Chancen standen nicht sehr gut, daß sie den Status einer Erzmaga hatte.«

»Unwahrscheinlich.«

»Schade. Ich habe einen Zauber, der den gemahlenen Schädel eines Erzmagus erfordert, der während der Verwandlung zum Leichnam gestorben ist.«

Kiva sah Akhlaur ungläubig an. »Kommt das so oft vor, daß es eine Rechtfertigung für die Verwendung als Zauberkomponente gibt?«

»Wäre es ein gewöhnlicher Zauber, wäre er es kaum wert, gewirkt zu werden.« Akhlaur warf den Kopf in den Teich und tippte sich nachdenklich ans Kinn, während er die sich ausbreitenden Wellen betrachtete. »Egal. Es gibt andere Möglichkeiten, um den Turm zu heben.«

Er gab den untoten Kriegern einen knappen Befehl, die sofort begannen, einen schmalen Kanal zu graben, durch den das Wasser zu einem nahen Fluß abgeleitet wurde.

»Eine kleine Sache«, sagte Akhlaur schulterzuckend, »aber je weniger Wasser im Teich ist, desto leichter wird es, ihn zu heben. Vielleicht plaziere ich ihn an seinen ursprünglichen Standort. Die Kraft war dort ungewöhnlich stark.«

Eine finstere Idee kam Kiva, eine kleine Revanche für Akhlaurs grausames Spiel. Sie war nicht die einzige, deren Vergangenheit Augenblicke der Schande und der Niederlage aufwies.

»Vielleicht sollten wir uns den Ort erst einmal ansehen, bevor wir ein so gewaltiges Unterfangen starten. Es ist möglich, daß der Laraken sämtliche Energie aus diesem Ort gesogen hat. Dann kann der Turm auch an jedem anderen Punkt im Sumpf stehen.«

Akhlaur überlegte kurz, dann öffnete er ein magisches Tor, das sie durchschritten. Im nächsten Moment standen sie an der Stelle, an der sie zuerst in Akhlaurs Sumpf aufgetaucht waren.

»Das ist der höchste Punkt Eures früheren Anwesens«, sagte Kiva und wies auf einen Obelisk, der dick mit Moos überzogen und bis zur Hälfte im Wasser versunken war. »Da stand der Turm.«

Akhlaur betrachtete den Obelisk mit zusammengekniffenen Augen. »Die Kraft dieses Ortes ist verschwunden, doch ein Funken Magie haftet diesem Stein noch an. Komm.« Er wirkte einen Zauber, der ihnen erlaubte, über den Sumpf zu gehen. Kiva folgte ihm. Sie wußte, was sie finden würden.

Sie fanden das durchscheinende Bild eines schlanken, reihäugigen Mädchens, das gegen den Obelisk gelehnt war

und mit einer Mischung aus Hoffnungslosigkeit und Sehnsucht etwas unter der Wasseroberfläche betrachtete. Akhlaur riß die Augen auf, dann kniff er sie zu schmalen Schlitzzen zusammen.

»Noor!«

Er spie den Namen seiner treulosen Schülerin wie einen Fluch aus. Das Mädchen sah auf. Entsetzen zeichnete sich in seinem Gesicht ab. Sie wandte sich ab und riß beide Arme hoch, um das Sperrfeuer aus Zaubern abzuwehren, das er auf sie losließ. Feuerbälle schossen auf sie zu, die zischten und qualmten, während sie durch die feuchte Luft wirbelten. Schwarze Blitze zuckten aus den Händen des Magiers und sengten das Moos am Obelisk an, bis es zu Asche zerfiel, doch nichts von alledem zeigte eine Wirkung bei Noors Geist.

So schön es auch war, einen geschlagenen Akhlaur zu sehen, wurde Kiva des Schauspiels rasch überdrüssig und faßte den Nekromanten am Arm. »Ich glaube nicht, daß Ihr den Geist vernichten könnt, Meister Akhlaur. Noor starb, als Zalathorm den karmesinroten Stern nahm. Es ist anzunehmen, daß ihr Geist irgendwie mit dem Juwel verbunden ist. Ihr werdet Euch erst an Noor rächen können, wenn Zalathorm den Stern nicht mehr in seinem Besitz hat. Je eher das Juwel vernichtet wird, desto eher wird Zalathorms Macht gebrochen sein!«

Akhlaur faßte sich. Von einem Augenblick zum anderen war das zornverzernte Gesicht wieder friedlich und zeigte das übliche, hochmütige Lächeln. »Zalathorms Niedergang mit anzusehen wäre ein Vergnügen. Doch warum sollte ich den

Edelstein vernichten?«

Kiva bemerkte die aufflackernde Unsicherheit in Akhlaurs schwarzen Augen. »Aber Ihr *könntet* ihn vernichten, wenn Ihr wolltet.«

Der Magier preßte die Lippen zusammen, bis sie nur noch ein schmaler Strich waren. Kiva fürchtete fast, sie könnte ihn überschätzt haben. »Es ist machbar«, sagte Akhlaur schließlich. »Drei von uns schufen den Edelstein. Ihn zu zerstören, würde ebenfalls drei erfordern.«

Kiva ließ die Schultern sacken. »Dann könnt Ihr den König nicht besiegen.«

»Das habe ich nicht gesagt«, herrschte Akhlaur sie an und wies mit einem Finger auf sie. »Der rote Stern wird schwierig zu umgehen sein, aber es ist möglich. Ich werde mein magisches Arsenal weit über alles hinaus aufstocken, was Zalathorm befehligen kann.«

Kiva wandte sich abrupt ab und tat, als fasziniere sie der verblässende Umriß von Noors Geist. In diesem Moment kamen ihr ihre Träume genauso substanzlos vor.

Viele Jahre lang war Kiva davon ausgegangen, Akhlaur wolle den Edelstein vernichten, damit er Zalathorm Auge in Auge zum Kampf gegenübertreten konnten. Nie hätte sie es für möglich gehalten, daß die drei Erschaffer des Steins dafür im Einklang miteinander sein mußten.

Ein solcher Einklang war zwischen den einstigen Freunden in Kivas Augen undenkbar, da sie vor langer Zeit Todfeinde geworden waren. Einen der Magier hatte Kiva fest im Griff, doch Akhlaur war schwieriger zu kontrollieren, als sie erwartet hatte.

Da hatte sie eine Idee. Er hatte nicht ausdrücklich gesagt, daß die drei *Schöpfer* den Stein vernichten mußten. Er hatte von drei Personen gesprochen. Kiva ging im Geiste durch, was sie über den roten Stein und seine Kräfte wußte. Er beschützte seine Schöpfer und deren Nachfahren.

Deren Nachfahren! Drei Nachfahren kannte sie nur zu gut! Immer wieder waren sie dem Tod entronnen und Fallen aus dem Weg gegangen. Wenn diese verfluchten Magiernachkömmlinge vom Schutz des kristallinen Sterns profitieren konnten, konnten sie ihn vielleicht auch vernichten!

Kiva wandte sich Akhlaur zu. »Ich muß in die Stadt des Königs, um Informationen einzuholen, die sich als wichtig erweisen könnten.«

Akhlaur entließ seine »Dienerin« mit einer fahrigen Handbewegung. Kiva ließ rasch ein Portal entstehen und trat hindurch, um an einem vorbereiteten Standort aufzutauchen – im tiefen Schatten eines Baums in den öffentlichen Gärten Halarahhs.

Fast wäre sie über ein junges Paar gestolpert – nach der Kleidung zu urteilen, handelte es sich um Angehörige der gewöhnliche Arbeiterschaft –, das zu sehr miteinander beschäftigt war, um sie überhaupt wahrzunehmen. Kiva nahm sich das grobschlächtige Messer, das der junge Mann zur Seite gelegt hatte, und schlug mit dem Heft der jungen Frau auf den Kopf, dann zerfetzte sie dem Mann die Kehle, wobei sie darauf achtete, daß die bewußtlose Frau nichts von dem Blut auf ihre Kleidung bekam. Sie kniete nieder und brach ihr mit einem schnellen, heftigen Ruck das Genick.

Kivas Opfer war schlank und zierlich, und das Kleid

schien der ebenso schlanken Elfe gut zu passen. Da die junge Frau für ein heimliches Stelldichein gewappnet war, trug sie einen Kapuzenumhang. Das gab der Elfe die Möglichkeit, ihr Haar zu verbergen. Voller Freude über die unerwartete Beute zog Kiva rasch die Kleidung der Toten an, dann machte sie sich in der fortgeschrittenen Dämmerung auf den Weg zu Basels Turm.

Eine dunkelhaarige Frau im himmelblauen Kleid einer Schülerin öffnete das Tor. Einen Moment lang dachte Kiva, sie sähe immer noch einen Geist, da die junge Frau eine verblüffende Ähnlichkeit mit der seit langem toten Noor aufwies.

»Du bist die Schülerin Meister Basels? Die Noor-Erbin?«

Die Frau lächelte. »Ich bin eine seiner Schülerinnen, das stimmt. Aber da ich eine ältere Schwester habe, werde ich nicht erben. Ich bin Farrah, zweite Tochter Ahaz und Beryl Noors. Wie kann ich Euch dienen?«

Kiva sah über Farrahs Schulter. »Eigentlich suche ich eine andere Schülerin, Tzigone.«

Farrah wurde ernst. »Tzigone ist seit der Schlacht verschollen. Ihr müßt neu in Halarahh sein, denn von ihrer Geschichte singt man an jeder Ecke.«

Auf Kivas Drängen hin wiederholte die Schülerin die Geschichte. Während der Entscheidungsschlacht hätten die Crinti die halruaanische Armee fast überrannt, und die Finsternen Feen waren bereit gewesen, durch ein Portal zu drängen und in die Schlacht einzugreifen. Tzigone hatte nicht nur das Wehr geschlossen, sondern auch den Schleier zwischen den Welten herabgelassen. Sie hatte sich geopfert und

ihre Magie mit der anderer Magier zusammengeschlossen, um diese Portale zu versiegeln.

Kiva erinnerte sich an den Energiestoß, der sie und Akhlaur aus der Ebene des Wassers geschleudert hatte. Das war die Ursache gewesen! Sie hätte wohl froh sein sollen, daß Tzigones Zauber mit ihrem eigenen zusammengefallen war, doch tatsächlich spürte sie nur Zorn. Wieder hatte sich Keturahs kleiner Bastard eingemischt!

Vielleicht war noch nicht alles verloren.

»Was ist mit Tzigones Freund, dem Jordain namens Matteo?

Farrahs Gesichtszüge hellten sich auf. »Auch er ist ein Held. Er lebt und ist Ratgeber des Königs.«

Kiva spürte Panik in sich aufsteigen, die sie aber rasch unter Kontrolle bekam. »Ich kenne Matteo. Er muß von Tzigones Verschwinden zutiefst getroffen sein. Was ist mit Andris?«

»Er lebt«, sagte die junge Frau knapp. »Ihn erwartet ein Prozeß wegen Verrats, aber ich habe gehört, er sei auf Matteos Wort hin in Freiheit entlassen worden. Matteo wollte den Ort aufsuchen, an dem Tzigone verschwand, und Andris soll ihm den Weg zeigen.«

Kiva dachte grimmig, daß Matteo vermutlich etwas viel Produktiveres im Sinn hatte, als um Tzigone zu trauern. Wenn sie und Dhamari einen Zauber finden konnten, der den Schleier zum Finsteren Feenhof öffnete, dann würde das auch anderen gelingen.

Sollte es dazu kommen, dann wären die drei Magier-Nachfahren an einem Ort versammelt, was die Sache deut-

lich erleichtern würde.

Kiva tastete nach dem Messer, das sie in den Falten ihres gestohlenen Umhangs versteckt hatte, und überlegte, wie sie weiter vorgehen sollte. Auch wenn die Kapuze ihr Haar und ihre Ohren verdeckte, war ihr Gesicht klar das einer Elfe. Farrah Noor durfte niemandem erzählen, daß eine Elfe ihr Fragen über Tzigone und Matteo gestellt hatte. Es gab nur wenige Elfen in Halruaa, und das Auftauchen einer Elfe zu dieser Zeit an diesem Ort hätte zu deutlich auf Kiva verwiesen. Entweder tötete sie Farrah Noor, oder sie nahm ihr die Erinnerung. Ein Mord war in Halruaa mit Risiken verbunden, da es zu einer magischen Untersuchung kommen würde, bei der auch ein Gedächtnisverlust umgekehrt werden konnte.

Die Elfe zwang sich zu einem Lächeln und dankte Farrah für die Zeit und für ihr Entgegenkommen. Sie entfernte sich vom Turm und bog in eine Seitenstraße ein, von wo aus sie beobachtete, wie ein stämmiger junger Mann durch eine Seitentür den Turm betrat. Nach einer Weile ging in einem etliche Stockwerke höher gelegenen Raum ein Licht an, und Kiva sah die Silhouette des jungen Mannes.

Sie schloß die Augen und dachte an sein Gesicht und seine Gestalt, dann wirkte sie einen Zauber, durch den sie aussah wie er. Vom Abbild des Mannes umgeben eilte sie zur Tür des Turms und klopfte an.

Wieder öffnete Farrah Noor. Überrascht sah sie ihn an. »Mason! Was denn, hast du schon wieder deinen Schlüssel vergessen?«

Um nichts sagen zu müssen, täuschte Kiva einen Husten-

anfall vor und nickte nur. Farrah machte Platz und ließ »Mason« ein. Kiva zog das Messer und wartete, während Farrah Noor die Tür schloß. Als sie sich zu ihrer Angreiferin umdrehte und aus der Verwirrung in ihren Augen Angst und Flehen wurde, schlug Kiva zu.

Immer noch von Masons Aussehen umgeben, wischte sie die blutverschmierte Klinge an Farrahs Gewand ab, dann ging sie nach oben. Mason schlief schon. Er lag auf dem Rücken und schnarchte wie ein Seemann. Kiva holte einen Trank des Vergessens aus der Tasche und träufelte ihn langsam in Masons Mund. Als die Phiole leer war, ließ sie sie zusammen mit dem blutigen Messer fallen.

Wenn man nach dem Auffinden von Farrahs Leiche einen Bluthund holte, der ein Bild dessen hervorbringen konnte, was sie zuletzt gesehen hatte, würde man die Identität des Mörders schnell finden. Mason würde von dem Mord nichts wissen. Seinen Gedächtnisverlust würde man als zum Selbstschutz absichtlich herbeigeführt werten, zumindest aber als eine Ebene einer raffinierten Täuschung. Jedenfalls würde es einige Zeit dauern, den Mord zu entwirren.

Diese Zeit würde sie sinnvoll nutzen.

Als erstes wirkte sie einen weiteren Zauber, der sie weit reisen ließ. Noch ehe Farrahs Leichnam erkaltet war, stand Kiva bereits im Nath, dem wilden Gebirge im Nordwesten. Am nächsten Tag um diese Zeit würde sie die Nachfahren aller drei Magier, die den kristallinen Stern geschaffen hatten, in der Hand haben.

ACHTES KAPITEL

Sturmwolken zogen grollend über das Gebirge. Der Regen fiel unablässig, und hin und wieder zuckte ein Blitz über das karge Gelände.

Kiva bewegte sich schattengleich durch den Nath, wobei ihr die ausgeprägte Nachtsicht ihres Volks zugute kam. Da ihre elfenblütige Beute in der Dunkelheit auch exzellent sehen konnte, blieb sie wachsam.

Die jahrelange Bekanntschaft mit den Crinti-Banditen hatte Kiva mit deren Gewohnheiten, Schlupfwinkeln und Vorgehensweisen vertraut gemacht. Ohne einen Laut zu verursachen ging sie ihres Weges über gewundene Pässe und umgestürzte Felsblöcke, bis sie einen verborgenen Wachtposten erreicht hatte. Dort stand eine hochgewachsene Kriegerin, eine schattenhafte Gestalt mit Haaren und Haut so grau wie der Sturm, die Füße weit auseinander gestellt und das Gesicht zum tosenden Himmel gerichtet, als wolle sie den Göttern trotzen.

»Xerish«, murmelte Kiva, als sie die Crinti-Späherin erkannte. Sie griff in ihren Beutel und betastete dessen Inhalt, bis sie die gesuchte Zauberkomponente gefunden hatte. Dann erhob sie sich und stieß in dem grobschlächtigen Elfendialekt, den die Crinti mit so viel Stolz benutzten, einen Ruf aus.

Die Späherin wirbelte herum und zog das Schwert, wäh-

rend sie sich vorsichtig umsah. Ihr mißtrauischer Gesichtsausdruck wandelte sich erst dann zu einem Lächeln, als Kiva aus ihrem Versteck hervortrat.

Xerish machte einen Satz nach vorn und drückte Kiva so fest an sich, als wollte sie sie erdrücken. »Elfenschwester! Ich bin so froh, daß du nicht tot bist!«

»Dafür bin auch ich sehr dankbar«, erwiderte Kiva mit soviel Wärme, wie sie aufbringen konnte. Rasch löste sie sich aus den Armen der Crinti und hielt ihr ein kleines, stark angelaufenes, Silbermedaillon hin. »Ich habe dir etwas mitgebracht.«

Die Crinti nahm das Schmuckstück und betrachtete es aufmerksam.

»Öffne es«, sagte Kiva.

Xerish fand den Verschuß. Im Medaillon lag eine weiße Haarlocke. Sie sah Kiva erstaunt an.

»Relikte«, erklärte die Elfe und bestätigte Xerishs unausgesprochene Frage. »Das einzige, was noch von Mahidra verblieben ist, der Kriegerin, die euren Clan gegründet hat.«

Die Crinti legte sich das Medaillon rasch um. Überwältigt richtete sie sich auf und salutierte vor Kiva, indem sie die Fäuste gegen die Schultern schlug. »Ich schwöre dir, daß ich mich dieser Ehre als würdig erweisen werde. Mein Leben gehört dir.«

Ein Lächeln huschte über Kivas Gesicht. »Sag mir, wie wir uns in der letzten Schlacht geschlagen haben.«

Das graue Gesicht wurde ernst. »Schlecht. Viele Crinti wurden durch die Halruaaner getötet, einige flohen vor den finsternen Feen. Späher führen die Überlebenden zusammen.

Noch vor Neumond kehren wir nach Dambrath zurück.«

Kiva nickte. »Das Lager ist in der Nähe?«

»Eine Strecke von einer Stunde, vielleicht zwei. Ich führe dich hin.«

Sofort fiel Xerish in einen weit ausgreifenden Trab. Kiva konnte mühelos mithalten. Als die runden Gipfel der Elfenhügel in Sichtweite kamen, die nur wenige Schritte entfernt, aber von Regen und Nebel verhüllt waren, fiel Kiva zurück, stützte sich auf ihre Knie auf und rang nach Luft, als habe sie der schnelle Marsch überanstrengt.

Xerish kehrte zu ihr zurück und machte ein besorgtes Gesicht. Abrupt richtete sich Kiva auf, streckte die Hand aus und wirbelte der Kriegerin einen Blitz aus schwarzer und karmesinroter Energie entgegen. Das magische Geschöß traf Xerish und schleuderte sie gegen einen der Hügel. Sie schlug hart auf, die Arme weit ausgebreitet. Wie ein Käfer, der auf einem Stück Fliegenfänger gelandet ist, verharrte sie dort, zu überrascht, um durchzuatmen.

Kiva holte Geräte aus ihrer Tasche – einen Hammer und vier lange, silberne Pflöcke. Mit der wilden Entschlossenheit einer Vampirjägerin stürmte Kiva auf die Crinti los und trieb ihr mit dumpfen Schlägen die Pflöcke durch Hand- und Fußgelenke. Die auf magische Weise gefangene Xerish gab keinen Laut von sich. Crinti gestanden Schmerz nie ein, doch ihre seltsam blauen Augen brannten vor Bestürzung und Enttäuschung.

Kiva richtete sich auf und begann, um den Hügel zu gehen, während sie einen Gesang anstimmte. Endlich war sie wieder bei Xerish, den Blick fest auf die Augen ihrer Gefan-

genen gerichtet. Dann klatschte sie in die Hände. Magie flackerte schwarzen Blitzen gleich auf, und im nächsten Moment wurde die Crinti in den Hügel gesaugt.

Kiva wartete darauf, daß der finstere Zauber Wirkung zeigte: ein Leben für ein anderes. Es machte ihr nichts aus, Xerish an den Ort zu verbannen, den die Crinti mehr fürchteten als den Tod, im Tausch für die Freiheit eines nutzbringenderen Wesens.

Schließlich flammte die knisternde Energie ein weiteres Mal auf. Kiva schloß die Augen und wandte den Kopf von dem grellen Licht vor ihr ab. Als sie wieder hinsah, entdeckte sie eine bedauernswerte Gestalt, die am Fuß des Elfenhügels kauerte.

»Nein«, sagte Kiva tonlos. Sie wollte nicht glauben, was sie sah.

Der befreite Mensch war nicht Tzigone, er war nicht einmal eine Frau! Ein Halruaaner kauerte zu ihren Füßen. Sein blasses Gesicht hatte eine flüchtige Ähnlichkeit mit einem geschorenen Wiesel, sein spärliches Haar klebte durch Schweiß und Blut an seinem Schädel.

In einem unbändigen Wutausbruch trat Kiva immer wieder auf den Magier ein, der sich nur weiter zusammenrollte, die Arme um den Kopf legte und zitternd schluchzte. Ein Talisman fiel ihm aus der Hand. Rasch griff er danach und schlang die Kette um jeden Finger seiner Hand, ehe er das Schmuckstück fest umschloß, als sei es seine einzige Verbindung zum Leben und zur geistigen Unversehrtheit.

Was es wohl auch war, vermutete Kiva.

»Dhamari«, sagte sie verächtlich. »Wie kommt es, daß

immer dann, wenn ein Zauber fehlschlägt, Dhamari nicht fern ist?«

Der Schluchzende wurde plötzlich ruhig, und einen Moment später wagte er einen Blick auf die, die auf ihn eingetreten hatte. »Kiva?«

In diesem Wort steckte eine ganze Welt der Hoffnung. Sie verzog das Gesicht. Wenn Dhamari in ihr Trost sah, mußte er sich wirklich in einer sehr schlechten Verfassung befinden!

Doch Kiva war wie immer bereit zu improvisieren. Sie hockte sich neben den Magier und sprach hohle, beschwichtigende Worte. Er nahm die Flasche, die sie ihm gab, und trank zuerst zögerlich, dann mit immer mehr Durst, bis sie sie ihm wieder abnehmen mußte.

»Du bist in Sicherheit. Ich habe dich zurückgeholt.«

Kiva beobachtet, wie er langsam zu verstehen begann und sie mit hartem Blick ansah. »Wo ist Tzigone?«

Dhamaris eisiger Tonfall ließ sie zusammenzucken. Sie lehnte sich ein wenig zurück und betrachtete ihn eindringlich. Dhamari erwiderte ihren Blick, ohne mit der Wimper zu zucken. Einen Moment lang sah sie in einen Spiegel, der ihre eigene Seele zeigte.

»Haß«, sagte Kiva zufrieden. »Rachedurst. Wo ist das wehleidige Wiesel, das ich seit so vielen Jahre kenne und verabscheue?«

Dhamari nahm ihren Spott ungerührt hin. »Weg. Wer sollte das besser wissen als du? Gemeinsam haben wir erfahren, warum die Crinti sich vor den Finsteren Feen fürchten. Du weißt, was mit denen geschieht, die hinter den Schleier

gehen und zurückkehren. Ich habe die Feuerprobe bestanden. Die Wut ist weggebrannt worden, und der Ehrgeiz in meinem Herzen wurde zu Stahl gehärtet.«

»So, wie es vor dir den Drow erging«, sagte Kiva und wiederholte die Legende, die das absolut Böse dieser Wesen erklärte.

Dhamari brachte ein Lächeln zustande. »Vielleicht. Ich bin bereit, mich wieder dem zu widmen, was ich vor Jahren begonnen habe, lange bevor Keturahs Flucht und Tod meine Pläne scheitern ließen.«

»Das glaube ich dir«, sagte sie nachdenklich. »Ehe du aber deinen Aufstieg zur Unsterblichkeit fortsetzt, solltest du eine Sache wissen. Keturah lebt.«

Dhamari starrte Kiva an. »Wie das? Du selbst berichtetest mir von ihrem Tod! Du brachtest mit ihren Talisman!« Er hielt das kleine Medaillon hoch.

Sie verzog das Gesicht. »Die Crinti sind gründlich. Als sie mit Keturah fertig waren, konnte sie niemand mehr wiedererkennen. Sie sagten mir, sie sei tot, und ich glaubte ihnen. Niemand, der sie gesehen hat, hätte daran einen Zweifel gehabt.«

»Aber sie lebt.«

»Mehr oder weniger. Man kennt sie heute als Königin Beatrix.«

Er starrte Kiva lange an, dann begann er zu lachen. »Keturah, die Herrin der Beschwörung, ist zur verrückten Königin Halruaas geworden! Geht das Leben nicht seltsame Wege?«

Dhamaris Freude war plötzlich wie weggewischt. »Darum

hat der Senat mir also so kurz nach Keturahs Verschwinden eine Scheidungsurkunde ausgestellt. Ich dachte, es geschehe aus Rücksicht, da kein Magier länger als nötig mit einer des Mordes Beschuldigten in Verbindung gebracht werden will. Das war Zalathorms Werk, stimmt's?»

»Anzunehmen«, entgegnete Kiva, auch wenn er nichts damit zu tun hatte. Zephyr, ihr Verwandter und Verbündeter, hatte sich um dieses Detail gekümmert.

»Dann weiß Zalathorm von der früheren Identität seiner Königin«, sagte Dhamari wie jemand, der sich an einen Gedanken gewöhnen wollte, der zu groß war, um ihn zu erfassen.

»Wieso nicht? Ist er nicht der größte Erkenntniszauberer in Halruaa?«

Dhamari dachte mit sorgenvoller Miene über Kivas Worte nach. »Wenn der König wüßte, was sich zwischen Keturah und mir abgespielt hatte, würde ich nicht mehr leben. Er wußte auch nichts von der Invasion aus Mulhorand. Ist es denkbar, daß seine Macht als Erkenntniszauberer mehr mit Legenden als mit der Wirklichkeit zu tun hat?«

»Viele Magier stellen sich diese Frage. Ich nehme an, du wirst Halarahh interessant finden. Soll ich dich in deinen Turm zurückkehren lassen?«

Dhamari nickte, erhob sich schwerfällig und durchschritt humpelnd das magische Tor, das sie hatte entstehen lassen.

Wieder allein, dachte Kiva über den Elfenhügel nach. Der Spruch des Austauschs war schwer und teuer. Sie konnte ihn kein weiteres Mal wirken, solange sie sich nicht stundenlang mit seinem Studium befassen, tagelang ausruhen und die

Zauberkomponenten bekommen konnte, die nur sehr schwer erhältlich waren. Für den Augenblick mußte Tzigone bleiben, wo sie war.

Kiva hoffte nur, vor Matteo zu ihr zu gelangen.

*

*

*

Dhamari trat aus dem magischen Portal in seinen eigenen Garten. Der feuchte Schauer des Hofes der Finsteren Feen und der prasselnde Regen des Nath waren nichts weiter als eine unangenehme Erinnerung. Hier in der Stadt des Königs standen Sterne am Himmel, und die Nachtluft war schwül wie ein geflüstertes Versprechen.

Lange stand er einfach nur da und atmete den intensiven Duft des Grüns ein, voller Dank, daß er lebte und von den Finsteren Feen befreit worden war. Er bedauerte nicht, was aus ihm während seiner Tortur geworden war – beileibe nicht –, aber er war froh, daß die Verwandlung hinter ihm lag.

Er ließ seine Blicke über den Garten schweifen, der üppig und voller köstlicher Aromen war, während er im schwindenden Mondschein vor ihm lag. Dann sah er zum Wachhaus.

Der Wächter war fort. Dhamari ging zum Turm und riß die Tür auf, schrie nach seinen Dienern, erhielt aber als Antwort nur ein beharrliches Schweigen.

Sein Zorn wich Sorge. Der Magier eilte die Treppe hinauf ins Arbeitszimmer. Wie befürchtet war sein Labor durchsucht worden. Jemand hatte sich in aller Eile umgesehen,

offenbar, weil er nicht gefaßt werden wollte. Dhamari Exchelsor ging systematisch die hingeworfenen Phiolen, Schriftrollen und Bücher durch und stellte fest, was fehlte. Am beunruhigendsten war, daß die Werke über die Finsternen Feen nicht mehr zu finden waren.

Jemand arbeitete an einem Zauber, um Tzigone zu befreien – warum sonst sollte man diese Dinge mitnehmen? Dhamari bezweifelte, daß sich jemand *seinetwegen* eine solche Mühe gemacht hätte!

Ein schwaches, spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen, als er an seine Rettung zurückdachte. »Es kam mir doch gleich so vor, als hätte Kiva mich nicht ganz so warmherzig empfangen«, murmelte er. »Also hat sie für Tzigone immer noch eine Verwendung. Ich wüßte nur zu gerne, welche.«

Zunächst aber mußte er sich anderen Problemen widmen. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und betrachtete das Chaos in der Bibliothek. Es war keine Kleinigkeit gewesen, in den Turm einzudringen. Das halruaanische Recht war unerbittlich gegenüber denjenigen, die den Turm eines Magiers ausraubten.

Ihm fiel ein, daß der Turm ja mit Schutzzeichen versehen war. wenn er als erster den Turm auf konventionelle oder magische Weise betreten hatte, hatte sein Anknunft einen magischen Alarm ausgelöst. Er eilte zum Fenster und sah, daß Männer in der blaugrünen Uniform der Stadtmiliz schnellen Schrittes zum Turm kamen.

Dhamari eilte zu einer verborgenen Tür, die zu einem Durchgang zwischen zwei Räumen führte. Dort blieb er stehen und lauschte, wie die Männer durch den Turm hasteten

und lange und unerträglich gründlich suchten. Als endlich wieder Ruhe eingekehrt war, schlich er zurück ins Arbeitszimmer und zu dem Problem, das dort auf ihn wartete. Jemand wußte zuviel über ihn – nur wer?

Die Antwort traf Dhamari wie ein Faustschlag. Der Dieb konnte kein anderer sein als Basel, Tzigones selbsternannter Beschützer und sehr wahrscheinlich ihr Vater! Basel war mit seinem Himmelsschiff in den Nath geflogen, um Tzigone zu retten. Er hatte sein Leben riskiert, um Keturah nach ihrer Flucht zu helfen. Was war es im Vergleich dazu schon, in einem Magierturm einen Raub zu begehen?

»Das könnte ein Problem sein«, murmelte er. Sobald Basel wußte, daß Dhamari zurück war – und er würde davon erfahren –, würde er mit Argusaugen jede seiner Bewegungen verfolgen.

Der Magier ging auf und ab. »Was soll ich tun?« fragte er sich in Gedanken. Ein Beschwörer von Basels Format ließ sich nicht einfach so ignorieren, und er war auch zu mächtig, um es direkt mit ihm aufzunehmen. Jedenfalls, wenn er das allein tun wollte.

Dhamari eilte in seine Kammer und setzte sich vor seine bernsteinfarbene Kugel des Sehens. Rasch wirkte er den Zauber, der Kiva ausfindig machen würde.

Quälende Minuten verstrichen, bis das Gesicht der Elfe in der Kugel auftauchte. Als Dhamari den Mund öffnete, um etwas zu sagen, bemerkte er, daß sich hinter Kiva schlanke schwarze Spitzen aus dem Boden erhoben.

»Das ist ein schlechter Zeitpunkt«, sagte sie knapp.

Dhamari prustete. »Das würde ich auch sagen! Diese Spit-

zen ... ich sah eine Skizze von ihnen in einem Geschichtsbuch. Warum hast du nicht gesagt, daß du Akhlaurs Turm bergen willst?»

»Da es meine Absicht ist, seine Schätze mit jedem Magier in Halruaa zu teilen, verkünde ich regelmäßig in allen Tavernen, wie ich vorankomme«, gab sie zurück.

Ein erschreckender Gedanke ging Dhamari Exchelsor durch den Kopf. In den Augenblicken, als Tzigone ihn mit ins Reich der Finsteren Feen gerissen hatte, war ihm noch aufgefallen, wie Kiva durch das Portal verschwunden war, das auf die Ebene des Wassers führte. Wenn sie zurückgekehrt war, von wem oder was mochte sie begleitet worden sein?

»Was ist mit dem Laraken und mit Akhlaur?»

Kivas Blick wanderte zur Seite. »Später. Ich muß jetzt Schluß machen.«

»Er ist zurück, nicht?« wollte Dhamari wissen. »Er lebt, und du hast ihn aus seinem Exil geholt. Willst du so Zalthorm aus dem Weg räumen? Das ist, als würdest du Viper in einer Scheune freilassen, damit sie die Mäuse fressen! Was soll aus Halruaa werden, wenn Akhlaur auf dem Thron sitzt?»

»Akhaur wird nie über Halruaa herrschen«, flüsterte Kiva. Ihre Augen waren haßerfüllt. »Ich schwöre es. Zalthorms Krone wird an einen anderen übergehen.«

Dhamaris Erstaunen verwandelte sich in lebhaftes Interesse. »An wen?»

Kiva hob ungeduldig eine Schulter. »Wahrscheinlich an Procopio.«

»Der Oberbürgermeister ist mächtig«, stimmte Dhamari zu. »Die Senatoren achten ihn. Aber welcher Magier, welche zwei, drei oder zwanzig Magier sollten sich gegen Akhlaur behaupten?«

»Zerbrich dir darüber nicht den Kopf. Laß es meine Sorge sein.«

Dhamari reagierte mit verächtlichem Schnauben.

Das Gesicht der Elfe in seiner Kugel wurde ernst. »Vergiß nicht, daß ich dich aus dem Finsteren Feenhof befreit habe. Ich kann dich jederzeit zurückschicken.«

Dhamari bezweifelte das zwar, doch er wollte es nicht auf einen Beweis ankommen lassen.

»Ich bin zu weit gegangen. Nimm als Zeichen meiner Entschuldigung diese Information an.« Er erzählte ihr von den verschwundenen Zauberbüchern, den Büchern über die Geschichte der Crinti und von seinem Verdacht in Bezug auf Indoulur. »Ich kenne den Mann, Kiva. Er und Keturah waren von Kindheit an Freunde, vielleicht sogar mehr. Er wirkt nicht sonderlich beeindruckend, aber er ist gefährlich.«

Kiva stieß einen frustrierten Seufzer aus. »Ich kann keine drei Schritte machen, ohne über einen halruaanischen Magier zu fallen! Es muß etwas unternommen werden, um sie zurückzuhalten.«

Dhamari wartete, daß sie mehr dazu sagte, doch als sie schwieg, wechselte er das Thema. »Wenn du die Magier Halruaas so haßt, warum solltest du dich dann hinter Procopio stellen?«

Sie zuckte abermals die Achseln. »Weil er ehrgeizig und

weil er nicht Zalathorm ist.«

Dhamari Exchelsor war sprachlos, da die sich ergebenden Möglichkeiten schwindelerregend waren. »Ich nehme an, jeder andere Magier wäre dir auch recht?« fragte er Kiva schließlich.

Kiva schwieg einen Moment. Ihre bernsteinfarbenen Augen sahen die Geburt neuen Ehrgeizes. »Du hast mich schon einmal hintergangen. Das werde ich dir nicht vergessen. Doch wer weiß, was die Zukunft bringt, wenn du dich als loyal erweisen solltest? Meine Freunde haben im Senat gesessen oder sind Jordaini-Meister geworden.« Sie lächelte kurz, aber unangenehm.

»Meine einstige Herrin regiert als Königin Beatrix. Vielleicht möchtest du neben Zalathorms Thron auch seine Frau zurückbekommen?«

Eine warnende Stimme meldete sich in Dhamaris Hinterkopf. Kiva hatte über Keturah gesprochen, als hätte sie erst vor kurzem von deren neuer Identität erfahren. War es aber nicht auch möglich, daß Kiva die Finger im Spiel gehabt hatte, als Keturah auf den Thron Halruaas gelangte – und wenn, zu welchem Zweck? Es gab vieles in seinen Plänen, wovon Kiva nichts wußte. Die Elfe konnte sicher umgekehrt das gleiche behaupten.

»Du sprichst von mächtigen Freunden, aber viele davon sind tot«, bemerkte er. »Königin Beatrix ist wahnsinnig, was deinen Crinti zu verdanken ist. Mir scheint, es ist gefährlich, mit dir befreundet zu sein.«

»Es ist noch viel gefährlicher, mit mir verfeindet zu sein. Kalkuliere das Ausmaß deiner Ambitionen. Wenn du Risi-

ken und Gewinn gegeneinander aufgewogen hast, sprechen wir uns wieder.«

»Warum warten? Sag mir, was ich tun soll.«

Wieder sah Kiva zur Seite. »Zweierlei. Erstens: Bilde eine Partnerschaft mit Procopio. Laß dich von ihm mitziehen, bis der Moment gekommen ist, um dich seiner zu entledigen. Ich werde dir ein magisches Schreiben senden, damit du von seinen jüngsten Vergehen erfährst.«

»Gut«, nickte Dhamari. »Erpressung ist die Grundlage vieler politischer Beziehungen.«

»Zweitens: Suche die Magier, die sich wahrscheinlich hinter Zalathorm stellen werden, und vernichte sie. Ich muß jetzt aufhören.« Abrupt verschwand das kupferne Gesicht aus der Kugel.

»Nur zwei Dinge«, murmelte Dhamari Exchelsor, während er sich von der Kugel entfernte. »Erpresse einen der mächtigsten Magier in Halruaa und töte die, die zum König stehen. Welche Kleinigkeit!«

Er eilte zum Regal, wo er seine Nachrichtenflasche aufbewahrte, und stellte sie auf den Tisch. Dann setzte er sich und wartete.

Kurze Zeit später tauchte eine Schriftrolle in der Flasche auf – Kivas auf magischem Wege geschickte Nachricht. Dhamari stellte die Flasche auf den Kopf, bis die Rolle herausglitt, dann nahm und glättete er das Pergament. Während er las, mußte er immer wieder lachen.

Ja, Procopio würde ihn als seinen Partner akzeptieren. Der Oberbürgermeister hatte gar keine andere Wahl. Dhamari konnte nicht umhin, den Mut des Mannes zu bewundern.

Procopio war wirklich sehr geschickt gewesen – vielleicht geschickt genug, um Zalathorm herauszufordern. Doch es war eine Sache, den König herauszufordern, und eine andere, tatsächlich dessen Krone zu tragen.

Dhamari trat vor den Spiegel aus polierter Bronze und betrachtete sein Spiegelbild, während er sich nachdenklich durch das schütterere Haar fuhr. Er war weder attraktiv noch beeindruckend oder mächtig – zumindest nicht in der Art, wie man in Halruaa magische Macht maß. Genaugenommen war nichts an ihm ansprechend.

Dhamari zuckte die Achseln. Egal. Jeder Mann erfuhr durch eine Krone eine immense Verbesserung seiner Persönlichkeit.

*

*

*

Kiva eilte zurück zum aufsteigenden Turm Akhlaurs. Zum Glück war dies ein langwieriger und komplizierter Zauber, und es war nicht anzunehmen, daß der Nekromant ihre Unachtsamkeit bemerkt hatte. Akhlaur stand ruhig da, die Augen geschlossen, die Hände mit den Schwimmhäuten ausgestreckt. Das Blut der benötigten Opfer bildete eine Lache um seine Füße herum und versickerte langsam.

Der schwarze Turm glänzte, während er sich langsam hob wie ein Obsidian-Elementar, das Form annahm. Um ihn herum stand eine stumme Horde seit langem toter, skeletierter Wesen, die aus den umliegenden Sümpfen geholt worden waren, um dieser merkwürdigen Reinkarnation beizuwohnen.

Während sich der Turm hob, nahmen tausende nackter Knochen Fleisch und Gestalt an. Das Wasser, das den Turm und seine Schätze überflutet hatte, zog nach oben in die geduldig wartenden Toten. Untote Diener – nicht ganz Zombies, nicht ganz Wasserelementare – standen bereit, um den Befehl ihres Herrn zu empfangen. Uralte Knochen schimmerten durch durchscheinendes, wäßriges Fleisch.

Kiva mußte zugeben, daß es eine erfinderische Methode war, den Ort von einem Großteil des Wassers zu befreien. Die trockengelegte Grube unter dem Turm würde dort bleiben und Raum für Verliese und Müllgruben bieten, und die Krieger würden Akhlaur helfen, seinen Anspruch durchzusetzen.

Sie wartete, bis die Tore zum Turm über dem Niveau des Wassers angelangt waren. Unsichtbare Hände öffneten Türen und Fenster, und ein Wind, der so trocken war wie mitten in einer Wüste, wehte durch den Turm. Dann stand er wieder da, wie Kiva ihn zuletzt gesehen hatte: ein beeindruckendes Werk halruaanischer Kunstfertigkeit, ein unvergleichliches Lagerhaus der nekromantischen Künste, ein Ort des Schreckens, an den sie sich nur zu gut erinnerte.

Kiva stimmte in das lustlose, wäßrige Klatschen der Zombiehände ein. »Noch nie habe ich einen solchen Zauber gesehen, Meister Akhlaur, und auch nicht eine solche Armee! Diese Krieger sollten mehr als genug sein, um die angreifenden Magier zu vertreiben.«

Das triumphierende Lächeln wich von Akhlaurs Gesicht. »Der Turm wird angegriffen?«

Sie trat einen Schritt zurück und ließ einen verärgerten

Gesichtsausdruck erkennen. »Ich habe mich falsch ausgedrückt, Herr. Meines Wissens steht kein Angriff bevor, doch es hat immens viel Magie erfordert, den Turm zu heben. Es gibt Magier, die Zauber von dieser Größenordnung spüren können. Früher oder später werden sie kommen, um dem auf dem Grund zu gehen.«

Der Nekromant nickte. »Offenbar möchtest du einen Vorschlag unterbreiten.«

»Das stimmt, Herr. Mit Eurer Erlaubnis möchte ich den Laraken in Akhlaurs Sumpf zurückholen.«

Er kniff die Augen zusammen. »Woher kennst du diesen Zauber?«

»Er ist vergleichbar mit der Magie, die den Wasserdämon rief. Ich habe den Zauber so oft mitangesehen, daß ich ihn nicht wieder vergessen werde.« Kiva bemühte sich, mit ruhiger Stimme zu sprechen.

Akhlaur sah sie beeindruckt an. »Nur wenige können einen Zauber durch bloßes Beobachten lernen. Du warst schon immer eine meiner besten Schülerinnen, Kiva«, sagte er und ignorierte dabei die Tatsache, daß sie den Zauber nicht als seine Schülerin, sondern als sein Opfer miterlebt hatte. »Gut, dann wollen wir mal sehen, was du kannst.«

Kiva lächelte. »Das werdet Ihr, Herr.«

Einen Moment lang huschte ein Ausdruck des Mißtrauens über Akhlaurs Augen. »Eine der besten Schülerinnen«, sagte er sanft. »Ich bin gespannt, welche anderen Lektionen du unbeabsichtigt gelernt hast.«

Kiva hörte den warnenden Ton in seiner Stimme und bemerkte das Interesse in seinem Blick. Zum ersten Mal

schien Akhlaur zu erwägen, daß nicht alles so war, wie es sich dem Auge präsentierte. Diese Aussicht entmutigte ihn nicht, ganz im Gegenteil: Nichts gefiel ihm besser als ein grausames Spiel, eine verborgene Absicht.

Die Elfe lächelte weiter und gab sich stumm das Versprechen, dem Magier alles zu geben, war er wollte – und noch viel mehr.

NEUNTES KAPITEL

Der Morgen schob sich langsam über den Nath und tauchte den Nachthimmel in ein trübes Grau. Der Regen, der die ganze Nacht über angehalten hatte, war mit der Morgendämmerung schwächer geworden und hatte schließlich aufgehört, und herbeigerufenen Geistern gleich erhob sich Nebel aus dem steinigen Untergrund.

Schmale graue Gestalten schoben sich durch die wirbelnden Wolken über dem Boden, machten ihre Pferde bereit, sammelten ihre Vorräte ein und luden Waffen auf, die sie den getöteten Halruaanern und ihren eigenen Gefallenen abgenommen hatten. Shanair, die Führerin der Crinti, saß auf ihrem grauen Pferd auf und sah zu, wie sich ihre dezimierte Streitmacht für den Rückzug bereitmachte.

Eine der Kriegerinnen band ein dickes Bündel blutiger Pfeile auf einem hochgewachsenen Pferd fest – dem Schlachtroß eines Halruaaners, das nun als Lasttier diente. Sie spürte Shanairs Blick und reagierte mit einem kurzen Lächeln.

»Hervorragende Pfeile – und jeder einzelne von ihnen aus dem Leib eines Feindes gerissen! Dieses Pferd wird bis zum Ende des Sommers hundert Fohlen zeugen. Sie alle werden in Dambrath einen guten Preis erzielen.«

Shanair nickte, da sie verstand, was die gute Laune der Frau verursachte. Sie würden mit Beute beladen in ihre

Heimat zurückkehren. Ehre und Reichtum war ihnen gewiß. Als Plündererinnen hatte sie sich wirklich hervorgetan. Niemand mußte von ihrer eigentlichen, unerledigten Aufgabe reden.

Es würde guttun, nach Dambrath zurückzukehren. Shanair sah sich im Lager um, das auf einer ebenen Fläche lag, die vor langer Zeit von einer Gerölllawine in den Fels gerissen worden war. Überall lagen Felsblöcke, und umgeben wurde die Stelle von Klippen. Berge von Geröll hingen darüber wie Wächter. Eine kleine Quelle entsprang irgendwo tief unter ihnen im Herzen des Berges, und einige Höhlen boten Schutz vor dem Elementen. Es war kein bequemer Ort, aber er war gut zu verteidigen, auch wenn es kein geeignetes Zuhause für eine Crinti war. Schon bald würde Shanair wieder über Ebenen reiten können.

Doch diese Aussicht war nicht so verlockend, wie sie es erwartet hatte.

Ein leises Summen wie das einer gefangenen Wespe drang aus einer kleinen Ledertasche, die sie an ihrem Gürtel trug. Shanair legte irritiert ihr graues Gesicht in Falten, während sie die Verschlüsse öffnete und einen kleinen, runden Stein hervorholte.

Elfenschwester, ich grüße dich.

Eine vertraute Stimme war in Shanairs Kopf zu hören, ein fröhlicher, glockenartiger Sopran, der dem rauhen Crinti-Dialekt Anmut und Eleganz verlieh. Shanair kannte nur eine Person, deren Stimme so klang. Sie schloß die Hand fest um den Stein und stieß dem Pferd die Hacken in die Flanken, damit sich das Tier ein Stück vom Lager entfernte.

»Kiva!« flüsterte sie. »Wir dachten, du seist tot!«

Glaubst du wirklich, ich würde aufbrechen, ehe die Schlacht vorüber ist?

Verlegen sah Shanair über die Schulter zum Lager. Sie war selbst im Begriff, eben das zu tun. Doch dann gewann ihre praktische Seite die Oberhand. »Was ist noch zu tun? Die Schlacht ist geschlagen, viele Halruaaner sind tot, doch zu viele von ihnen leben noch. Wir Crinti sind zu wenig, um sie ins Meer zu stoßen.«

Die Crinti müssen nicht allein kämpfen. Das Wehr ...

»Das Wehr ist geschlossen«, sagte Shanair ohne Gefühlsregung. »Wir spürten, wie die Magie die Berge erschütterte. Wir sahen, wie die Quelle verschwand.«

Es folgte eine Pause, dann pulsierte der Stein in ihrer Hand vor Energie. Shanair, die auf eine für sie unerklärliche Weise auf Kiva eingestimmt war, erkannte, daß Wut aufflammte und rasch unter Kontrolle gebracht wurde.

Was ich sagen wollte, fuhr Kiva mit Nachdruck fort, war, daß viele magische Schätze ringsum die Stätte des Wehrs vergraben sind. Grabt einen Kreis rund um die einstige Quelle, etwa sieben Schritt von ihr entfernt.

Shanair schüttelte den Kopf, bis ihr klar wurde, daß die Elfe sie nicht sehen konnte. »Heute hat sich Xerish nicht zurückgemeldet. Wir konnten ihrer Spur bis zu einem der Feenhügel folgen. Dort endete sie. Dies hier ist kein Ort für Crinti.«

Diesmal leuchtete der Stein so heftig, daß er Shanairs Finger verbrannte. *Habt ihr noch eine Spur entdeckt? Oder sind die Crinti nicht erfahren genug, um der Spur eine Elfe zu folgen?*

Das Gift in Kivas Worten schmerzte mehr als der Stein.
»Nur eine Spur«, gestand Shanair.

Es gab zwei Spuren, die zur Grünen Hexe führten, sagte Kiva und verwendete das Crinti-Wort für diesen speziellen Feenhügel. Xerish hat versagt, darum sandte ich sie hinter den Schleier. Tu, was ich dir sage, Shanair, sonst erwartest dich ein weit schlimmeres Schicksal als das Finstere Feenvolk.

Der magische Kontakt brach abrupt ab, und Shanair blieb verblüfft und aufgeklärt zurück.

»Elfenschwester«, murmelte sie angewidert. Die ganze Zeit über hatte sie Kiva als Kameradin betrachtet, wenn auch nicht unbedingt als Gleichgestellte. Die Crinti töteten schnell. Sie waren brutal und erbarmungslos, wenn eine von ihnen gescheitert war, doch niemand von ihnen würde je eine aus den eigenen Reihen quälen. Kiva hatte Xerish an die Finsternen Feen ausgeliefert. Nichts hätte die Wahrheit deutlicher ausdrücken können.

Shanair und ihr Volk waren für Kiva bedeutungslos.

Sie zog an den Zügeln und lenkte ihr Pferd zurück zum Lager. Nach der jüngsten Niederlage hatte sich die Crinti an den Ort zurückgezogen, an dem das Wehr zuletzt versteckt gewesen war. Es war nicht nur ein gut zu verteidigendes Lager, sondern alle verstreuten Crinti wußten, daß hier ein Treffpunkt war. Jeden Tag kamen neue Nachzügler. Wenn Kiva die Wahrheit sprach, gab es an diesem Ort genug Magie, um sie alle hinter den Schleier zu schicken.

»Ruft die Wächter und die Späher«, schrie sie. »Wir verlassen diesen verfluchten Ort, noch ehe die Sonne den Nebel aufgelöst hat.«

Basel beugte sich vor und spähte vorsichtig durch die niedrige, offene Tür. Die Magierin, die Procopios Spieltische gebaut hatte, war angeblich eine ungewöhnliche Person, doch die Wirklichkeit war weit seltsamer, als Basel erwartet hatte.

Eine stämmige Gnomin mittleren Alters unterbrach ihre Arbeit lange genug, um ihm zuzuwinken. »Ihr müßt Meister Basel sein, wie? Kommt herein.«

Er duckte sich, um durch die Tür zu gehen, und grüßte seine Gastgeberin. Sie war eine merkwürdig aussehende kleine Kreatur, braun wie ein Pilz, abgesehen von kornblumenblauen Augen und einem leuchtenden roten Schein auf ihre fülligen Wangen und ihre großen wulstige Nase. Ihr volles braunes Haar hatte sie mit einem blauen Tuch zusammengebunden, und ihr Kittel wurde von einer sauberen weißen Schürze bedeckt. Auch wenn die kleine Magierin für ihre Fertigkeiten als Alchimistin und Kunsthandwerkerin bekannt war, erinnerte sie vom Aussehen her mehr an eine Köchin, die in einer winzigen, gut sortierten Küche arbeitete.

Nachdem sie Basel Indoulur begrüßt hatte, kehrte sie zurück an einen niedrigen Tisch. Die Regale darüber wurden von Behältern mit seltsam gefärbten Substanzen gesäumt.

»Es sieht hier aus wie in einer Apotheke«, stellte Basel Indoulur fest.

»Das und mehr.« Die Gnomin zwinkerte Basel zu und griff dann nach einem kleinen Mörser, um etwas zu zermahlen, das von grauer Farbe war und schier unerträglich faulig stank.

»Fledermausguano«, lachte sie. »Sehr nützlich für Explosionen. Wollt Ihr etwas?«

Sie hielt ihm ein kleines, in Papier gewickeltes Päckchen hin – so wie eine Großmutter einem Kind eine Leckerei anbot.

Basel Indoulur, der sie nicht vor den Kopf stoßen wollte, nahm das sonderbare Geschenk. »Ihr sagtet, ich könnte mich umsehen?«

Der Gnomin wies auf ein kleines Nebenzimmer. »Die gesamte Crinti-Geschichte findet sich dort. Bleibt, solange Ihr wollt. Macht Euch keine Gedanken, daß Ihr Unordnung machen könntet. Dafür habe ich längst gesorgt.«

Er dankte ihr und trat in den kleinen Raum, in dem ein heilloses Durcheinander herrschte. Kleine geschnitzte Figuren in unterschiedlichen Phasen der Fertigstellung lagen wild umher. Winzige Gliedmaßen und Waffen türmten sich und warteten darauf, mit ebenso winzigen Körpern verbunden zu werden. Fertige Figuren waren einer ersten Bemalung unterzogen worden, doch die Details fehlten noch, was ihnen das Aussehen lebender, aber noch nicht völlig fertiger Wesen verlieh. Irgendwann würden all diese kleinen Gestalten in die fast lebendigen Spielzeuge verwandelt werden, die Procopio Septus so sehr schätzte.

Auf einem langen Tisch stapelten sich alte Bücher und Scherben. Basel griff in den Haufen und zog sofort instinktiv die Hand zurück, als sie über etwas pelziges strich.

Eine gigantische Tarantel, der Leib fast so groß war wie der einer Ratte, hieb nach ihm und fauchte wie eine wütende Katze.

Basel Indoulurs Beherrschung verließ ihn angesichts dieses unerwarteten Gegners, und er stieß einen erschrockenen Schrei aus, während er eines der dicken Bücher nahm und auf die Kreatur herabfahren ließ. Seine Hoffnung, sein Schrei werde den dumpfen Aufprall übertönen, wurde nur zum Teil erfüllt.

»Nehmt Euch vor den Spinnen in acht«, rief die Gnomin fröhlich. »Aus irgendeinem Grund werden sie von dieser Ecke regelrecht angezogen.«

Basel betrachtete das zerquetschte Geschöpf voller Abscheu, dann wanderte sein Blick zu der von ihm gewählten Waffe. Grünlicher Schleim troff von dem Einband, in den schmale Runen geprägt waren, die besagten, es handle sich um ein Buch über die Geschichte der dunklen Feen in den Südlanden. Er wischte den Einband mit dem Beutel Fledermausguano ab und setzte sich, um in dem Buch zu lesen.

Stunden vergingen, in denen sich Basel Indoulur ein Buch nach dem anderen vornahm. Dabei stellte er Fragmente aus Schriftrollen und Bruchstücke von Zaubern zusammen, die seit Jahrhunderten nicht mehr gebraucht worden waren.

Schließlich stand er auf und reckte sich, während er an zwei Wochen am Meer und an eine mögliche Pilgerreise zu einem heiligen Mystra-Schrein dachte. Er brauchte etwas in dieser Art, um sich von dem schleichenden, die Seele tötenden Bösen zu reinigen, in das er sich vertieft hatte.

»Als kröche man durch ein Misthaufen«, murmelte er und betrachtete mit wütendem Blick die Werke der Crinti-Geschichte. »Wenn sich das Wasser sein eigenes Niveau

sucht, dann verwundert es nicht, daß Procopio so von derlei Dingen fasziniert ist!«

Die Gnomin spähte durch die Türöffnung. »Ich gehe jetzt in die Taverne. Habt Ihr gefunden, was Ihr sucht?«

»Um ehrlich zu sein, nicht«, räumte Basel ein. »Ich suche nach einem alten Zauber, der möglicherweise von den Drow geschaffen wurde.«

Die Gnomin verlor ein wenig von ihrer guten Laune. »Ich nehme an, Ihr habt Eure Gründe. Es gibt ein oder zwei Bücher unten im Keller, die Euch weiterhelfen könnten. Ich habe nie eine rechte Verwendung für sie gehabt, und da unten schienen sie mir gut aufgehoben.«

Basel Indoulur folgte ihr in eine winzige Küche. Sie trat eine Holztür auf und kletterte eine Leiter hinab. Der Magier nahm die Dinge entgegen, die sie ihm hinaufreichte – ein Paar Rüben für den morgigen Eintopf, einige getrocknete Kräuter, einen kleinen Beutel mit Münzen und schließlich ein Buch in einem einst schwarzen Umschlag aus Lindwurmhaut, der vor langer Zeit zu einem matten, papiernen Grau verblaßt war.

Er dankte der Gnomin und begann, die alten Pergamentseiten mit großer Sorgfalt zu durchblättern, da sie sehr empfindlich waren. Dem Aussehen nach waren die Texte von den ersten Magiern des alten Netheril geschrieben worden. Basel Indoulur haderte mit der archaischen Sprache, noch mehr aber mit den uralten Zaubern.

Schließlich fand er, was er suchte, und sein Herz begann schneller zu schlagen.

Ein Zauber der Drow öffnete ein kleines Portal ins Reich

der Finsteren Feen, das es zuließ, einen Sterblichen durch einen anderen zu ersetzen. Sie konnten beide zurückkehren, doch nur, wenn der voraussichtliche Retter einen ungewöhnlich reinen Charakter besaß und sein Herz keinen Angriffspunkt für die Magie der dunklen Elfen aufwies. Der Retter – oder der, der sich opferte, je nachdem, wie das Abenteuer ausging – mußte einen Talisman tragen, der neben anderen Dingen auch eine Haarlocke eines seiner Vorfahren enthielt, vorzugsweise von einem Magier mit großem Geschick.

Basel Indoulur verzog das Gesicht. Diese Voraussetzung konnte zwar von den meisten Halruaanern mit Leichtigkeit erfüllt werden, doch für einen Jordain, der keine Verwandten hatte, war sie eine echte Herausforderung. Dennoch konnte Basel sich niemanden vorstellen, der für diese Aufgabe besser geeignet war als Matteo.

Er kopierte den komplexen Zauber so schnell, wie er es für vertretbar hielt. Er bezahlte die Gnomin für ihre Zeit und eilte zu seinem Turm, wo ihn ein Portal erwartete, das ihn zum Standort des Wehrs bringen würde – dem Ort, an dem Tzigone verschwunden war und der Matteos Ziel war.

ZEHNTES KAPITEL

Vier Männer ritten gen Norden durch den Nath und folgten der schwachen, gewundenen Spur eines ausgetrockneten Bachbetts. Alle vier waren Halruaaner und trugen die weiße Leinenkleidung der Jordaini, doch ging es Matteo durch den Kopf, daß er und seine Freunde eine sehr unterschiedlich zusammengesetzte Gruppe bildeten.

Iago, der schmale, schwächliche Mann, der sie führte, war deutlich über dreißig Sommer alt – und damit mindestens zehn Sommer älter als die anderen drei. Themo war der jüngste von ihnen, ein rundlicher, gutgelaunter Riese, der in vieler Hinsicht mehr Jugendlicher war als Erwachsener. Andris war größer als die meisten Halruaaner und eher drahtig als muskulös. Er sah ungewöhnlich aus: kastanienfarbenes Haar und eine sommersprossige Haut, die sich weigerte, in der Sonne braun zu werden. Ein Hauch dieser Farben war verblieben, auch wenn Andris in der Schlacht in Akhlaurs Sumpf eine rätselhafte Verwandlung durchgemacht hatte. Trotz allem war Andris für Matteo der beste Jordain, den er kannte.

Doch nichts, was an eine Bruderschaft erinnert hätte, existierte zwischen Andris und den beiden anderen Jordaini, die seine geisterhafte Anwesenheit nur nach langer Diskussion und unter Protest duldeten. Selbst Themo, der Andris als Freund aus Kindheitstagen betrachtet hatte, sprach kaum ein Wort zu ihm.

Als sie sich dem Schlachtfeld näherten, nahm Iagos Gesicht einen finsternen Ausdruck an. Er ließ sein Pferd zurückfallen, bis er auf gleicher Höhe mit Matteo war.

»Ich erkenne die Notwendigkeit, Kivas Weg nachzuverfolgen. Andris hat Grund zu der Annahme, daß er ihn besser kennt als jeder andere. Doch vielleicht solltest du bedenken, daß er einen anderen Grund haben könnte, uns hierherzubringen.«

»Andris ist immer noch ein Jordain«, erwiderte Matteo. »Er folgt unserem Kodex. Ich würde mein Leben für sein Wort geben.«

»Und unseres dazu«, grollte Iago.

Matteo war es lieber, das Thema zu wechseln, also wandte er sich zu Themo. »Du hast noch nicht über deine Pläne gesprochen. Was wirst du tun, nachdem man dich aus dem Jordaini-Dienst entlassen hat?«

Der große Mann grinste. »Ich würde erst mal gerne diese Reise überleben.« Er hob eine Schulter und deutete auf die Jordaini-Kleidung, die er aus lebenslanger Gewohnheit trug. »Die Wahrheit ist, daß ich mich mehr in der Schwebe fühle, als ich es erwartet hätte. Außer dem Orden kenne ich nichts.«

»Die Welt ist zu groß, um sie mit den Augen eines einzigen Mannes zu erfassen«, stellte Matteo fest.

»Genau. Ich brauche niemanden, der für mich das Denken übernimmt, aber es ist einfacher, über Dinge nachzudenken, wenn man einen Bezugspunkt hat. Vielleicht schließe ich mich der Miliz an.«

Matteo nickte. »Dort sind Leute wie du begehrt.«

Er hätte mehr gesagt, doch Andris legte eine durchscheinende Hand auf Matteos Arm. Er wies auf eine kleine morastige Stelle abseits des Weges, die von einem Geröllhaufen fast verdeckt wurde. Dort befand sich – vom Pferderücken nur mit Mühe zu erkennen – ein schwacher Fußabdruck.

Matteo wies sie an, anzuhalten. Er stieg ab und ging hinüber, um ihn sich genauer anzusehen. Der Abdruck war länglich und schmal, vermutlich vom Fuß einer Frau. Die Sohle des Schuhs ließ erkennen, daß sie wiederholt geflickt war. Auf einem Felsblock in der Nähe war verschmiertes Blut zu sehen, so als sei der Reisende gestolpert und habe sich dort abgestützt, um sich zu fangen. Vermutlich war hier jemand vorbeigekommen, der verwundet und geschwächt war. Es konnte noch nicht lange her sein, denn sowohl das Blut als auch der Fußabdruck waren noch nicht ganz getrocknet. »Crinti-Nachzügler«, flüsterte Matteo. »Haltet die Waffen bereit.«

Iago warf Andris einen bösen Blick zu. »Soviel zu seiner Jordaini-Ehre!«

Schrille, klagende Schlachtrufe ertönten aus einem Dutzend Verstecken heraus. Sie kamen von allen Seiten und hallten an den umliegenden Felswänden endlos wider.

»Die Lichtung mit dem Wehr«, sprach Andris hastig. »Sie ist in der Nähe. Sie ist unsere beste Hoffnung, uns gegen so viele zu verteidigen.«

»Wie viele sind es?« gab Iago zurück. »Wie zahlreich sind die Angreifer, die du zu unserem Empfang bestellt hast?«

Niemand hörte ihn, da sie bereits dicht hinter Andris' Pferd herritten. Iago trat seinem Pferd heftig in die Flanken,

damit es dem Jordain den steilen Weg hinauffolgte, der vom Wasser geschaffen worden war und zu einer Lichtung führte.

Andris sprang vom Pferd und stemmte sich mit der Schulter gegen einen großen, runden Findling. Themo eilte ihm zu Hilfe, und gemeinsam rollten sie ihn in die vom Strom geschaffene Öffnung. Dann rollten sie weitere Steine an die Stelle, um ein Hindernis zu schaffen, das die Crinti zwar nicht aufhalten, ihnen aber das Vorankommen ein wenig erschweren würde.

»Jetzt gibt es für sie nur einen Weg, zu uns zu gelangen«, sagte Andris und wies auf den Paß, der von der Lichtung wegführte.

»Und für uns nur einen Ausweg!«

Die rauhe, von einem schweren Akzent geprägte Stimme einer Frau schallte über die Lichtung. Die Jordaini wirbelten herum, gerade rechtzeitig, um das große Netz zu sehen, das von einem Geröllhaufen aus auf sie geworfen wurde. Das Netz, das mit Steinen beschwert war, riß die Männer um und hüllte sie ein.

Über ein Dutzend Crinti traten aus dem Schatten kleiner Höhlen hervor und stellten sich im Kreis um das Netz herum auf, das die Jordaini festhielt. Eine von ihnen, eine große Frau mit karmesinroten Tätowierungen rund um die Oberarme, betrachtete Andris wohlwollend.

»Ob von Elfenblut oder nicht, ich hätte nicht gedacht, daß du zurückkehren würdest. Du hast mit Kiva gesprochen?«

Matteo sah den ungläubigen Ausdruck auf dem Gesicht seines Freundes, das Aufflackern von Verwirrung und Unentschlossenheit.

»Nein«, erwiderte Andris knapp. »Ich wußte nicht, daß sie zurückgekehrt ist.«

»Dann hast du diese Menschen aus eigenem Antrieb hergebracht. Gut.« Die Crinti zog ihr Schwert und schnitt den Teil des Netzes auf, der über Andris lag. Sie griff nach unten und zog ihn hoch.

Ihr Blick wanderte über die anderen. Ihre merkwürdigen blauen Augen verengten sich zu Schlitzern, als sie Matteo sah. »Dieser da hat Whizzra getötet. Es war seine Frau, die die Finsteren Feen rief.«

»Meine Freundin«, berichtigte Matteo sie.

Shanair lachte und sah wieder Andris an. »Und er hier ist ein weiterer von deinen ›Freunden‹? Du wählst deine Freunde nicht mit Bedacht. Dieser hier verrät dich, und das Mädchen war nicht stark genug, um zu bändigen, was es gerufen hatte. Das Mädchen ist tot, oder besser gesagt: hinter dem Schleier verschwunden, was noch viel schlimmer ist.«

Sie drehte sich zu ihren Kriegerinnen um. Eine von ihnen hielt eine Armbrust auf Matteos Herz gerichtet. Die Anführerin wies mit dem Kopf auf Matteo. »Töte ihn. Langsam.«

Die graue Schützin grinste schief und ließ die Waffe ein Stück sinken.

»Warte«, sagte Andris und zog seine Dolche. »Ich kenne den Mann seit meiner Kindheit. Eine Armbrust ist zu schnell und zu schmerzlos.«

Er wandte sich Matteo zu, warf beide Dolche hoch und fing sie an der Spitze auf, dann schleuderte er erst den einen, im nächsten Moment den anderen auf den gefangenen Jordan.

Der erste Dolch landete neben Matteo im Boden und durchtrennte säuberlich die Seile des Netzes. Matteo streckte seinen Arm durch die entstandene Öffnung aus und fing den zweiten auf.

Es war riskant, einen Dolch im Flug zu fangen, doch dieses Manöver hatten er und Andris seit Kindesbeinen geübt.

Matteo durchtrennte das Netz und sprang auf, während er sein Schwert zog. Er ging in Verteidigungsstellung, bereit, die Klingen der Crinti abzuwehren, solange Themo und Iago damit beschäftigt waren, sich zu befreien.

Noch während er sich bewegte, sah er Andris herumwirbeln und nach der Armbrust der Kriegerin greifen. Diese feuerte zwar ihre Waffe ab, doch das Geschöß traf die große, wacklige Felsformation, die den Hinterhalt der Crinti getarnt hatte.

Findlinge stürzten auf die Lichtung und rissen weitere Steine mit sich. Andris machte einen Satz und drängte Iago unter einen kleinen Felsvorsprung. Die vier Jordaini drückten sich an die Wand, während die Lichtung vom Donner und vom Staub der herabstürzenden Felsen erfüllt wurde.

»Sie hat sich geirrt, das weißt du«, rief Matteo Andris zu. Der fahle Jordain sah ihn fragend an. »Die Crinti-Führerin. Sie hat gesagt, ich wählte meine Freunde nicht mit Bedacht.«

In Andris' Augen leuchtete einen Moment lang Dankbarkeit auf. »Offenbar kennt sie nicht dein Pferd.«

Die beiden Jordaini mußten lachen. Als die Steinlawine ihr Ende gefunden hatte und nur noch ihr Echo von Felswand zu Felswand hallte, kamen sie mit gezückten Schwer-

tern vorsichtig aus ihrem Schutz.

Die meisten Crinti waren von den Felsblöcken erschlagen worden, einige bewegten sich schwach, anderen waren blutüberströmt und regten sich nicht. Nur ein paar waren noch auf den Beinen und stellten für die Jordaini eine Herausforderung dar, der sie begegnen konnten. Die Anführerin rappelte sich auf, ihr wildes, stahlgraues Haar war blutverschmiert.

»Noch ein Verräter«, sagte sie und sah Andris verächtlich an. Sie spie aus. »Du bist es nicht wert, daß ich mit dir kämpfe. *Sie* ist es nicht wert, mit *ihr* zu kämpfen. Wir ziehen uns zurück.«

Die überlebenden Crinti wandten sich ab und zogen sich durch den Paß zurück, bis sie nahezu eins mit den sie umgebenden Felsen wurden.

»Sollten wir ihnen nicht nachstellen?« fragte Themo.

Iago warf ihm einen spröden Blick zu. »Erinnerst du dich an die Schlachtrufe, die uns in dieses Loch gejagt haben? Das war nur eine kleine Gruppe. Die meisten von ihnen sind irgendwo da draußen. Wenn sie Halruaa verlassen wollen, dann sollen sie.«

Er sah Andris an. »Du hast mir gezeigt, daß ich mich irre. Sorge dafür, daß es so bleibt.«

»Ich werde mich bemühen«, erklärte der Jordain. »Aber ich sollte dich warnen, daß ich allen noch so guten Absichten zum Trotz dazu bestimmt zu sein scheine, die zu verraten, die sich in meiner Nähe aufhalten.«

»Ein unpassender Gedanke«, warf Matteo ein, »von jemandem, dessen schneller Verstand uns das Leben gerettet hat.«

»Ich danke dir für deine Worte, doch denk daran, daß die Herkunft beim Schicksal eine seltsame Rolle spielt.«

»Dann ist es umso besser, daß wir Jordaini nur selten unsere Abstammung kennen«, sagte Iago knapp. »Glaubst du, die Crinti hat die Wahrheit über Kiva gesagt? Sollte sie wirklich noch leben?«

Andris seufzte. »Ich weiß nicht. Die Zauber, die während der Invasion zur Anwendung kamen, stammten aus Akhlaurs Zauberbuch. Es gibt nur wenige Zauberer, die sie beherrschten. Die Möglichkeit, daß Akhlaur zurückgekehrt war, legte für mich nahe, daß Kiva auf der Ebene des Wassers gestorben war. Doch Shanair sprach von Kiva, als sei ihr Überleben für uns beide eine bekannte Tatsache. Sie hatte keinen Grund, mich zu belügen.«

Wieder wurde die Lichtung von einem gewaltigen Donner erschüttert. »Noch ein Erdrutsch«, stöhnte Themo und betrachtete die Distanz zu dem schützenden Felsvorsprung.

»Schlimmer.« Matteo wies auf die Mitte der Lichtung. Risse zogen sich durch den Boden und gaben den Blick auf diverse merkwürdige Dinge frei, die von der Erschütterung freigelegt worden war – eine katzenköpfige Statue, aus Jade geschnitzt, das Heft eines Schwerts, geschmiedet aus karmesinrotem Metall, ein sonderbar geformter Stab.

»Dies hier ist ein Ort der Macht, der von den verborgenen Artefakten noch mehr Kraft erlangt. Magier bedienen sich bestimmter Rituale, um Magie zu bündeln, doch das ist nicht die einzige Möglichkeit. Manchmal läßt sich Magie auch durch andere starke Energien auslösen.«

»Wie etwa eine Lawine«, sagte Iago.

Themo trat gegen die weggeworfene Armbrust, dann sah er Andris an. »In dem Augenblick schien es eine gute Idee zu sein, nicht wahr?«

Doch Andris hörte ihm nicht zu, sondern starrte auf den seltsamen Lichtkreis auf der Lichtung, der kurz aufblitzte und dann verblaßte.

An seiner Stelle stand nun ein monströses Wesen, das gut und gerne zweimal so groß war wie Themo. Übertriebene Elfenohren ragten nach oben und rahmten ein abscheuliches, mit grünen Schuppen überzogenes Gesicht ein. Lebende Aale wanden sich um den Kopf des Monsters, ihre mit Reißzähnen bewehrten Mäuler schnappten unablässig in die Luft. Vier gewaltige Arme bewegten sich und verliehen dem Monster das Aussehen eines mutierten Ringers, der sich zum Angriff bereit machte. Alle vier Hände ließen geschwungene Klauen erkennen, die so tödlich waren wie Dolche. Dicke grüne Haut verlieh dem Geschöpf eine gute Panzerung. Schwach leuchtender Speichel troff von den gebleckten Reißzähnen.

Die schwarzen Augen des Monsters erfaßten die verblüfften Jordaini, dann warf es den Kopf nach hinten und stieß einen Schrei aus, der das gesamte Klangspektrum abdeckte und zugleich tiefstes Grollen und schrillstes Gellen war.

»Heilige Mutter Mystra«, hauchte Themo.

Iago zog die Waffen. »Nur wenigen Menschen werden ihre Wünsche erfüllt. Du wolltest doch gegen den Laraken kämpfen.«

»Ganz offensichtlich habe ich gelogen.«

Trotz seiner amüsierten Entgegnung war der große Jordain

bleich wie der Tod. Matteo erinnerte sich an Themios jüngst geäußerte Zweifel an seiner Eignung als Krieger. Doch Themios zog sein Schwert und schob seinen kleineren Kameraden aus dem Weg, um als erster den herabsausenden Krallen des Laraken auszuweichen. Die anderen Jordaini waren dicht hinter ihm.

Matteo sprach ein stummes Gebet für die Männer, die in der letzten Schlacht gegen diesen Gegner gefallen waren und für die, die ihnen folgen sollten.

*

*

*

Basel trat aus der schimmernden Magie seines Transportzaubers in eine düstere, graue Welt. Die Sonne bewegte sich nur mühsam dem Zenit entgegen, und durch die Nebelschwaden sah sie schwach und fahl aus. Er befand sich fast auf der Höhe eines Berggipfels, von dem er auf eine kleine, felsensüßende Lichtung blicken konnte.

Der Anblick ließ ihn erschauern. Vier Männer kämpften gegen ein wütendes, vierarmiges Wesen. Das Monster bekam einen der Männer zu fassen und hielt ihn in allen vier Händen zugleich, während es die zappelnde, um sich schlagende Gestalt an sein Maul führte. Ein Sonnenstrahl wurde vom Haar des Mannes reflektiert, kastanienfarbenes Licht blitzte auf, als sei es die Vorsehung vergossenen Blutes.

»Matteo«, murmelte Basel. Seine Stimme war von Trauer und Furcht wie erdrückt.

Ein kleinerer Mann stürmte vor, das Schwert erhoben wie eine Lanze. Er warf sich dem Monster entgegen, und die

Waffe fand eine Öffnung zwischen den erhobenen Armen der Kreatur.

Der von Schmerz und Zorn erfüllte Schrei ließ die Berge beben. Das Geschöpf schleuderte Matteo zur Seite und stellte sich seinem neuen Feind. Die beiden unteren Hände packten den Schwertarm des Mannes am Handgelenk und am Ellbogen, und mit einer raschen Bewegung brach des Unterarm wie einen trockenen Zweig und knickte ihn in einem unmöglichen Winkel.

Die anderen Männer – ein Hüne in einem Jordaini-Gewand und einer, der mehr nach einer Seifenblase als nach einem Geschöpf aus Fleisch und Blut aussah – hieben mit ihren Waffen aus Stahl und Kristall auf das Wesen ein, während sich Matteo aufrappelte, sein Schwert wiederfand und sich von neuem in die Schlacht stürzte. Sie alle kämpften voller Eifer, wild entschlossen, ihren Kameraden zu retten.

Doch die Kreatur wollte sich nicht beeindrucken lassen. Sie hielt immer noch den verdrehten Arm des Mannes fest und schleuderte ihn hin und her, um so seine Retter zurückzudrängen. Immer wieder holte das Monster aus. Die drei Jordaini wichen jedem Angriff aus, konnten aber nicht verhindern, daß ihr gefangener Kamerad verletzt wurde. Innerhalb weniger Augenblicke wurde der Mann in etwas verwandelt, was mehr an eine zerbrochene Puppe denn an einen mutigen Jordain erinnerte.

Das Monster wich ein paar Schritte zurück, jede seiner riesigen Hände um eines der Gliedmaßen des Mannes gelegt. Es nahm die Arme hoch, so daß der Jordain außerhalb der Reichweite seiner Kameraden in der Luft hing.

Dann stieß die Kreatur einen durchdringenden Schrei aus und zerriß ihr Opfer.

All das geschah so schnell, daß es kaum zu verfolgen war. Basel murmelte einen Fluch und griff in seinen Ärmel, um einen Zauberstab hervorzuholen, den er seit mehr als zwanzig Jahren mit sich herumtrug. Er richtete ihn auf das Monster und setzte zu einem Zauber an, der Blitze aus stechender Kälte schleudern würde. Lächelnd sah er mit an, wie eisblaues Licht aus dem Stab schoß. Kälte und Eis waren in Halruaa selten, und nur wenige von Basels Gegnern waren auf derartige Angriffe gefaßt gewesen.

Er freute sich auf die Reaktion der Kreatur.

*

*

*

Matteo duckte sich unter den Klauen hinweg, dann setzte er zu einem Schwerthieb an und fügte dem Laraken einen Schnitt unter dem unteren linken Arm zu – eine der wenigen verwundbaren Stellen des Monsters. Blut floß aus der Seite des Geschöpfes. Matteo ließ sich fallen und rollte sich ab, um seinen Platz für Themo freizumachen. Als dieser seinerseits ausweichen mußte, nahm Matteo seinen Platz ein.

Beide bedrängten und irritierten die Kreatur, als sie wie Wölfe nach ihrer Beute schnappten. Matteo versuchte, nicht über Iagos Schicksal nachzudenken – und über die Gewißheit, daß sie es alle teilen würden.

»Zurück«, herrschte er Andris an. Sein Freund schien noch substanzloser als sonst. Er war kaum mehr als ein

Schatten. Die Präsenz des Laraken zehrte offenbar an seiner Kraft. Doch Andris rannte immer wieder gegen die Kreatur an und nutzte seinen beinahe unsichtbaren Zustand, um unbemerkt hinter das Monster zu gelangen.

Andris ignorierte Matteos Anweisung und schlug nach dem Schwanz des Laraken. Das Monster schrie und ruderte heftig damit hin und her. Eine Bewegung traf Andris und wirbelte ihn schmerzhaft über den felsigen Untergrund.

Doch Matteo und Themo nutzten diese Ablenkung. Sie teilten sich zu beiden Seiten des Laraken auf, ihre Schwerter blitzten, während sie alle vier Hände des Monsters beschäftigten und dafür sorgten, daß es seine Arme weit ausgestreckt hielt.

Die Kreatur bewegte sich mal in die eine, mal in die andere Richtung, als spüre es seine Verwundbarkeit.

Der Angriff kam aus einer gänzlich unerwarteten Richtung. Ein blaßblauer Blitz schoß von einem Gipfel herab und traf genau die Brust des Laraken.

Matteos erster Instinkt war, sich zwischen das Monster und die Magie zu stellen. Sofort bremste er sich selbst. Seine Widerstandskraft gegen Magie war stark, aber nicht allumfassend, und da er noch nie solch ein Geschloß gesehen hatte, wußte er nicht, ob er es überleben würde.

Statt dessen warf er sich Themo entgegen und stieß ihn außer Reichweite der magischen Waffe. Sie rollten gemeinsam über den steinigen Grund und erhoben sich rasch, um wieder in Verteidigungsstellung zu gehen. Genau in diesem Augenblick traf das Geschloß sein Ziel.

Das blaue Licht wurde schwächer und breitete sich aus,

als es sich dem Monster näherte. Leuchtender Dunst umgab den Laraken und wurde von seiner Haut aufgenommen wie Wasser von einem Schwamm. Während der Laraken die Magie absorbierte, schlossen sich seine Wunden, und die Muskeln der Gliedmaßen pulsierten vor neuer Energie.

»Es heilt ihn«, sagte Themo überrascht und starrte das Geschöpf an. »Was nun?«

»Wollen wir hoffen, daß der, dem wir den Zauber zu verdanken haben, nicht so dumm ist, es noch einmal zu versuchen«, erwiderte Matteo finster.

Der Laraken stieß einen Schrei aus und schoß auf sie zu. Matteo suchte einen festen Stand, hob sein Schwert und war bereit, ehrenvoll zu sterben.

Plötzlich tauchte ein anderer Kämpfer zwischen ihm und dem herannahenden Laraken auf. Erstaunt erkannte Matteo in ihm Basel. Der Beschwörer stolperte und fiel auf ein Knie. Er war vorzeitig aus einem Unsichtbarkeitszauber gerissen worden, der unterbrochen und vom Hunger des Laraken geschwächt worden war.

»Keine Magie!« schrie Matteo, als er vorsprang, um den Magier zu schützen.

Der Laraken schlug mit den Klauen nach Basel, doch Matteo traf das Handgelenk des Laraken mit dem Heft seines Schwerts und warf sich zur Seite. Der Laraken, der mehr Widerstand erwartet hatte, wurde ein Stück nach vorn getragen. Matteo hoffte, Basel sei klug genug, diesen Augenblick zur Flucht zu nutzen.

Der Magier sprang nach vorn zwischen den Beinen des Laraken durch. Als er hinter ihm wieder aufstand, hielt er in

jeder Hand ein Schwert. Das Monster fuhr herum und hieb nach ihm.

Basel parierte den Schlag des Laraken mit einer Hand und brachte die andere Waffe in Abwehrhaltung. Plötzlich wurde die Klinge des Schwerts immer länger und schoß der ungeschützten Armbeuge des Monsters entgegen.

Matteo schrie eine Warnung, doch es war zu spät. Zu seiner Verwunderung bohrte sich das Schwert tief in den Leib des Monsters, ohne daß es von der Magie absorbierenden Fähigkeit der Kreatur aufgehalten wurde.

Der Jordain lächelte, als er erkannte, was soeben geschehen war. Er hatte solche Waffen schon gesehen. Es war eine tödliche Paarung aus Armbrust und Schwert, eine zweischichtige Konstruktion, die durch geschickt kombinierte Hebel und Federn funktionierte. Ein Knopf sorgte dafür, daß die äußere Hülle nach vorn schoß und das Schwert auf die doppelte Länge wuchs.

Matteo stürmte auf das brüllende Monster los und beschrieb einen weit nach oben ausholende Finte in der Hoffnung, für die anderen Kämpfer eine Lücke zu reißen, um das Schwert noch tiefer in das Geschöpf zu treiben.

Doch der Laraken ignorierte ihn. Seine Gestalt begann zu wabern und zu verblassen wie eine Landschaft, die man durch den schimmernden Filter eines magischen Portals betrachtete. Die Kreatur stieß einen letzten Schrei aus und verschwand. Die Trickwaffe fiel scheppernd zu Boden.

Matteo nahm das Schwert und gab es seinem Eigentümer.
»Eine gute Waffe. Euer Kampfstil kommt mir vertraut vor.«

»Das sollte er auch. Wir haben mit demselben Mann ge-

übt. Vishna war mein Schwertmeister, lange bevor du geboren wurdest.« Basel Indoulur sah sich auf der Lichtung um, die mit Felsen und toten Crinti übersät war. »Du hattest einen geschäftigen Morgen«, sagte er. »Wer sind die anderen?«

»Iago ist tot«, sagte Matteo leise. Sein Blick wanderte über den zerfetzten Leib des Jordain und zu den Überlebenden. »Themo hat eine Schnittwunde, die genäht werden muß, und Andris muß für sich selbst sprechen. Sein Zustand geht über alles hinaus, was ich weiß und verstehe.«

Der geisterhafte Jordain saß zusammengesackt auf einem Felsblock, sein Blick war auf die Stelle gerichtet, an der der Laraken verschwunden war.

»Ich werde mich um Themo kümmern«, sagte Basel sanft. »Kümmere du dich um den anderen.«

Matteo ging zu Andris und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Es kam ihm so vor, als sei sein Freund nicht mehr ganz solide.

»Sie lebt«, sagte der Jordain. »Die Crinti sprach die Wahrheit. Kiva lebt.«

Matteo hockte sich vor ihm hin. »Woher weißt du das?«

Andris sah Matteo mit leerem Blick an. »Der Laraken ist zurück.«

Basel Indoulur sah von seinem Werk auf. »Das ist das Problem, wenn man gegen Monster kämpft. Es ist wie mit der Hausarbeit. Sie scheint nie erledigt zu sein und immer wieder von vorn zu beginnen. Du sprachst von Kivas Rückkehr. Warum setzt du ein Monster mit dem anderen gleich?«

»Ich sah Akhlaurs Zauberbuch«, erklärte Andris. »Der

Nekromant schuf den Laraken, doch seine Macht über ihn ist begrenzt. Normalerweise hat er einen Schüler, um den Laraken zu rufen. Er selbst kann es nicht. Wer außer Kiva sollte das können?«

Matteo atmete langsam aus und setzte sich neben Andris. »Kiva lebt und arbeitet mit Akhlaur zusammen! Aber wie soll sie den Laraken rufen können? Du hast gesehen, was geschah, als sie ihm beim letzten Mal zu nahe kam.«

Andris schüttelte den Kopf. »Ich habe das Gefühl, daß wir das früher erfahren werden, als uns lieb ist.«

ELFTES KAPITEL

Der Laraken verlor abermals den Halt. Er fuchtelte wild mit den Armen und klammerte sich an den sanften Strom der Magie.

Dann war die Magie fort, und die Kreatur stand bis zur Hüfte im brackigen Wasser. Vertraute Klänge und Gerüche erfüllten die Luft. Das verwirrte Wesen erkannte – ohne den Grund zu verstehen –, daß es an die Stätte seiner Geburt zurückgekehrt war.

Sofort wurde es von Heißhunger ergriffen. Die Ebene des Wassers hatte ihn ständig mit Magie versorgt, doch hier im Sumpf mußte das Monster auf die Jagd gehen. Es warf den Kopf in den Nacken und schnupperte. Ein schwacher Duft von Magie hing in der stickigen Luft und bildete die Fährte zu seiner Beute. Der Laraken folgte zielstrebig dem Geruch, stieg aus dem Morast und bewegte sich auf die Grenzen des Sumpfs zu.

Er hockte sich hinter den dicken Stamm eines Bilboa-baums und betrachtete die versprengte Gruppe von Menschen, die sich ihren Weg durch das Gras bahnten. Magie haftete ihnen an wie aromatisierter Rauch.

Die schwarze Zunge des Laraken schoß hervor und kostete mit reptilienhafter Lust die Luft. Der Mann, der die Gruppe führte, trug ein Schwert, das mit einem leuchtenden Edelstein verziert und von Magie erfüllt war, die ebenfalls

schwach leuchtete. Der Laraken labte sich an dem Geschmack.

Abrupt blieb der Magier stehen und griff nach dem mißbrauchten Schwert. Stahl zischte, als er es zog. Lange und ungläubig starrte er auf den matten Stein im Heft, dann warf er die nutzlose Klinge zur Seite und schrie seinen Kameraden etwas Unverständliches zu. Eine Frau, die ein dschungelgrünes Gewand trug, trat vor, einen langen schwarzen Stab in der Hand.

Als Reaktion darauf begannen die Bilboabäume sich wie erwachende Titanen zu regen. Der Boden erzitterte, als sich ihre Wurzeln aus dem Grund erhoben. Uraltes Holz knarrte, als sich die verzauberten Bäume streckten und dehnten und vorsichtig die ersten Schritte machten.

Der Laraken wich zurück, da ihn diese wundersame Darbietung faszinierte. Er duckte sich, als ein dicker Ast über ihn hinwegschob, um ihn anzugreifen, und dann begann er zu trinken. Die Blätter welkten zu brauner Asche, während die Bäume ihr von Magie unterstütztes Leben verloren. Der Laraken kreischte vor Freude, als die berauschende Magie in seine Glieder strömte.

Die Magier warfen ihre Waffen weg und flohen in Panik. Der Laraken streckte sich nach ihnen aus, nahm ihre Zauber in sich auf und trank ihre Essenz. Schwindlig vor Magie merkte die Kreatur zunächst nicht, wie die entwurzelten Bilboabäume zu wackeln und zu schwanken begannen.

Sie stürzten in dem langsamen, gnadenlosen Tempo, das für Alpträume typisch ist. Lebende Bäume wurden von dem Gewicht der umstürzenden Urwaldriesen erdrückt, und ein

gellender Chor erfüllte die Luft, als die Geschöpfe, die in den Bäumen eines Dschungels ihr Zuhause hatten, zusammen mit ihrem Heim ausgelöscht wurden. Die Menschen, die vom Hunger des Laraken besiegt worden waren, und die, die noch lebten, gingen in dem Gewirr aus tödlichen Ästen unter.

Der Laraken eilte zurück, um den nach oben ragenden Wurzeln und dem aufbrechenden Boden auszuweichen. Ein plötzlich hochschießender Ballen durchtrennter Wurzeln bekam ihn zu fassen und brachte ihn ins Wanken.

Schmerz durchzuckte das Monster, als peitschende Zweige und freigelegte Steine an seiner Haut rissen, wie es keinem menschlichen Schwert möglich gewesen wäre. Die lustvolle Übersättigung des Banketts, an dem sich der Laraken gelabt hatte, schwand, als die gestohlene Magie benötigt wurde, um den Heilungsprozeß in Gang zu setzen.

Das Leuchten des magischen Festmahls wurde schnell schwächer, viel zu schnell sogar.

Dann verstand der Laraken. Die Zauber, die gestohlene Magie, alles wurde ihm entrissen! Das konnte nur heißen, daß der, dessen Zauber nicht gegessen werden konnten, ebenfalls die Welt der Wassermagie verlassen hatte.

Der Laraken – der noch nicht ganz geheilt und bis zur Raserei heißhungrig war – warf den Kopf zurück und brüllte verzweifelt.

*

*

*

Kiva sah, wie Akhlaur die gestohlene Magie an sich nahm. Sein langer schwarzer Stab knisterte vor blauem Licht und

sich ansammelnder Energie. Sein blaßgrünes Gesicht war angespannt, als er seine Beute begutachtete.

»Druidenzauber«, sagte er verächtlich und warf den Aal weg. »Der Laraken wird mehr leisten müssen als nur das.«

Trotz seiner Worte schien Akhlaur zufrieden. Der Laraken würde seinen Aufstieg zur Macht beschleunigen, auch wenn viele der Zauber, die er trank, für seinen Meister nutzlos waren. Welche Magie er auch immer bekam, es handelte sich um Energie, die ein anderer Magier nicht mehr besaß.

»Eine Sache an der Rückkehr des Laraken bereitet mir Sorgen«, sagte Kiva. »Ich fürchte, seine Anwesenheit könnte mich meine hart erkämpften Zauber kosten. Das hat er schon einmal getan.« Mit wenigen Worten schilderte sie dem Nekromanten, wie sie ihre Magie zurückerlangt hatte und wie dieses Unterfangen sie hatte altern lassen.

»Du hast den Spiegel der Herrin geplündert«, wiederholte Akhlaur offenbar amüsiert. »Ich muß schon sagen, kleine Kiva, deine Initiative ist beeindruckend.«

Akhaur schnippte mit den Fingern, dann nahm er eine kleine glitzernde Phiole an sich, die mitten in der Luft entstanden war. »Es gibt für jedes Problem eine Lösung. Erkennst du diesen Trank?«

Kiva zögerte, dann nickte sie. Es war die gleiche leuchtend grüne Substanz, die bei der halbelfischen Magierin die Verwandlung zum Zombie ausgelöst hatte.

»Es gibt ein Todesband zwischen uns«, fuhr Akhlaur fort, »das dir eine gewisse Immunität gegen den Laraken verleiht. Ich kann diese Bande stärken. Auch wenn ich nicht abgeneigt bin, deine Zauber an mich zu nehmen, dient es mei-

nem Zweck, deine Loyalität mir gegenüber zu wahren.«

Kiva tat, als würde sie darüber nachdenken. »Aber was, wenn ich sterbe, Herr? Die Todesbande zwischen uns sind schon so stark, wie sie nur sein kann, ohne in beide Richtungen bindend zu sein.«

»Darum der Trank«, sagte Akhlaur mit strapazierter Geduld, als spreche er mit einem besonders begriffsstutzigen Kind. »Ich habe nicht vor zu sterben, das kann ich dir versichern! Dieser Trank wird dir eine Art Unsterblichkeit verleihen. Eine Elfe ist sehr langlebig. Dies hier wird am Ende dieses Lebens für eine Transformation in einen Leichnam sorgen.«

»Ich habe ein Leben nach dem Tod nie angestrebt«, sagte Kiva und sprach zur Abwechslung einmal die ganze Wahrheit. Elfen, vor allem wilde Elfen, betrachteten die Verwandlung in eine untote Kreatur als unglaubliche Abscheulichkeit und als ein Schicksal, das um jeden Preis verhindert werden mußte.

Akhlaur ignorierte ihre Worte. Er machte eine Geste, die auf Kivas Wasserflasche gerichtet war, und füllte den Trank hinein. Sie nahm die Flasche und kippte sie, um einen Schluck zu nehmen. Ihre Gedanken waren bei dem entsetzlichen Todeskampf der halbelfischen Magierin. Sie schauerte theatralisch und ließ sich fallen, zuckte mit Armen und Beinen und schlug um sich. Dabei gelang es ihr, unbemerkt den Schluck Wasser wieder auszuspucken. Schließlich stand sie langsam wieder auf. »Und Ihr, Herr?« fragte sie heiser. »Habt Ihr auch diese Vorkehrung getroffen?«

Akhlaur lächelte herablassend. »Welche Macht sollte

mich besiegen können, solange der karmesinrote Stern existiert?«

»Über diese Frage habe ich oft nachgedacht«, sagte sie.

Akhlaurs Gesicht verriet sein Erstaunen, dann zeichnete sich Zorn ab, bis sein Ausdruck zu düsterer Freude wechselte. »Meine beste Schülerin«, flüsterte er.

*

*

*

Magier aus ganz Halruaa hatten sich im Ratssaal König Zalathorms versammelt. Der größte magische Schatz des Königs – zumindest der größte, von dem die Leute wußten – war eine große bernsteinfarbene Kugel, mit der er Magier aus jeder Ecke des Landes herbeirufen konnte. Jeder Magier, der den Rang eines Senators innehatte, trug einen Goldring, in den ein runder Bernstein eingelassen war. Mit Hilfe dieser Artefakte konnte Zalathorm jederzeit eine Ratsversammlung einberufen und mit einigen oder sogar allen seinen treuen Magier kommunizieren.

Das Problem für Zalathorm war nur, daß nur einige dieser Magier wirklich so treu waren, wie sie vorgaben.

Er betrachtete das Meer aus abwartenden, respektvollen Gesichtern. Zalathorm war ein mächtiger Erkenntniszauberer, der ein Meister darin war, das Herz und die Absichten eines Mannes zu ermessen. Die Wahrheit, die er in vielen dieser Gesichter sah, schmerzte ihn zutiefst.

»Ich habe Euch herbestellt, damit wir die Konsequenzen der mulhorandischen Invasion diskutieren«, begann er.

Applaus brandete auf, als die Magier die Rolle des Königs

in diesem jüngsten Sieg feierten. Zalathorm hob die Hand und ließ den Applaus abrupt verebben.

»Jeder Mann und jede Frau hier haben eine Rolle beim Sieg Halruaas gespielt. Blicken wir in die Zukunft. Wir haben aus Mulhorand Nachricht erhalten. Ein Botschafter bittet um Erlaubnis, die Friedensbedingungen zu besprechen.«

Das Schweigen im Saal war so angespannt, daß man es fast greifen konnte. »Welche Bedingungen sollten sie besprechen wollen?« fragte eine schwache, verdrossene Stimme. Febir Khorn, ein runzlicher Mann, dessen Gesicht man jeden Tag seines neunzigjährigen Lebens ansah, schlug beleidigt mit seinem Stab auf den polierten Marmorboden. Sein fortgeschrittenes Alter, seine langjährige Freundschaft mit Zalathorm und die völlige Loyalität zum König verschafften ihm das Recht, seine Meinung zu äußern, wann immer ihm danach war. »Wenn die Mulhorandi Halruaa fernbleiben, werden wir sie leben lassen. Was können sie sonst fordern oder erwarten?«

Zustimmende Rufe füllten den Saal. Zalathorm lächelte Febir an. »Es ist mein innigster Wunsch, daß alles so direkt wäre wie du, Freund. Aber auch wenn Halruaa siegreich war, bleiben noch einige Mysterien, denen wir uns widmen müssen.«

Sein Blick schweifte langsam über die Menge. Niemand zweifelte daran, daß er von seiner Königin sprach und von ihrem anstehenden Gerichtsverfahren wegen Verrats. Viele Magier senkten den Blick, da sie sich für ihre geflüsterten Anschuldigungen und Spekulationen schämten. Es war ein

Gerücht in Umlauf, daß Zalathorms Königin nie angeklagt werde und daß ihre Vergehen von der Macht des Königs abgeschirmt werden würden.

»Der Kampf zwischen den Sturmelementaren liefert uns den Schlüssel zu einem dieser Geheimnisse«, fuhr Zalathorm fort. »Procopio Septus wendete den Angriff ab, indem er ein Sturmelementar nach seinem eigenen Bilde schuf. Es ist anzunehmen, daß der Magier der Mulhorandi das genauso gemacht hat. Ich schlage vor, wir lassen eine Zeichnung des mulhorandischen Sturmelementars anfertigen und schicken sie mit ihrem Diplomaten zurück nach Mulhorand.«

Procopio Septus trat vor. »Der Mann ist tot. Er starb, als sein Elementar vernichtet wurde. Welchen Nutzen sollte das haben?«

»Wir werden darauf bestehen, daß die Mulhorandi uns ihren wahren Namen sagen und uns seine Habseligkeiten aushändigen. So können wir mit einem Erkenntniszauber die wahren Absichten und Pläne des Mannes herausfinden. Wenn die Mulhorandi kooperieren, wird der Zwischenfall folgenlos bleiben. Wenn nicht, wenn sie also fürchten, daß andere an diesem Invasionsplan Beteiligte namentlich bekannt werden, wird es einen Gegenschlag gegen Mulhorand geben.«

Erstauntes Gemurmel erklang. Halruaa hatte in seiner langen Geschichte viele Invasionen abgewehrt, doch noch nie hatte man einen Angriff auf ein anderes Land unternommen!

»Tradition ist nicht ohne Weisheit«, überschrie Procopio das Gemurmel.

Gespanntes Schweigen machte sich breit. Dies war die erste offene Herausforderung, die an den König gerichtet worden war.

Zalathorms ungerührter Blick erkannte die Worte des Magierherrs als das, was sie auch sein sollten. »Ihr glaubt offenbar, die Tradition sei weiser als Euer König, Procopio. Sagt uns den Grund dafür.«

So direkte Worte waren in der halruaanischen Gesellschaft selten, und einen Moment lang wirkte Procopio bestürzt. Rasch sammelte er sich und antwortete in gemäßigtem Tonfall: »Ein Drittel aller halruaanischen Magier und Kämpfer fielen den jüngsten Schlachten zum Opfer. Allein in der Stadt des Königs kamen 400 um. Es ist die Zeit des Wiederaufbaus, aber nicht, um Streitkräfte in einen neuen Kampf zu schicken, die schon jetzt dezimiert sind.«

Zalathorm nickte. »Wir haben schwere Verluste erlitten, das stimmt. Aber sollen wir uns hinter schützenden Bergen verkriechen und in den Augen der Welt schwach und furchtsam wirken? Warum sollten wir unseren Nachbarn Anlaß für einen neuerlichen Angriff geben?«

Zustimmendes Gemurmel erklang. Procopio neigte leicht den Kopf. »Ihr kennt Eure Untergebenen gut, Herr. Ihr appelliert an unseren Stolz, und wir sind wahrhaft ein stolzes Volk. Es gibt aber einen Unterschied zwischen Stolz und blinder Arroganz. Die Invasion – die erste in mehr als 100 Jahren – zeigte eine ernsthafte Schwäche in unserer Verteidigung auf. Dies zu leugnen wäre töricht. Einen der angreifenden Magier zum Sündenbock zu machen ist zwar nett, doch lenkt es vom größeren Problem ab.«

Zalathorm wandte seinen Blick nicht von ihm ab. »Vom größeren Problem. Wie wahr. Sagt, Meister Procopio, kam Eurer Meinung nach diese jüngste Bedrohung Halruaas von außen oder von innen?«

Procopio Septus preßte die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. Einige von Zalathorms Befürwortern nickten. Es war eine geschickte Frage, und der Oberbürgermeister konnte sie nur auf eine Weise beantworten.

»Sowohl als auch, Herr.«

»Dann müssen wir uns um beide Seiten kümmern. Wir werden Gesandte nach Mulhorand schicken. Wir müssen mehr über diesen Zauberer wissen, der unsere Grenzen verhexte. Wir müssen erfahren, wie er die Magie Mulhorands mit der verborgenen Geschichte Halruaas mischen konnte, und wir müssen erfahren, wer ihm geholfen hat.«

Zalathorm machte eine Pause, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Während seine Meinung klar wurde, zeichnete sich einer aus Magie geborenen Seuche gleich auf einem Gesicht nach dem anderen Unglauben ab. Halruaaische Magie Fremden gegenüber zu offenbaren war der unvorstellbarste Verrat überhaupt.

Doch was sonst sollte geschehen sein?

»Es fällt mir schwer, darüber zu sprechen«, fuhr Zalathorm an alle Magier gewandt fort, »denn ich sehe, wie Eure Blicke zu Euren Nachbarn wandern. Anders als Ihr habe ich in einer Zeit gelebt, als Magier gegen Magier kämpfte. Wir dürfen nicht in diese Zeit zurückfallen. Wir müssen zusammenhalten, müssen Schwäche und Verrat ausmerzen. Ich schwöre Euch, daß alles ans Licht kommen wird.«

Das Schweigen wurde fast erdrückend. Zalathorm hatte sein Magierwort gegeben, obwohl Beatrix unter Anklage stand.

Einen Moment lang glaubte der König, er hätte eine Krise des Ehrgeizes und einen Konflikt abgewendet. Vielleicht war die Überzeugung seines jungen Jordain richtig; vielleicht war die Wahrheit tatsächlich die stärkste Waffe, die er zum Wohle Halruaas einsetzen konnte.

Doch dann wandte sich Procopio Septus den versammelten Magiern zu. Seine Miene verriet Unglauben und Verletzung. »Sollen wir uns der Inquisition unterwerfen? Welche Art von Tyrannei ist das? Was ist mit den halruaanischen Gesetzen, den Rechten der Magier?«

Das Fehlen jeglicher Logik irritierte Zalathorm. »Ich habe nicht vorgeschlagen, sie außer Kraft zu setzen.«

»Nicht offen«, gab Procopio zurück. »Doch Magie und Verschwiegenheit sind wie Schwert und Scheide. Ein Mann, der blanken Stahl trägt, ist geneigter, ihn einzusetzen. Ihr sprecht von den Gefahren eines Kriegs der Magier, doch es scheint mir, daß Ihr die Flammen schürt! Könnte es sein, daß Ihr hofft, die wahren Verräter und unfähigen Anführer zu schützen, indem Ihr jeden Magier in Halruaa verdächtigt?«

Unter die gemurmelten Proteste mischten sich zustimmende Klänge. Eine Frau drängte sich nach vorn, ihre Hand ruhte auf dem Heft ihres Schwerts. Die anderen Magier machten ihr Platz. Rhodea Feuerhaar war so groß und rot-haarig wie eine Barbarin aus dem Norden, geschickt im Umgang mit dem Schwert und der Kampf magie. Sie stellte

sich so dicht vor den Oberbürgermeister, daß er gezwungen war, zu ihr aufzusehen.

»Ihr geht zu weit, Procopio Septus«, knurrte sie.

Der Erkenntniszauberer ließ den Kopf sinken. »Ich bete, daß Ihr recht habt, Rhodea. Niemand hier will erleben, wie Halruaa von noch mehr Konflikten zerrissen wird. Aber ich sehe, was kommt, *auch wenn andere das nicht sehen.*«

Procopio Septus' anklagende Worte hallten durch den Saal. Er wandte sich um und ging. Dem Thron hatte er den Rücken zugewandt. Nach kurzem Zögern verließen auch andere Magier den Saal.

Rhodea Feuerhaar trat vor den Thron und stellte sich links von Zalathorm hin – auf die traditionelle Position des Siegers. Ihr Schwert war gezogen und brannte vor Magie, die so feurig war wie ihr eigenes Haar. Blutrotes Licht legte sich um die Kampfmagierin, als sie ihr Schwert hob und es heftig gegen den kleinen Schild schlug, der an ihren linken Unterarm hing. Ein hoher, metallischer Ton hallte wie ein Kampfschrei durch den Raum.

»Der König hat gesprochen. Wer Zalathorm oder seine Entscheidungen anfechten will, der muß sich erst mir stellen«, verkündete sie über den finsternen Gesang ihres Schwerts.

Schweigen herrschte im Senatssaal. Dann trat ein Magier nach dem anderen vor und verkündete laut seine Loyalität zum König. Manche sprachen so laut, als wollten sie die Magier decken, die sich bereits entfernt hatten. Es war entschieden, wer auf welcher Seite stand.

Zalathorm mußte mit tiefem Bedauern die Wahrheit in

Procopio Septus' Worten anerkennen. Manchmal machte es keinen Unterschied, ob man einen Krieg vorhersah oder ihn auslöste.

Es bedurfte keines Erkenntniszaubers, um zu erkennen, daß ein Krieg der Magier begonnen hatte.

ZWÖLFTES KAPITEL

Später an diesem Tag stürmte Rhodea wütend in die große Steinkammer, in der die Münze von Halruaa untergebracht war. Sie grüßte mit einem knappen Nicken die Wachen und ließ mit Widerwillen die Erkenntniszauber über sich ergehen, die bei jedem noch so bekannten Besucher zur Anwendung kamen, der eingelassen werden wollte.

Normalerweise schätzte sie die Weisheit solcher Vorkehrungen, die es einem Dieb oder feindlich gesinnten Magier unmöglich machten, in das Münzwerk zu gelangen. Ein Großteil des Reichtums Halruaas floß durch dieses Haus. Mit Wagen wurde hochwertiges Erz angeliefert, aus dem der elegant geprägte Skie wurde, der die Grundlage für die halruaanische Währung bildete.

Momentan war sie aber nicht in der Stimmung, die Kontrollen ihrer Kollegen über sich ergehen zu lassen. Die schändliche Darbietung in Zalathorms Ratssaal ließ ihre Schwerthand allein beim Gedanken daran zum Heft ihrer Waffe zucken. Das Schwert leuchtete noch immer schwach rötlich von der Energie, die ihre wütende Verteidigung ihres Königs angespornt hatte.

Rhodea Feuerhaar blieb am Kühlbecken stehen und holte ein frisch geprägte Münze aus dem Wasser. Das Abbild König Zalathorms, dem einzigen Herrschers, den Rhodea je gekannt hatte und dem sie dienen wollte, sah sie an.

Rhodea nickte knapp. »So sei es.«

Die Laune der Magierin verbesserte sich, als sie langsam durch die Münze ging. Hier war alles, wie es sein sollte. Stämmige, mürrisch dreinblickende Zwerge geleiteten ihr Erz durch den Schmelzprozeß. Kunsthandwerker arbeiteten mit winzigen Werkzeugen, um Platten für neue Münzen zu gravieren. Eine große rothaarige Frau stritt sich laut mit dem Drachenhüter und fuchtelte wild mit den Armen.

Rhodea Feuerhaar lächelte stolz. Ihre Tochter Thalia hatte in vollem Umfang die leidenschaftliche Art ihrer Familie geerbt. Auch wenn sie nie eine große Magierin sein würde, war die junge Frau so loyal Halruaa gegenüber wie ihre Mutter. Schon bald würde sie diese Münze führen, und sie würde es gut machen.

Der Grund ihrer Verärgerung war ein halbelfischer Magier, der speziell für seine Langlebigkeit und sein Geschick mit magischen Kreaturen ausgesucht worden war. Viele Jahre waren erforderlich, um einen jungen Drachen von Hand aufzuziehen und zu trainieren und um die Zauber zu lernen, mit deren Hilfe die junge Kreatur ruhig gehalten werden konnte.

Es gab ein Sprichwort der Jordaini über die Gefahren, etwas zu übertreiben. Es hatte damit zu tun, einen Drachen an die Kette zu legen, damit er das Kochen übernahm, doch genau das geschah im Münzwerk. Es war riskant, doch Elektrum erz einzuschmelzen war eine schwierige Angelegenheit, und es gab kaum etwas, das so heiß brannte wie Drachenfeuer.

Rhodea Feuerhaar stellte sich zu dem streitenden Paar,

das sofort verstummte. »Sei begrüßt, Thalia, und auch du, Pizar. Gibt es Probleme?«

Thalia warf dem Halbelfen einen wütenden Blick zu. »Der Drache verhält sich seltsam. Ich habe diesem ... Hüter ... gesagt, er solle seine Bindezauber überprüfen. Aber er ist zu stolz und zu stur, um auf mich zu hören.«

»Ich habe sie überprüft«, erwiderte der Drachenmeister wütend. »Natürlich ist der Drache aufgebracht! Es ist ein Weibchen und bald reif. Wir werden es schon bald nicht mehr kontrollieren können! Ein weiteres Jungtier ist fast alt genug für den Feueratem. Es ist besser, die Münzproduktion für kurze Zeit zu unterbrechen, als das Münzwerk und den Drachen aufs Spiel zu setzen.«

Rhodea Feuerhaar nickte nachdenklich. »Stimmt. Du hast meine Erlaubnis, den Drachen freizulassen, sobald ein Beförderungszauber eingerichtet werden kann. Aber entlasse ihn nicht wie sonst üblich in die Einöden von Calimshan. Mulhorand hat kürzlich einige der besten Bürger zu uns geschickt. Vielleicht sollten wir uns dafür erkenntlich zeigen.«

Entsetztes Schweigen befiel das streitende Paar. Die beiden sahen sich an und grinsten auf einmal wie gehässige Verschwörer. Rhodea lachte leise und ging weiter.

Sie begab sich zum Hauptkessel, um den Drachen zu beobachten. Die Kreatur war noch jung, keine 6 Meter lang und mit kräftig roten Schuppen. Mithril-Ketten und unzerstörbare Zauber hielten das Geschöpf für die kurze Zeit in Schach, für die es zum Dienst herangezogen werden konnte. Der Drache schien zahm zu sein und stieß immer dann seinen

Flammenodem unter den gewaltigen Kessel, wenn die Zwerge von hoch oben ihm den Befehl dazu gaben.

Rhodea blickte nach oben zu den vier Zwergen, die je zu zweit an einem Rad arbeiteten und den Schwengel bewegten, der die kochende Masse rührte. Ein weiterer Zwerg stand etwas tiefer auf einem Gerüst und bediente die Verschlüsse, die ein rundes Loch an der Seite des Kessels öffneten. Strahlendes Silber floß durch eine lange Rinne in einen kleineren Kessel, wo weitere Zwerge bereitstanden, um das rasch abkühlende Metall auf den Prägeplatten zu verteilen.

Ein Großteil der Arbeit wurde von Zwergen erledigt, die als einzige die intensive Hitze ertragen konnten. Dennoch waren ihre bärtigen Gesichter so rot wie Rhodea Feuerhaars berühmte Zöpfe.

Plötzlich erfüllte ein gräßlicher Gestank den Raum, der so stark war wie der tausend fauler Eier. Rhodea Feuerhaar wirbelte herum, die Hand vor den Mund gepreßt, und sah sich nach der Ursache um.

Der Drache war auf seinem Posten, seine Augen waren nach wie vor durch Magie glasig und gehorsam, und er stieß in regelmäßigen Abständen seinen Odem aus. Doch seine Schuppen waren nicht mehr leuchtend rot, wie es für ein kurz vor der Reife stehendes Jungtier üblich war, sondern kräftig grün. Der Odem war kein Feuer mehr, sondern eine bedrohliche gelbe Wolke.

Rhodea Feuerhaar sah ihn erstaunt an und atmete die faulige Luft ein, die sofort einen Hustenanfall auslöste. Die Zwerge auf dem Gerüst wurden noch schwerer getroffen und wankten umher wie betrunken. Einer von ihnen verlor den

Halt und fiel mit einem gellenden Schrei in das geschmolzene Erz.

Flüssiges Metall spritzte auf den Drachen und riß das Tier vor Schmerz aus den Schutzzaubern. Es begann zu brüllen und sich zu winden, mit dem kräftigen Schwanz riß es die Streben um, die den Kessel hielten.

Das riesige Behältnis begann zu kippen, und ein todbringender Strom aus flüssigem Silber floß langsam auf den Holzboden. Die hölzernen Gerüste standen sofort in Flammen, und Feuer fraß sich an den Wandteppichen weiter, die die steinernen Mauern zierten. Es dauerte nicht einmal einen Herzschlag, da war aus dem Versprechen des Reichtums eine Todesdrohung geworden.

Rhodea griff nach ihrem Senatorenring, der sie sofort an den Hof Zalathorms zurück und damit in Sicherheit bringen würde. Hektisch sah sie sich nach ihrer Tochter um.

Thalia stand zu nahe an der silbernen Lava, Rhodea würde sie nie rechtzeitig erreichen können.

Die Magierin zog den Ring ab und ließ all ihre Kraft in den Schlachtruf ihrer Familie einfließen. Thalia fuhr herum und griff instinktiv nach dem Ring, den ihre Mutter ihr zuwarf.

Rhodea sah, wie sich die Gestalt Thalias auflöste, dann richtete sie den Blick auf die weiße Hitzewand, die der mörderischen Welle voranging. Ein Krieger starb mit der Waffe in der Hand. Rhodea Feuerhaar zog ihr Schwert und trat dem Licht entgegen.

*

*

*

Die Nachricht von der Zerstörung der Münze verbreitete sich in Windeseile – fast so schnell wie das geschmolzene Erz und das anschließende Feuer.

Procopio las den Bericht noch einmal und murmelte etwas von unfähigen Narren. Doch eigentlich verstand er nicht, wie es dazu hatte kommen können.

Viele Magier in Halruaa waren gegen den Einsatz von Drachen beim Schmelzprozeß. Die Kreaturen waren so zahm, wie es Drachen sein konnten, die man mit der Hand aufgezogen und mit kraftvollen Schutzzaubern versehen hatte.

»Ein Gast, Meister Procopio.«

Der Magier sah ungehalten auf. »Ich bin beschäftigt«, sagte er seinem Verwalter.

»Er erzählt eine sehr interessante Geschichte«, fuhr der Mann fort. »Er behauptet, er sei aus dem Reich der Finsteren Feen zurückgekehrt.«

Procopio Septus' Kinnlade sackte herab. Er hatte von Dhamaris Verschwinden gehört und wußte, daß die Schutzzeichen am Turm des Magiers verletzt worden waren. Die Miliz hatte alles durchsucht, aber niemanden gefunden, doch es war klar, daß jemand eingebrochen war und etwas gestohlen hatte. Die magischen Schutzzeichen waren nicht näher untersucht worden, so daß über die Identität des Diebes noch nichts gesagt werden konnte. Procopio hatte wichtigeres zu tun. Doch bislang hatte er auch nicht in Erwägung gezogen, Dhamari selbst könne der »Dieb« sein.

Er verbarg seine Überraschung. »Laß ihn ein. Ich kann ein wenig Ablenkung gebrauchen.«

Der Verwalter führte den Gast herein. Es war ein kleiner,

schmächtiger Mann. Procopio Septus kannte ihn nur vom Sehen und hatte ihn immer für eine unbedeutende Person gehalten, die es unter normalen Umständen nicht wert war, daß er Zeit und Gedanken auf sie verwendete.

Procopio begrüßte ihn so höflich, wie es das Protokoll verlangte. Selbst von einem großen Magier wurde erwartet, daß er Geringeren Respekt entgegenbrachte, und Procopio war klug genug, jedem Mann mit Höflichkeit zu begegnen. Auch ein mittelmäßiger Magier konnte sich hinter ihn stellen, und in dieser entscheidenden Phase konnte Procopio Septus jeden gebrauchen, der zu ihm stand.

Er lächelte dem Mann mit einer Höflichkeit zu, die er im Inneren nicht empfand. »Wie ich höre, habt Ihr eine interessante Geschichte zu erzählen.«

»Ja«, erwiderte Dhamari. »Euer Verwalter schien sie äußerst amüsant zu finden. Ich erwarte nicht, daß Euer Glaube weiter reicht als seiner. Doch sei es, wie es sei. Ich bin nicht gekommen, um über solche Dinge zu diskutieren. Ich kann Euch vom Tod Rhodea Feuerhaars erzählen, der selbsternannten Kämpin unseres *momentanen* Königs.«

Auch wenn der kleine Magier alles andere als subtil war, ignorierte Procopio Septus die an Verrat grenzende Bemerkung. Er legte die Fingerspitzen aneinander und betrachtete über sie hinweg seinen Gast. »Ich hörte von dem Feuer.«

»Wollt Ihr wissen, was wirklich geschehen ist?«

»Ja.«

»Die, die die Ruine untersucht haben, sahen nur die verkohlten Knochen eines jungen Drachen«, begann Dhamari ohne Vorrede. »Es kam ihnen nicht in den Sinn, sich darum

zu kümmern, welche Farbe er hatte.«

»Ich weiß nicht, worauf Ihr hinauswollt.«

»Der Drache wurde von rot in grün verwandelt. Diese Einzelheit wird sich in keinem Bericht finden, den Ihr zu lesen bekommt.«

Procopio Septus lehnte sich zurück und begann zu ahnen, wohin dies führen würde. Zum ersten Mal war er wirklich an den Worten Dhamaris interessiert.

»Das Roherz kam aus einem Gebiet mit großen Mineralvorkommen. Als der Drache mitten im Ausatmen von rot zu grün verändert wurde, verwandelte sich sein Feuerodem in Gas. Dieses mischte sich mit den Gasen, die aus dem Kessel aufstiegen, und ließ eine giftige und höchst explosive Mischung entstehen.

Ich kann mir vorstellen, daß die Zwerge, die über dem Kessel gearbeitet haben, wie Steine herabgestürzt sind.«

»Ihr habt eine unerfreuliche Phantasie«, murmelte Procopio Septus. »Ich kann mir die Szenerie vorstellen. Der Kessel kippte, die Hitze des geschmolzenen Erzes setzte alles in Brand. Das Gas setzte die Arbeiter außer Gefecht, die nicht mehr auf ihre Zauberei zugreifen und fliehen konnten. Ein gehässiger, aber wirkungsvoller Plan, der aber einen großen, nicht zu übersehenden Fehler in sich birgt. Angenommen, Ihr habt recht, dann müßte die Magie, die aus einem roten einen grünen Drachen macht, von einem Nekromanten mit immenser Macht kommen. Wer sollte das sein?«

Dhamari spreizte bescheiden die Hände. »Wie Ihr vielleicht wißt, besitzt die Familie Exchelsor den größten Teil

der Minen von Halruaa. Da ich das Erz geliefert habe, war es eine Leichtigkeit, einen magischen Gegenstand in das Münzwerk zu schmuggeln.«

Procopio Septus begann vor Unglauben schallend zu lachen. »Ihr wart für den Zauber verantwortlich?«

»Wenn Ihr mir nicht glaubt, wollt Ihr dann der einzigen Überlebenden zuhören? Wie alle Mitglied des Senats besitzt Rhodea Feuerhaar einen Ring, der sie an Zalathorns Hof zurückbringt, wenn es erforderlich ist. Ihre letzte Heldentat bestand darin, ihn ihrer Tochter zuzuwerfen. Sie konnte nicht ahnen, daß ein ganz ähnlicher magischer Gegenstand vorbereitet worden war, um jeden abzufangen, der einen Fluchtversuch unternahm. Wollen wir uns anhören, was das rothaarige Weib zu der Sache zu sagen hat?«

»Unbedingt!«

Dhamari Exchelsor zog eine kleine rote Kugel aus den Falten seines Gewands und warf sie zu Boden. Der Kristall zersplitterte, und eine aufgewühlte junge Frau kam aus dem Nichts in den Raum gestürzt.

Sie sah sich in Panik um und beruhigte sich, als sie den Oberbürgermeister erkannte.

»Meister Procopio! Mystra sei Dank! Die Münze brennt! Ihr müßt sofort Hilfe holen!«

Procopio Septus erhob sich und führte die junge Frau zu einem Stuhl. »Dafür ist bereits gesorgt, mein Kind. Bitte, sagt mir, was geschah.«

Er hörte zu, wie Thalia Feuerhaar ihre Geschichte erzählte, die in praktisch allen Einzelheiten zu dem paßte, was Dhamari berichtet hatte. Der kleine Magier stellte sich hin-

ter Thalia und strich ihr besänftigend über die Schultern, während sie hastig und stockend erzählte.

Als sie verstummte, sah Dhamari Exchelsor Procopio an.
»Habt Ihr genug gehört?«

Procopio nickte. Dhamari zog ein Messer und jagte es zwischen Thalias Schulterblätter, dann riß er es heftig zurück und gab der sterbenden jungen Frau einen Stoß, der sie zu Boden sinken ließ.

»Eine mutige Tat«, sagte Procopio Septus kühl.

Dhamari zuckte die Achseln. »Sie war eine Kriegerin, ich nicht. Ich habe gelernt, mit meinen Mängeln zu leben. Aber laßt keine Zweifel bestehen. Prüft mich und seht selbst.«

Der Magier setzte sich auf den Stuhl, den der Tod soeben geräumt hatte, und setzte sich Procopio Septus' Erkenntniszaubern aus. Augenblicke vergingen, in denen sein Gegenüber einen Zauber nach dem anderen wirkte, da er von seiner eigenen gewaltigen Magie selbst nicht so recht überzeugt war. Schließlich konnte er nicht mehr leugnen, daß der kleine Magier recht hatte.

»Ihr habt es getan«, sagte Procopio Septus verwundert.
»Aber wie?«

»Ich habe einen fertigen Zauber erworben. Es war nur ein einfaches Kommandowort erforderlich.« Dhamari Exchelsor betrachtete beiläufig seine Fingernägel, ob sie auch makellos waren. »Wußtet Ihr, daß Kiva ihre Magie von Akhlaur gelernt hat, dem größten Nekromanten aller Zeiten?«

Die Bedeutung dieser Worte traf Procopio Septus wie ein Dolchstoß. »Kiva gab Euch diesen Zauber? Sie lebt?«

Dhamari lachte leise. »Ich scheine etwas besser informiert

zu sein als der Erkenntniszauberer, der als einziger die mulhorandische Invasion gesehen hat. Man könnte sogar sagen, ich sei sehr viel besser informiert.«

Er übergab Procopio Septus eine Kopie der magischen Botschaft, die Kiva ihm geschickt hatte. Es war ein belastendes Dokument, das in allen Einzelheiten schilderte, was Procopio vor kurzem mit der verräterischen Elfe zu tun gehabt hatte.

Procopio überflog das Pergament und ließ es auf den Tisch fallen. »Was wollt Ihr, Dhamari?«

»Einen Austausch, weiter nichts«, erwiderte dieser. »Ich bewundere Eure Verschlagenheit, und ich habe nicht vor, mich Eurem Streben nach Macht in den Weg zu stellen, indem ich diese unerfreuliche Information einsetze. Genaugenommen habe ich sogar Informationen, die ich Euch geben will.«

»Zu welchem Preis?«

»Ihr sollt nichts bezahlen«, antwortete Dhamari verschlagen. »Ihr wollt den König entthronen. Das will Kiva auch – und ich.«

»So? Was ist das für eine Information, die nichts kostet?«

»Die Königin, Beatrix, ist etwas mehr als nur eine verrückte Magierin und Verräterin an Halruaa, auch wenn man meinen sollte, daß das bereits genügt. Sie ist des Mordes angeklagt, sie ist eine Ehebrecherin, die einen Magierbastard geboren hat, und sie ist meine frühere Frau.«

Procopio Septus stand so abrupt auf, daß er seinen Stuhl umwarf. »Beatrix ist Keturah?«

»Ja, und es ist anzunehmen, daß der König wissentlich ei-

ne flüchtige Kriminelle zur Frau nahm. Wenn er nicht wußte, wer oder was Beatrix zuvor war, dann ist er ein Narr, der kein Recht hat, König zu sein.«

Der Erkenntniszauberer ging auf und ab, während er neue Pläne schmiedete. Dhamari Exchelsor lächelte. »Ich sehe, die Information gefällt Euch. Unsere erste Aufgabe ist es jedoch uns mit einem gemeinsamen Feind zu befassen – Basel Indoulur, einem Mann, der uns beide ruinieren könnte.«

Procopio blieb stehen und betrachtete seinen Gast mit neuem Respekt. »Ihr habt einen Plan, Dhamari?«

Dhamari spreizte wieder bescheiden die Hände. »Ich hatte gehofft, Ihr hättet einen Plan.«

»Basel hat wenige Gegner. Der einzige, den ich kenne, ist Uriah Belajoon.«

»Hat er Grund zu starker Trauer?«

»Ich an seiner Stelle würde das nicht denken, doch die Frau des Trauernden war deutlich anmutiger als meine«, sagte Procopio Septus sarkastisch. »Es scheint, als hätte Meister Basel die hübsche junge Braut des alten Belajoon getötet.«

Dhamari grinste. »Habt Ihr dafür einen Beweis?«

»Noch nicht.«

»Der ist vielleicht auch nicht nötig«, überlegte der kleine Magier. »Es wäre möglicherweise ohnehin besser, den Rat gar nicht mit dieser Angelegenheit zu befassen. Uriah Belajoon ist ein Befürworter des Königs. Bringt ihn dazu, selbst Rache zu üben, damit er sich vor dem halruaanischen Gesetz verantworten muß, und schon hat Zalathorm zwei Anhänger

weniger.« Dhamari betrachtete die Tote. »Ich werde das mit anderen Angriffen unterstützen, die so erfolgreich sein werden wie dieser.«

»Und Euer Lohn?«

»Für den Augenblick will ich meine Rückkehr geheimhalten. Ich trage Magie die meine Absichten verdeckt, aber ich bitte Euch um zusätzliche Zauber, die mein Aussehen tarnen – und um einen Ort, an dem ich unbemerkt bleiben kann. Wenn die Zeit kommt, werde ich hervorkommen und den neuen König Halruaas unterstützen.«

»Einverstanden.«

Procopio reichte dem überraschend gut informierten Mann die Hand und besiegelte eine Abmachung mit dem Blut anderer Magier.

DREIZEHNTE KAPITEL

Noch immer wirbelte Staub über die Lichtung, und von fernen Gipfeln drang das Echo eines tödlichen Kampfs an die Ohren der Jordaini. Matteo und seine Freunde widmeten sich den Aufgaben, die nach der Schlacht auf sie zukamen – die Versorgung der Verwundeten, das Einsammeln von Waffen, die Ehrung der Toten.

Andris legte Iagos Leichnam zusammen, so gut es ging, dann kniete er neben dem toten Mann nieder und schloß die Augen. Er intonierte eine Litanei der Taten und Leistungen des Jordain, wobei er wie ein Geist aussah, der gekommen war, um seinen Bruder in der nächsten Welt willkommen zu heißen.

Themo saß mit weißem Gesicht da, bewahrte aber stoische Ruhe, während Basel die klaffende Schulterwunde nähte. »Eine Schande, daß wir keinen Priester zur Hand haben«, murmelte Basel, während seine dicklichen, beringten Hände mit großem Geschick arbeiteten. »Es wird eine häßliche Narbe zurückbleiben, aber wenigstens können wir die Wunde schließen und mit einer Paste bestreichen, damit sie sich nicht entzündet.«

Der große Mann legte sein Gesicht in Falten, sagte aber nichts zu der Behandlung, die er erfuhr.

Andris erhob sich und ging zu Matteo. »Hier gibt es nicht genügend totes Holz für einen Scheiterhaufen, und der Bo-

den ist zu felsig, womit eine Beerdigung auch ausscheidet. Da es aber keinen Mangel an Steinen gibt, können wir ein Hügelgrab errichten, wie es die Zwerge für ihre Toten machen.«

Matteo hob die Schultern. »Iago erlebte seine schlimmsten Tage im Nath. Es erscheint mir falsch, daß er hier seine letzte Ruhestätte finden soll.«

»Unsere Pferde sind davongaloppiert«, sagte Andris geduldig. »Wahrscheinlich haben die Crinti sie genommen. Wie sollen wir Iagos Leichnam von hier fortbringen?«

»Mit einem Himmelsschiff«, warf Basel Indoulur ein. Er zog an dem Verband, den er Themo angelegt hatte, und richtete sich auf. »Ehe ich Halarahh verließ, schickte ich die *Avariel* voraus. Ich stelle euch das Schiff zur Verfügung.«

Matteos Miene hellte sich auf. »Das wird helfen. Neben allem, was ich zu tun habe, muß der König erfahren, daß Kiva lebt, der Laraken zurück ist und Akhlaur vielleicht nicht nur überlebt hat, sondern ebenfalls zurückgekommen sein könnte.«

»Wenn Zalathorm das nicht schon weiß, stecken wir in noch viel größeren Schwierigkeiten«, erwiderte Basel. »Ich verstehe, welche Pflichten du hast, doch die Formalitäten müssen warten. Es gibt wichtigeres.«

Matteo riß hoffnungsvoll die Augen auf. »Ihr habt einen Zauber gefunden, um Tzigone zu befreien?«

»Mystra sei Dank. Aber wie meist ist der Segen der Herrin nicht völlig frei von Nachteilen.«

Basel beschrieb Matteo den Zauber. »Ich ginge liebend gern selbst«, sagte er abschließend. »Doch mein Herz weist genügend dunkle Ecken auf, um mein Scheitern zu garantie-

ren. Ich kenne nur einen Mann, der im Finsteren Feenhof länger überdauern kann als Schnee in einem Badehaus in Halarahh.« Als Matteo nicht erkennen ließ, daß er verstanden hatte, fügte Basel an: »Ich kenne nur einen Mann, für den Tzigones Leben so wichtig ist wie für mich.«

Diesmal zögerte Matteo nicht. »Wenn ich der bin, der sie zurückbringen soll, dann werde ich es tun.«

Themo sprang auf und stieß einen Protestlaut aus. Die Anstrengung war für den Verwundeten zuviel; sein Gesicht wurde bleich, und er ging wieder zu Boden.

»Nicht«, sagte er, während er die Zähne zusammenbiß. »Du hast gesehen, was mit mir geschah, als ich gegen diese dreimal verdammten Elfen gekämpft habe. Wie wird das erst in ihrer Welt sein?«

»Vielleicht wird Tzigone es dir erzählen, sobald sie zurückgekehrt ist«, flüsterte Matteo.

»Aber ...«

Er warf Themo einen Blick zu, daß dem jedes Wort im Halse steckenblieb, dann wandte er sich wieder Basel zu. »Was ist mit meiner Jordaini-Resistenz gegen Magie?«

»Es gibt Ausnahmen von der Regel«, erklärte Andris widerwillig. »Reisezauber scheinen eine davon zu sein. An Kivas Seite durchquerte ich Halruaa mit einem einzigen Schritt.«

»Kiva war eine Bluthündin«, erinnerte Basel Indoulur ihn. »Ihre Zauber könnten eine größere Wirkung auf dich haben als die eines Magiers. Sie ist aber nicht der einzige Bluthund in Halruaa, und die Azuth-Kirche verfügt über bestimmte Artefakte, mit denen man die Widerstandskraft

eines Jordain bis zu einem gewissen Maß umgehen kann.«

»Noch ein Bluthund«, grollte Themo. »*Bis zu einem gewissen Maß.* Der Plan nimmt ja nette Formen an.«

Der Magier hob die Schultern und seufzte. »Ich werde dieses Bild nicht in fälschlich fröhlichen Farben zeichnen. Die Risiken sind gewaltig.«

»Aber nicht so hoch wie völlige Untätigkeit. Ist der Zauber bereit?« Über Matteos Gesicht huschte ein Ausdruck des Entsetzens, als ihm eine andere Möglichkeit einfiel. »Oder wurde er vom Laraken absorbiert?«

Basel legte ihm beruhigend eine Hand auf die Schulter und deutete auf einen nahegelegenen Gipfel. »Als mir klar wurde, mit welcher Art Monster ihr konfrontiert wart, ließ ich meine magischen Objekte dort auf dem Felsvorsprung zurück. Nein, der Zauber ist noch nicht komplett. Wir müssen über eine der erforderlichen Zauberkomponenten reden.«

Der Magier zögerte, bis Matteo auffordernd nickte.

»Du brauchst eine Haarlocke von einem Ahnen, einem Magier von beträchtlicher Macht.«

Matteos Blick wanderte über Basels zahlreiche schwarze Zöpfe. Ein schwaches, wehmütiges Lächeln umspielte seine Mundwinkel. »Ihr seid gekommen, um mir diese benötigte Komponente zu geben.«

Basel hob die Brauen. »Ich wünschte, es wäre so leicht. Die Herkunft eines Jordain ist nicht gerade Allgemeinwissen.«

»Über meine Herkunft wird nicht unbefangen gesprochen werden«, sagte Matteo, der seine Ungeduld kaum zügeln

konnte. »Wenn Ihr wollt, werde ich schwören, niemandem davon zu erzählen, daß Ihr mein Vater seid. Doch laßt uns um Mystras Willen fortfahren.«

Auf Basel Indoulurs verblüfften Gesichtsausdruck war er nicht vorbereitet gewesen. Im gleichen Moment erkannte Matteo, daß er sich irrte.

»Ich sehe, daß ich etwas falsches gesagt habe«, flüsterte der Jordain. »Was Tzigone am meisten am Herzen lag, war die Suche nach ihrer Familie. Sie fand meine Mutter, daher nahm ich an, sie sei Eure Schülerin geworden, weil Ihr entweder ihr oder mein Vater wart. Es ist bekannt, daß Eure Frau und Euer Kind bei der Geburt starben. Das wird oft erzählt, wenn ein Jordain geboren wird. Ich dachte ... um ehrlich zu sein, hatte ich sogar gehofft ...« Er ließ den Satz unvollendet.

Der Beschwörer sammelte sich. »Meine Frau brachte tatsächlich ein Jordain-Kind zur Welt, doch es war ein totgeboresnes Mädchen.«

»Seid Ihr da sicher?«

Basel Indoulurs Blick blieb fest, nahm aber einen leeren Ausdruck an. »Vollkommen. Ich weigerte mich, den Raum zu verlassen, als die Grünmaga das Kind zur Welt brachte. Ich hielt meine Tochter in den Armen. Mit eigenen Händen zündete ich den Scheiterhaufen an. Ich bin nicht dein Vater. Glaub mir, ich würde es sagen, wenn es so wäre.«

»Ich wäre stolz darauf«, erwiderte der Jordain leise. »Doch sprechen wir von der Welt, wie sie ist, nicht wie wir sie uns wünschen. Ich habe erfahren, daß die Suche nach der Mutter eines Jordain nicht nur vergeblich ist, sondern auch gefährlich. Wir müssen uns auf meinen Vater konzentrieren.

fährlich. Wir müssen uns auf meinen Vater konzentrieren. Tzigone sagte, er sei einer der Meister am Jordaini-Kolleg gewesen.«

»Wie hat sie das herausgefunden?« wollte Themo erstaunt und fasziniert zugleich wissen. Es war nichts, worüber Jordaini sprachen oder nachdachten. Solches Wissen galt als un-auffindbar.

»Sie konnte Einsicht nehmen in die Geburtsaufzeichnungen, die in Beatrix' Palast aufbewahrt werden.«

»Da haben wir es. Du bist der Ratgeber des Königs.«

Matteo schüttelte den Kopf. »Ich habe nicht Tzigones Geschick im Umgehen von Schlössern und Schutzzeichen, und die legale Wege zu derartigem Wissen sind lang und widrig.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Basel Indoulur. »Während meiner Jahre als Jordaini-Meister habe ich von einem geheimen Buch erfahren, in dem die Jordaini-Abstammung aufgeführt ist.«

»Ich habe es gesehen«, warf Andris tonlos ein.

Matteo wurde aufmerksam. »Hast du gesehen, wer meine Vorfahren sind?«

Andris zögerte. »Meine sind schlimm genug. Nur die Götter wissen, aus welchem Sumpf du entsprungen bist.« Er unterstrich den halbherzigen Scherz mit einem passenden Lächeln.

»Du weichst aus, statt zu antworten«, stellte Matteo fest.

»Aus gutem Grund«, gab Andris zurück. »Wahrheiten dieser Art stellen einen finsternen Spiegel dar. Ich habe gelernt, daß dann, wenn die Familie betroffen ist, jeder Mann

sich seinem eigenen Spiegelbild stellen muß.«

In diesem Moment teilte sich die Wolkendecke, der felsige Grund wurde in Farbe getaucht. Matteo sah auf. Ein gewaltiges Himmelsschiff glitt durch die Wolken. Scheinbar wurde es von den geflügelten Elfen angetrieben, die auf Schiff und Segel gemalt waren. Die bunten Seidensegel filterten den Sonnenschein.

Basels Mannschaft brachte das Schiff bedenklich nah an die Lichtung heran. Eine Strickleiter wurde herabgelassen, an der der Magier erstaunlich leichtfüßig nach oben kletterte. Augenblicke später wurde eine behelfsmäßige Schlinge herabgelassen, um den verwundeten Themo an Bord zu hieven. Matteo und Andris sorgten dafür, daß Iagos Leiche auf das Schiff gelangte, dann kletterten sie ebenfalls nach oben.

Sie standen zusammen an der Reling, während der Nathrasch hinter ihnen zurückblieb.

»Es ist angemessen, Iagos Asche über Jordaini-Land zu verstreuen«, merkte Matteo an, als das Himmelsschiff Kurs auf den Südwesten Halruaas nahm. »Wenigstens in einem Punkt endet die Reise so, wie sie sollte.«

»Ich behalte mir ein Urteil vor, bis wir wissen, was noch schiefgegangen ist«, murmelte Andris und nickte Basel zu. Der Magier kam zu ihnen, während er mit einer Hand den großen Seevogel ruhig hielt, der auf seiner Schulter saß. Basels Gesicht war finster, in seinen Augen brannten Zorn und vielleicht auch nicht vergossene Tränen.

»Ihr solltet das hören«, sagte er abrupt.

Der Magier riß dem Vogel eine Feder aus und blies sie von

seiner Handfläche. Sofort verwandelte sich die Feder in milchigen Dunst. Basel sprach eine arkane Formel in Loross – der antiken Sprache Netherils und Halruaas –, dann nahm der Nebel die Gestalt eines stämmigen jungen Magiers an, eines kräftig aussehenden jungen Mannes mit der Art Muskeln, wie man sie von stundenlanger harter Arbeit bekam.

Die Erscheinung verbeugte sich. »Verzeiht die Störung, Meister Basel, doch ich habe ernste Neuigkeiten.«

»Dies ist Mason, einer meiner Schüler«, sagte Basel.

»Ich schicke Euch diesen Boten von Eurem Turm in der Stadt des Königs, da ich mich nicht unmittelbar an Euch wenden kann. Die Diener haben die Miliz gerufen, und ich wurde aus dem Schlaf gerissen, weil die Bluthunde mich befragen wollten.« Er zögerte einen Moment, dann schluckte er. »Das Messer, mit dem Farrah getötet wurde, fand sich in meinem Zimmer, zusammen mit einer Phiole eines Tranks des Vergessens, der jede Erinnerung an diesen Abend gelöscht hat.«

Wieder stockte Mason. »Ich habe mich dessen nicht schuldig gemacht, Meister Basel, das schwöre ich! Keine Magie in ganz Halruaa könnte mich zu so etwas veranlassen. Doch die Bluthunde behaupten, Farrah sei im Wissen gestorben, daß sie durch meine Hand getötet wurde.«

Das geisterhafte Bild stockte, Mason strich sich erschöpft mit einer Hand übers Gesicht. »Kehrt bitte nicht meinerwegen zurück«, sagte er in sanfterem Tonfall. »Farrah lebt nicht mehr, und nur mit Blick auf Eure Position ist es mir gestattet, unter Hausarrest in Eurem Turm zu bleiben, bis Ihr Euch der Sache angenommen habt. Tzigone erfordert Eure

ganze Aufmerksamkeit. Alles andere kann warten.«

Er drückte die Schultern durch. »Ich nehme an, Ihr wollt Meister Noor persönlich diese Nachricht überbringen. Ich sollte Euch warnen, daß er wohl nicht an meine Unschuld glauben wird. Farrah und ich hatten von Ehe gesprochen. Ich kann keine Magiervorfahren aufbieten, und Farrahs Familie betrachtete meine Liebe als Beleidigung ihrer Tochter und der ganzen Verwandtschaft. Sie halten mich für einen Bauerntölpel. Mich zu verteidigen würde sie nur noch mehr verärgern. Laßt sie sagen, was sie wollen. Sie können mir nichts tun.«

Mason verstummte, und dann verschwand sein Abbild wie eine zerplatzende Seifenblase. Der Seevogel machte einen Satz von Basels Schulter und flog in Richtung Süden davon.

Basel sah dem Boten nach, bis der zwischen den Wolken verschwunden war. »Ich reise mit euch, bis wir das Noor-Anwesen erreichen«, sagte er, ohne die Jordaini anzusehen. »Ihre Tochter wurde in meiner Obhut ermordet.« Er wollte mehr sagen, schüttelte dann aber nur den Kopf und ging.

»Tzigone war die Mitschülerin der beiden«, meinte Andris. »Sie scheint im Mittelpunkt eines jeden Gewirrs zu stecken, auf das wir stoßen.«

»Das ist mir auch aufgefallen«, entgegnete Matteo. »Zu Tzigones Verteidigung muß ich aber sagen, daß sie nicht *sämtliches* Chaos verursacht, von dem sie umgeben ist. Seit dem Tag, da wir uns begegneten, war Kiva nie fern. Es würde mich sehr wundern, wenn es bei diesem Mord eine Ausnahme gäbe.«

Andris sah abrupt auf die Landschaft unter ihnen. Matteo erkannte, daß sein Freund Ruhe und Privatsphäre brauchte, und verstummte.

Der zerklüftete Nath war nur noch eine böse Erinnerung, und die Felder und Wälder, die nun unter ihnen vorbeizogen, waren üppig und von sattem Grün. Matteo stützte sich auf die Reling und betrachtete sein Halruaa mit einem Blick, wie ein kleines Kind seine Mutter oder ein Mann seine Geliebte ansah.

Das Noor-Anwesen grenzte an Akhlaurs Sumpf. Eine dünne Wolke lag über dem Blätterdach wie ein filigranes Silbernetz auf dem Haar einer wilden Elfe – oder wie ein Spinnennetz, bereit, jeden festzuhalten, der zu nahe kam. Beide Vergleiche ließen Kivas hübsches und zugleich bösariges Elfengesicht vor Matteos geistigem Auge entstehen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, und er stieß sich von der Reling ab. Er war nicht unglücklich, als Basel von Bord ging und das Schiff den Sumpf und die Erinnerungen hinter sich ließ.

Am späten Nachmittag kam das Jordaini-Kolleg in Sicht. Weit dahinter war ein Streifen der blau-silbernen See zu erkennen. Das Himmelsschiff landete auf einem See an der Nordgrenze des Anwesens. Während sich Andris darum kümmerte, daß Iagos Beerdigung vorbereitet wurde und sich die Heiler um Themo bemühten, eilte Matteo in die Ställe und wählte ein Pferd aus, mit dem er zum Kolleg reiten konnte.

Er ritt ein scharfes Tempo, da der Sonnenuntergang nicht mehr fern war. Um diese Tageszeit herrschte auf den Feldern

reges Treiben, da die Ernte eingebracht wurde, man sich um die Obstbäume kümmerte, aus den Bienenstöcken süße Beute holte und sich des Viehs annahm.

Auf den Feldern arbeiteten halruaanische Bauern, die damit ihren Lebensunterhalt verdienten und das Jordaini-Kolleg versorgten. Als Matteo vorüberritt, ließen Kinder die Hacken fallen, um ihm fröhlich nachzuwinken. Es war deutlich, daß sie sich über diese kleine Ablenkung freuten.

Ihn störte nicht, daß ein Kind mit seinen Eltern zusammen arbeitete, immerhin war es ihm in seiner Jugend nicht anders ergangen. Von Sonnenaufgang bis weit nach Anbruch der Dunkelheit wechselten sich anstrengender Unterricht und stundenlanges Auswendiglernen mit rigoroser körperlicher Ertüchtigung ab. Es hatte kaum einen Moment gegeben, in dem er weder ein Buch noch eine Waffe in der Hand gehalten hatte.

Doch erinnerte er sich auch an Zeit zum Spielen. Ein Lächeln machte sich auf Matteos Miene breit, während er durch eine Kurve auf dem Feldweg ritt und der Fluß in Sicht kam. Jedes Jahr brachte der schmelzende Schnee aus den höchsten Berge einen weiße Flutwelle mit. Mit jeder Frühjahrsflut wurde die Schlucht ein Stück breiter. Hier ragte ein alter Baum weit ins Wasser hinein. Ein paar Jungs, nackt wie neugeborene Mäuse, hatten ein Seil an einem Ast festgemacht und schaukelten abwechselnd über der Schlucht, ehe sie sich ins Wasser fallen ließen. Ihr fröhliches Gelächter und ihre amüsierten Beschimpfungen erfüllten die Luft. Es war eine vertraute Szene, die auch oft bei den jungen Jordaini weiter flußabwärts zu beobachten war.

Doch diese Jungs konnten davon ausgehen, daß sie ein Handwerk erlernen, die Tochter eines Nachbarn heiraten, ein Haus bauen, das sie ihr Eigentum nennen konnten, und Kinder in die Welt setzen würden, die wußten, wer ihre Eltern waren. Für die Jordaini gab es keine Familie. Dafür sorgte ein abschließendes geheimes Ritual, die sogenannte »Läuterung«, der sie sich unterziehen mußten, ehe sie in die weite Welt aufbrachen. Dank Kiva hatte ein anderer Matteos Platz bei diesem Ritual eingenommen. Durch die Erfahrungen mit menschlichen Männern hatte die Elfe geglaubt, Matteo würde sich und seinen Orden entehren, wenn sich die passende Gelegenheit ergab.

Während Matteo über das Jordaini-Land ritt, sah er in die Gesichter der jungen Männer, die ihm begegneten, auch wenn er eigentlich nicht erwartete, den Mann zu entdecken, der seinen Platz eingenommen hatte. Nach einiger Zeit begann er darüber nachzudenken, wie groß die Chancen dafür sein mochten. Daher war er um so überraschter, als sein Blick auf einen Mann fiel, dessen Haar den gleichen dunklen Kastanienton wie seines hatte, der in den Südländern nur selten anzutreffen war.

Er brachte sein Pferd zum Stehen, um sich den Mann genauer anzusehen, der am Wegesrand stand und finster auf etwas im hohen Gras blickte. Ein flacher hölzerner Karren stand schief auf einem gebrochenen Rad. Zwei gescheckte Zugpferde nutzten die kleine Katastrophe, um sich an den Blumen seitlich des Weges zu laben.

Der junge Mann war groß und kräftig gebaut, und sein ganzes Erscheinungsbild erinnerte an das Matteos. Bei ge-

nauem Hinsehen waren seine Züge zwar völlig anders, doch das ungewöhnlich starke rote Leuchten in seinen Haaren lenkte den Blick auf sich und sorgte für eine überzeugende Illusion.

Matteo begrüßte ihn. »Kann ich dir helfen?«

»Ich wüßte nicht, wie. Das Rad ist an dem Schlagloch zersplittert, und der dreimal verdammte Mühlstein ist vom Wagen gerutscht«, murrte der Bauer. Er blickte auf und ging sofort in eine tiefe Verbeugung über, die den angemessenen Respekt vor Magiern und ihren Jordaini-Ratgebern bezeugte.

Matteo ließ den Mann in seinen gestammelten Entschuldigungen innehalten und fragte nach seinem Namen. Der reagierte zwar zurückhaltend, da er nicht so in den Mittelpunkt gerückt werden wollte, dennoch antwortete er ohne Zögern.

»Benn«, erwiderte er. »Aus Falaria.«

»Für jedes Problem gibt es eine Lösung, Benn, und dein Problem ist harmloser als die meisten anderen. Wie ich sehe, führst du ein zusätzliches Rad mit«, sagte Matteo, während er abstieg.

»Welcher Narr täte das nicht? Das Rad ist das kleinste Übel. Mein Problem ist, daß ich den Mühlstein nicht auf den Wagen zurückbekomme.«

Er wirkte erstaunt, als Matteo seine Tunika auszog und begann, das schwere Holzrad vom Wagen zu ziehen. Dennoch begab er sich ohne Fragen zusammen mit dem Jordain an die Arbeit. Nach kurzer Zeit hatten sie das Rad gewechselt und widmeten sich dem Mühlstein.

»Zu schwer für zwei Männer«, beobachtete Benn.

Matteos Blick fiel auf ein Paar langer, stabiler Eichenstangen, die an der Seite des Wagens hingen. »Nicht unbedingt. Ein halruaanischer Weiser sagte einmal, er könnte die ganze Welt aus den Angeln heben, vorausgesetzt, er hätte einen Hebel, der lang genug ist.«

»Leichter gesagt als getan«, bemerkte Benn. »Als erstes stellt sich die Frage, wo er sich hinstellen würde.«

Matteo lachte und klopfte ihm auf die Schulter. »Ein gutes Argument. Mal sehen, was wir machen können, wo wir nicht auf dem Mond stehen und Yggdrasil, den Weltenbaum der Nordmannen, als Hebel nutzen können.«

Gemeinsam rollten sie einen Findling heran, der als Hebelpunkt geeignet erschien. Benn dirigierte die Pferde so, daß sie den Wagen in die richtige Position brachten. Er führte sie ein wenig mehr nach hinten, während Matteo die Stange benutzte, um den Mühlstein anzuheben. Schließlich gelang es ihm, eine Kante des Steins auf den Wagen zu bringen, dann veränderte er den Hebelpunkt, um das gegenüberliegende Ende anzuheben.

Als die Aufgabe erledigt war, gab Benn Matteo eine Ziegenhaut mit Wein. Matteo nahm einen Anstandsschluck und bemerkte, daß Benn ihn aufmerksam ansah.

»Ich will Euch nicht beleidigen, Herr, aber man könnte uns fast für Brüder halten.«

Matteo blieb einen Moment stumm, da er nicht wußte, wohin es führen mochte, wenn er auf diese Bemerkung einging. »Im richtigen Licht und unter bestimmten Umständen könnte man uns sogar verwechseln.«

Der Bauer nickte. »Ich habe mich oft gefragt, wessen Platz ich eingenommen habe.«

Sein Tonfall war sachlich, ohne Zorn. Matteo unterbrach ihn: »Sprich nicht weiter.«

»Wem könnte es schaden? Ihr kennt die Geschichte so gut wie ich.« Er hielt Matteos Blick stand. »Nein, ich sehe, daß das nicht stimmt. Ihr habt mehr Fragen als der fünfjährige Sohn meiner Schwester.«

»Man könnte dich mit einem Zauber belegt haben, um nicht darüber zu sprechen.«

»So sieht es nicht aus. Ich habe es Phoebe erzählt, als ich sie bat, mich zu heiraten, und nun stehe ich hier. Wenn es Euch beruhigt, kann ich Euch versichern, daß ich mich an kaum etwas erinnere, was vorgefallen ist. Anschließend kam der Wächter zu mir. Ich mußte ihm versprechen, der Rache abzuschwören, was wohl heißen sollte, daß ich keine schlafenden Drachen wecken soll. Er sagte auch, der Mann, dessen Platz ich einnahm, habe nichts mit alledem zu tun und werde jeden halbtot schlagen, der damit zu tun hatte.«

Matteo nickte. Nach einer Pause fragte er: »Wirst du hier gut behandelt?«

Der Bauer wies auf ein gemütlich aussehendes Haus, das am anderen Flußufer stand und über eine Steinbrücke erreichbar war. Gepflegte Felder umgaben sein Heim. Auf einem Hügel grasten ein paar Ziegen, einige Rothe-Kälber sprangen ausgelassen im Auslauf herum.

»Wäre ich nicht zum Jordaini-Kolleg gebracht worden, hätte ich meine Jahre auf den Feldern eines anderen Mannes verbracht. Seht, was ich hier habe. Die Jordaini sind zwar

Eigentümer dieses Landes, aber ich kann damit tun, was ich will.«

Benn zuckte die Achseln. »Von Zeit zu Zeit jammert Phoebe, sie hätte gerne Kinder, aber wir führen ein gutes Leben. Sie ist die Herrin in ihrem eigenen Haus. Sie macht Käse und verkauft ihn für einen guten Preis an die Jordaini, und sie ist gut im Weben. Ich habe ihr als Hochzeitsgeschenk einen Webstuhl gekauft«, sagte er voll Stolz. »Wie viele Männer können das von sich behaupten?«

Das Lächeln, mit dem Matteo antwortete, war ehrlich. »Wenige Männer erreichen ein solches Maß an Zufriedenheit. Dein Glück nimmt eine Last von mir. Es überrascht mich aber, daß der Wachmann so viele Münzen aufbringen konnte. Ein guter Webstuhl ist teuer.«

»Nicht der Wachmann hat mich bezahlt, sondern ein Meister.«

Matteos Herz machte einen Satz. »Würdest du ihn wiedererkennen, wenn du ihn sähest?«

Benn schnaubte. »Nichts leichter als das. Ein alter Mann, recht groß – etwa so groß wie Ihr oder ich. Er hatte einen Zinken wie ein Geier. Klingt das nach jemandem, den Ihr kennt?«

Matteo nickte nur. Antworten konnte er nicht, weil die Worte ihm die Kehle zugeschnürt hatten. Es gab nur einen Meister, auf den diese Beschreibung paßte – sein bevorzugter Meister, ein ältlicher Kampfmagier, und der Mann, von dem Matteo als letztes erwartet hätte, er sei in dieses düstere Kapitel am Jordaini-Kolleg verwickelt und habe mit Kiva gemeinsame Sache gemacht.

Schweren Herzens stieg Matteo wieder auf und trieb sein Pferd an. Während er sich den Toren des Jordaini-Kollegs näherte, mußte er an Andris' Worte denken.

Manche Wahrheiten stellen einen finsternen Spiegel dar.

Es würde eine schwierige Arbeit werden, im Gesicht dieses Mannes sein Spiegelbild zu suchen, wenn es denn dazu kam.

*

*

*

Tzigone sank auf einem großen Stein nieder, zu erschöpft, um weiterzugehen. Sie starrte in den Nebel – eine ständige, gänsehauterregende Präsenz, die nie zu weichen schien, ganz gleich, wie weit sie auch ging. Der Nebel hatte kein Ende, zumindest sah Tzigone keines.

Sie hatte die Grenzen ihrer Belastbarkeit erreicht. Am Morgen hatte sie ein neues Loch in ihren Gürtel geschnitten, damit ihre Hose nicht rutschte. Die Zeit verging hier seltsam, doch sie vermutete, daß seit der letzten Mahlzeit Tage vergangen sein mußten. Auch wenn sie ihr Wasser so streng rationiert hatte, wie ein geiziger Zwerg Gold verteilte, war der Wasserschlauch, den sie aus Halruaa mitgebracht hatte, inzwischen leer.

Da sie nichts anderes zu tun hatte, warf sie Kiesel in einen kleinen Teich und sah zu, wie sich auf der Wasseroberfläche die Kreise ausbreiteten. Der an ihr nagende Durst wollte, daß sie sich in dieses Wasser warf, um zu trinken, doch ihre Zeit als Geschichtenerzählerin hatte sie wachsam gemacht. Sie kannte viele Geschichten, in denen Sterbliche durch selt-

same magische Reiche wanderten und dort festsäßen, sobald sie etwas aßen oder tranken.

Tzigone sammelte ihre restlichen Kräfte und tauchte in die tiefe, tranceartige Konzentration ein, die ihren geborgten Erinnerungen vorausging. Mit jedem Tag wurde es leichter, in die Vergangenheit ihrer Mutter vorzudringen und in einer Vision, die lebhafter war als jeder Traum, zu Keturah zu werden.

*

*

*

Keturah bohrte ihre Finger zwischen die blau-schwarzen Rückenschuppen des Lindwurms und beugte sich tief über den sehnigen Hals der Kreatur. Der donnernde Schlag seiner Fledermausflügel erschütterte sie, und der dichte Wald unter ihr zog so rasch vorbei, daß er nur verwischt wahrzunehmen war.

Die junge Magierin klammerte sich verzweifelt an ihren Halt und an die Magie, die den Lindwurm gerufen hatte. Sie konnte den bösen Willen des drachenähnlichen Wesens fühlen, das auf Keturahs sanften Druck abwechselnd verwirrt und verärgert reagierte.

Sich zu unterwerfen fiel diesem Geschöpf schwer, eine Kooperation war völlig unmöglich. Mit jedem Flügelschlag stiegen sie weiter auf, und jedes kurze Gleiten kam einem Absacken gleich, bei dem sich ihr Magen umdrehte. Der Lindwurm dachte nicht daran, seine Flugart auf das zusätzliche Gewicht seines Passagiers einzustellen.

Die Kreatur stieß einen Schrei aus. Keturah sah er-

schrocken auf und sah den Schatten, der über sie hinwegglitt. Hoch über ihnen kreiste ein gewaltiger Greif mit weit gespreizten Flügeln am Himmel. Er glitt majestätisch durch die Luft, während er den Lindwurm und dessen Passagier beäugte.

Keturahs widerwilliges Flugtier beschrieb eine scharfe Kurve und begann, weiter aufzusteigen, als hätte es seine Reiterin und deren Magie völlig vergessen. Die Magierin setzte zu einem weiteren Zauber an, doch die rachsüchtigen Schreie der Kreatur und das Pfeifen des Windes blockierten ihre Bemühungen so wirkungsvoll wie der Gegenzauber eines Erzmagus.

Der lange, stachlige Schwanz des Lindwurms zuckte wie ein dunkler Blitz auf den Greif zu. Der wich im Flug zurück. Er schlug heftig mit den großen weißen Schwingen, seine klauenbewehrte Vorderbeine und die löwenartigen Hinterläufe strampelten in der Luft, während er versuchte, dem Angriff auszuweichen.

Ein Energieblitz zuckte aus der Richtung des Greifen heran und brannte sich in die Seite des Lindwurms. Mit einem Schmerzensschrei wich dieser aus. Keturah merkte erst jetzt, daß der Greif ebenfalls einen Reiter trug – einen schlanken jungen Mann, dessen Haut so gebräunt war wie die eines Mannes, der sein Leben lang in der Sonne und auf dem Meer verbracht hatte. Als sich ihre Blicke trafen, erkannte Keturah an seinem erstaunten Gesichtsausdruck, daß er sie auch erst jetzt bemerkt hatte.

Es war ein Blickkontakt, der nur einen Moment dauerte und von der unkontrollierten Flugbahn des verwundeten

Lindwurms beendet wurde. Der war nun völlig Keturahs Zugriff entkommen und flog einen Kreis, um wieder anzugreifen. Der Lindwurm tauchte steil ab, bis er direkt unter dem riesigen geflügelten Löwen war. Als er unter dem Greifen hindurchflog, dreht er sich und wirbelte seinen mit Giftstacheln besetzten Schwanz wie einen riesigen Flegel umher.

Im nächsten Moment war Keturah im freien Fall. Ein weiterer Ausbruch von Magie ging von dem Greifen aus, erfaßte sie und bremste ihren Sturz, bis sie sanft schwebte.

Sie war von Dankbarkeit und Erstaunen ergriffen. Der Greifenreiter hatte sie gerettet und war dabei selbst ein beträchtliches Risiko eingegangen. Lindwürmer betrachteten Greifen als natürliche Feinde, und Keturahs vormaliges Flugtier schien entschlossen, diesen Gegner vom Himmel zu fegen. Wenn der Reiter überleben wollte, tat er gut daran, sich selbst mit einem Zauber in Sicherheit zu bringen!

Während sie weiter nach unten sank, reckte Keturah den Hals, um den Kampf mitverfolgen zu können. Immer wieder attackierte der Lindwurm, indem er nach dem großen Löwenvogel schnappte und schlug. Wie befürchtet waren viele seiner Angriffe von Erfolg gekrönt. Offenbar wurde die Verteidigungskraft des jungen Magiers dadurch geschwächt, daß er ihren Federfall-Zauber aufrechterhielt.

Das Blätterdach rauschte Keturah entgegen. Sie schwebte langsam durch die kleinen oberen Zweige, bekam einen Ast zu fassen und begann, am Stamm nach unten zu klettern.

Indessen tobte über ihr der Sturm aus Federn und Schuppen, kam näher und wurde immer hektischer. Das Kreischen des Lindwurms mischte sich mit dem Gebrüll des Greifen.

Bäume raschelten und Äste brachen, als die gigantischen Kreaturen im Todeskampf ineinander verbissen der Erde entgegenstürzten.

Keturah drückte sich an den Baum, als die beiden an ihr vorbeischossen. Ihr Fall war eine lange, übelkeiterregende Abfolge dumpfer, klatschender Geräusche, denen eine noch entsetzlichere Stille folgte.

Halb kletterte, halb rutschte sie am Baum entlang nach unten. Die großen Kreaturen lagen so engumschlungen am Fuß des Baums, daß sich Keturah gut vorstellen konnte, wie sie ihren Kampf auch nach dem Tod fortführten.

Rasch verdrängte sie diesen Gedanken, als sie den Reiter des Greifen entdeckte. Er saß noch immer im Sattel, Blut lief aus einer Wunde in seinem Haar. Ein Bein war in einem unnatürlichen Winkel geknickt.

Sie löste schnell die Gurte, die den Mann hielten, und strich vorsichtig über seinen Nacken und Rücken, dann betasteten ihre Hände vorsichtig seinen Schädel. Außer seinem Bein schien er sich Mystra sei Dank nichts gebrochen zu haben, und so zog sie ihn behutsam von den Bestien fort.

Die ganze Nacht über kümmerte sie sich abwechselnd um den jungen Mann und sammelte genug Holz, damit das kreisförmig brennende Feuer nicht ausging. Das Feuer war riskant, da Dhamari Exchelsors Häscher dicht hinter ihr sein mußten, doch es war nur ein geringes Risiko im Vergleich zu dem, was der junge Mann ihretwegen gewagt hatte.

Keturah mußte keine seltsamen, gefährlichen Kreaturen herbeirufen, die in dieser Nacht ihre Verfolger abwehrten.

Die Geschöpfe kamen aus eigenem Antrieb, da sie von dem Geruch frischen Fleisches angelockt wurden, das in großer Menge vorhanden war. Mit einem Ruf, der so komplex war wie jeder, den die Menschheit zustandebrachte, brüllten und heulten die Aasfresser die Einladung zum Festmahl hinaus, um sich dann – für Keturahs Geschmack wieder den Halruaanern zu ähnlich – um die Reste zu streiten.

Insgesamt war die Nacht lang und unerfreulich, und es verging kein Augenblick, in dem Keturah nicht dachte, es könne mit ihrem Retter zu Ende gehen. Die Stimmen der Aasfresser schienen seinen Namen zu rufen.

Zu ihrer Verwunderung öffnete der junge Mann kurz vor Tagesanbruch die Augen. Einige Momente lang verfolgten sie Keturahs Bewegungen. Diese tauchte ein Stück Stoff in ihren winzigen Kessel und legte es auf die Stirn des Verwundeten.

»Ich lebe«, stellte dieser finster fest. Es kam Keturah vor, als würde ihn diese Tatsache weder überraschen noch erfreuen.

»Ihr hattet Glück. Ich habe schon eine besiegte Armee gesehen, die weniger Wunden davongetragen hatte.«

Unter Schmerzen setzte er sich auf und sah sie an. »Habt Ihr Erfahrung mit dem Militär, oder war das nur ein Spruch?«

Keturahs Mundwinkel zuckten. »Wenn Ihr wissen wollt, ob ich Anhängerin des Militärs bin, dann lautet die Antwort nein. Ich muß sagen, daß ich es für einen Mann in Eurer Verfassung bewundernswert optimistisch finde, das zu fragen.«

Sie erwartete, daß der junge Mann gekränkt sein würde. Doch er reagierte mit einem überraschend tiefen Lachen.

»Es ist viele Jahre her, daß man mich des Optimismus bezichtigt hat!«

Es lag Keturah auf der Zunge, sich über seine Wortwahl lustig zu machen – immerhin schien ihr Patient etliche Jahre jünger zu sein als sie –, doch etwas an ihm ließ sie schweigen. Sie sah ihn eine Weile an. »Ihr tragt eine magische Tarnung«, sagte sie dann.

Er reagierte mit Erstaunen. »Das sollte nicht feststellbar sein«, erwiderte er reuig. »Bei den Göttern, die dafür erforderlichen Zauber sind kompliziert genug!«

»Das erklärt einiges«, gab Keturah nachdenklich zurück. »Einige Zauber, die Ihr dem Lindwurm entgegengeschleudert habt, überstiegen die Fähigkeiten bei weitem, die man normalerweise einem Magier in dem Alter zuschreiben würde, das Ihr vortäuscht. Eine solche Tarnung aufrechtzuerhalten kann auch ohne den Federfallzauber schon anstrengend genug sein. Für den Zauber danke ich Euch übrigens. Ich nehme an, Ihr wurdet deswegen auch in dem Gefecht überwältigt.«

»Ihr seid zu freundlich«, sagte er sarkastisch. »Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, wurde ich von einem vorüberziehenden Seevogel bewußtlos geschlagen. Das dumme Vieh konnte dem Gefecht nicht ausweichen.«

Keturah lachte laut. »Ein Mann, dessen Magie sich der genauen Beobachtung durch eine Magierin entzieht, ein Mann, der einen Greifen reitet und Zauber wirkt wie sonst nur der König – unterliegt einem tolpatschigen Pelikan!«

Nach einem kurzen Augenblick verzog der Mann die Mundwinkel. »Die Situation entbehrt nicht einer gewissen Ironie.« Sein Lächeln schwand rasch wieder, und er sah Keturah lange an. »Fragt Ihr mich nicht nach meiner wahren Identität?« Keturah zuckte abermals die Achseln. »Wenn Ihr wolltet, daß sie bekannt wird, hättet Ihr Euch nicht getarnt. Wenn es Euch recht ist, möchte ich meinerseits auch auf eine Vorstellung verzichten.«

»Eure Geheimnisse gehören Euch«, stimmte er zu. »Was mich angeht, wurden wir beide erst heute morgen geboren. Wir haben kein Leben als das, das vor uns liegt.« Diese Aussicht schien ihm zu gefallen. Sein jugenhaftes, ehrliches Lächeln lockerte ein wenig die eisige Hand, die sich um Keturahs Herz gelegt hatte.

»Klingt gut.«

»Das finde ich auch.« Er sah sein gebrochenes Bein an und seufzte. »Es sieht aus, als würden wir diesen Wald so schnell nicht wieder verlassen. Wie soll ich Euch nennen?«

»Wie wäre es mit etwas Exotischem? Vielleicht ... Vash-ti?«

Er schnaubte. »Nur, wenn ich mir vorstellen soll, wie Ihr purpurne Schleier und Fingerzimbelen trägt.«

»Dann nicht. Simanatra? Chelis? Lissa?« Mit jedem Vorschlag wuchs sein gespielter Entsetzen. Keturah warf die Hände in vorgetäuschter Verzweiflung in die Luft. »Wenn Ihr so wählerisch seid, warum sucht Ihr dann nicht selbst einen Namen aus?«

Er sah sie einen Moment lang mit einem Blick an, der ihre Seele zu durchforsten schien. Schließlich nahm er ihre

Hand und hob sie an die Lippen.

»Ihr seid ... Beatrix«, sprach er leise.

*

*

*

Die Nebel der Erinnerungen wurden aufgewirbelt, und Tzigones Vision wurde erst Tage später fortgesetzt. Keturah und der junge Magier standen am Eingang zu einer Höhle, die in das Herz eines lebenden Bilboabaums geschnitten war. Sie sahen einander an, als wollten sie den Anblick nie vergessen, der sich ihnen bot. Ihre Hände waren verschränkt wie die von Liebenden, die es haßten, daß sich ihre Wege trennten.

»Ehe du gehst, gibt es Dinge, die du wissen mußt«, sagte Keturah.

Ihr Liebhaber schüttelte den Kopf. »Ich kenne dein Herz. Dein Lachen ist die Musik, die mir am liebsten und am vertrautesten ist. Was sonst könnte ich von dir erfahren?«

»Wir sind seit zwei Tagen verheiratet, doch wir müssen noch über die Blutlinie sprechen.«

In einem entlegenen Winkel von Tzigones Verstand flammte Freude auf und brannte hell. Dieser Mann war also ihr Vater, der wahre Ehemann ihrer Mutter! Sie hätte wissen sollen, daß ihre Mutter nicht so gedankenlos war, ihr Kind dem Schicksal eines Magierbastards zu überlassen.

Der Mann nickte. »Gut. Ich bin Erkenntniszauberer, aber ich besitze auch eine Kraft, die vom Rat offiziell nicht anerkannt wird. Es ist mehr eine geistige denn eine rituelle Kraft.«

»Psi«, sagte Keturah mit besorgter Miene. »Ich habe davon gelesen. Ich habe die Kunst der Beschwörung studiert,

aber meine Magie hat auch eine wilde Ader. Mein Vater, der Barde war, sagte mir einmal, daß es in der Linie meiner Mutter Hexenmeister gegeben habe.«

Ihr Ehemann hob erstaunt die Brauen, doch ihre Offenbarung schien ihn nicht zu stören. »Dann werden unsere Kinder wahrhaftig wild sein!«

Keturah hörte auf zu lächeln. »Ich war schon einmal verheiratet. Mit einem Mann, der mir nie ein wahrer Ehemann war.«

»Das hast du mir gesagt. Wenn es keine wahre Ehe war, bist du vom Gesetz her nicht an ihn gebunden.«

»Ich weiß«, unterbrach Keturah ihn. »Aber da ist noch mehr. Er verabreichte mir heimlich Tränke, damit ich ein Jordaini-Kind zur Welt bringe. Tränke, die mit gefährlichen Kräutern verändert worden waren. Das ist ein Vermächtnis, das ich an deine Kinder weitergeben könnte.«

Der Magier führte ihre Hände an die Lippen. »Das Leben wird von vielen Dingen geprägt, Beatrix. Die Wahl ist weit bedeutender als die Abstammung. Wir werden unsere Kinder lehren, weise Entscheidungen zu treffen.«

Keturah sah sich in ihrem verborgenen Lager um. »Und wir sind Experten auf diesem Gebiet?«

»Natürlich. Haben wir uns denn nicht für einander entschieden?«

*

*

*

Als die Liebenden zum Abschiedskuß ansetzten, zog Tzigone sich zurück. Sie wollte nicht bei dieser geteilten Innigkeit

anwesend sein, auch wenn es ihre Eltern waren. *Vor allem* nicht, wenn es ihre Eltern waren!

Die Vision erfüllte sie mit Freude und einem erhellenden Einblick, woher ihre seltsame Magie kam.

Tzigone kam langsam wieder zu Bewußtsein, während sie sich durch die Jahre bewegte. Dann war sie wieder ganz sie selbst, doch sie war so erschöpft, daß sie ihre Augen nicht öffnen konnte. Die eindringliche Vision hatte sie mehr Kraft gekostet, als ihr zur Verfügung gestanden hatte. Tzigone bedauerte es dennoch nicht. Mit einem glücklichen Seufzen zwang sie sich, die Augen zu öffnen.

Sie war von dunklen Gesichtern eingekreist. Mehrere Finstere Feen betrachteten sie düster, wie Raben, die sich an der magischen Nahrung laben wollten, die sie unbeabsichtigt geboten hatte. Horror überkam sie, als ihr klar wurde, daß die Finsternen Feen alles wußten, was sie erfahren hatte.

Tzigone riß einen der noch glimmenden Zweige aus dem erlöschenden Lagerfeuer und sprang auf. Sie wirbelte herum und trieb die ätherisch aussehenden Gegner zurück.

Die Feen wichen aus und gingen ihren Angriffen aus dem Weg. Ehe sie jedoch einen ganzen Kreis beschrieben hatte, schossen sie wieder vor, sprangen sie an und drückten sie zu Boden.

Ihr fehlte die Zeit und die Kraft, um eine Illusion zu wirken, damit sie gegen sie ankämpfen konnte. Tzigone unterlag dem heftigen Angriff und spürte das Brennen und Stechen Dutzender kleiner, tückischer Wunden.

Jetzt erst begann die eigentliche Attacke. Eine lange ver-

gessene Erinnerung regte sich und kam aus jener düsteren Ecke hervor, in die Tzigone ihre Kindheit auf den Straßen und in den Schatten verbannt hatte. Sie roch den stinkenden Atem Betrunkener und fühlte, wie sie von fremden Händen grob angepackt wurde. Sie hörte, wie der Stoff ihrer Kleidung zerriß.

All das war schon einmal geschehen – der Angriff, die Hilflosigkeit, das Entsetzen. Bei den Göttern, sie erinnerte sich an alles!

Dann kam die Erinnerung an einen stechenden, ätzenden Gestank so wie der Geruch eines Blitzes, der allzu nah einschlug. Tzigone erinnerte sich, daß sie sich von ihren Angreifern losriß und in die Sicherheit der Bäume floh. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, sich umzudrehen. Jetzt wußte sie, was sie gesehen hätte.

Zwei Feen waren tot. Andere lagen am Boden und zuckten unkontrolliert. Ihre leuchtenden schwarzen Augen hatten den matten Schein der Magie, die aus einer Kindheitserinnerung heraus entstanden war. Die überlebenden Feen eilten vor diesem unerwarteten Angriff schneller davon, als es ein menschliches Auge mitverfolgen konnte.

Die Verursacherin dieser Zerstörung war fast so überrascht wie die Feen. Ohne Absicht und ohne einen Gedanken daran hatte Tzigone tödliche Magie gewirkt – wie sie es schon einmal als Kind getan hatte.

Sie dachte an die Worte Keturahs und an die Geschichten, die von gewöhnlichen Männern und Frauen erzählten, die völlig unerwartet ungewöhnliche Kräfte entfesselt hatten. Magie lag denen im Blut, die einen Hexenmeister zum

Vorfahr hatten, und sie konnte manchmal völlig unerwartet auftreten.

Tzigone taumelte fort von der finsternen Szenerie und sank zu Boden. Die erschöpfte Hexenmeisterin – denn das war sie – fiel in traumloses Vergessen.

VIERZEHNTE KAPITEL

Matteo ritt durch das Nordtor des Jordaini-Kollegs geradewegs zum Übungsgelände. Obwohl die Sonne kaum mehr als ein blutroter Streifen über den Bergen im Westen war, arbeitete Vishna noch mit seinen Jordaini-Schülern. Mehrere Jungen trainierten paarweise mit kurzen Stöcken und erlernten die Routinen von Angriff und Abwehr, die sie für den Umgang mit den traditionellen Dolchpaaren schulten.

Der alte Magier hob den Blick und reagierte verärgert auf diese Abweichung von den Regeln. Reiten lernte man in der Arena und auf den Bahnen ringsum, da die Trainingsgelände frei bleiben sollten von jeglichem Unrat.

Als Vishna sah, wer der Reiter war, wandelte sich sein Zorn zu Besorgnis. Rasch verbarg er beide Gefühle und klatschte laut in die Hände. Die kämpfenden Jordaini ließen ihre Waffen sinken und drehten sich zu ihm um.

»Genug für heute«, sagte er lächelnd. »Begeht euch zum Abendmahl, ehe die Köche mit Hackmessern zu uns kommen, weil sie wütend sind, daß wir ihre Arbeit verschmähen.«

Der lockere Tonfall war Matteo so vertraut wie das kurze Funkeln im Blick des alten Kampfmagiers. Dennoch kam es ihm vor, als zwingen sich Vishna, unbeschwert zu klingen.

Als die Jungs fort waren, ging Vishna zu Matteos Pferd.

»Vielleicht können wir einen Spaziergang machen, bevor es für die Augen eines alten Mannes zu dunkel wird.«

Matteo stieg ab und klatschte seinem Pferd auf den Hinterlauf, das daraufhin zufrieden in Richtung der Ställe davontrottete, während der Jordain neben seinen früheren Meister trat.

Keiner der beiden sprach, bis sie die in tiefem Schatten liegenden Reitwege erreicht hatten. Schwaches Mondlicht fiel durch die Bäume, Glühwürmchen begrüßten einander und die Nacht mit koketten Lichtspielen.

Schließlich sagte Vishna: »Vor einiger Zeit gab ich dir den Rat dein Geschick im Ausweichen oder gar im Täuschen zu schärfen. Erinnerst du dich?«

»Ja.«

Vishna lächelte. »Dir hat der Ratschlag nicht gefallen. Das Leben am Hof hat deine Prinzipien nicht aufgeweicht. Darüber bin ich froh, aber auch wenn es nicht erforderlich ist, geradeheraus zu lügen, solltest du lernen, die Wahrheit nicht offen vor dir herzutragen. Ich kenne dich seit deiner Geburt, und die Fragen, auf die du von mir Antworten haben möchtest, könnten nicht offensichtlicher sein, wenn sie auf deiner Stirn eintätowiert wären.«

Der Magier hob die Hand und beschrieb eine komplexe Geste. Die Jahre verschwanden, seine dünne, drahtige Gestalt gewann an Gewicht und wurde muskulöser. Die extreme Hakennase schwächte sich ab, und das dünne graue Lockenhaupt wurde voller und dunkler. Selbst in dem schwachen Licht konnte Matteo einen vertrauten Kastanienfarbton ausmachen.

»Dies ist mein wahres Aussehen«, sagte Vishna mit deutlich volltönenderer Stimme.

Matteo nickte und versuchte, die Wahrheit zu akzeptieren, die er im Gesicht des Magiers sah. Die Ähnlichkeit zwischen ihnen war zu groß, um über sie hinwegzusehen. Dies war der Mann, der ihn gezeugt hatte.

»Es ist eine lange Geschichte.« Vishna ging weiter, diesmal mit den weit ausholenden Schritten eines Kriegers, die Matteo bevorzugte. »Du kennst mich als Kampfmagier, und das bin ich auch. Aber ich bin viel mächtiger, als ich vorgebe, und auch viel älter. Vor vielen Jahren waren wir zu dritt, Freunde von Kindheit an, einig in unserer Liebe zu Halruaa und in unserer Leidenschaft für die Magie.«

Matteo blieb stehen und sah seinen Mentor – seinen Vater – an. »Du, Zalathorm und Akhlaur.«

»Du kennst die Geschichte?«

»Andris hat sie kombiniert. Du warst es, der ihm die Bücher gegeben hat, nicht wahr?«

Vishna schwieg einen Moment lang. »Eine unausgesprochene Wahrheit schwärt. Diese Geschichte wurde schon viel zu lange nicht erzählt. Zalathorm und ich lebten viel länger als erwartet, was auch mit dem Schutz zu tun hat, den uns der rote Stern gewährt. Ich entschied mich für ein ruhiges Leben und habe unter vielen verschiedenen Identitäten gelebt. Diese Inkarnation, der Jordaini-Meister Vishna, ist die jüngste.«

Ein düsterer Gedanke ging Matteo durch den Kopf. Vielleicht hatte die verblüffende Ähnlichkeit zwischen ihm und Benn eine ganz offensichtliche Erklärung. »Hast du noch

andere Kinder?«

»Keines, das noch lebt.«

»Was ist mit den Nachfahren deiner Kinder?« bohrte Matteo nach.

Der Magier seufzte. »Es gibt einen, doch der wird keine Kinder zeugen, worüber ich froh bin. Es ist besser, wenn diese Blutlinie mit mir endet.«

Das Ausmaß dieser Offenbarung traf Matteo wie ein Fausthieb. Vishna hatte gewußt, daß sein Blut durch Benns Adern floß, und doch hatte er zugelassen, daß der Bauer an Matteos Stelle das Reinigungsritual über sich ergehen ließ. Vielleicht hatte er das Schauspiel sogar arrangiert!

»Dennoch mußt du geheiratet haben«, sagte Matteo kühl. »Eine sonderbare Entscheidung für einen Mann, der entschlossen ist, seine eigene Linie zu beenden.«

«Wenn man so lange lebt wie ich, wird man einsam«, erwiderte der Magier. »Aber ich habe nicht verantwortungslos gehandelt. Vor 22 Jahren heiratete ich eine Magierin, deren Blutlinie Grund zur Annahme gab, daß sie einen natürlichen Jordain gebären könnte. Kennst du diesen Begriff?«

»Ein Kind, das ohne die Verabreichung von Tränken mit dem Jordaini-Potential geboren wird.«

»Genau. Es gibt Risiken, von denen ich annehme, du kennst sie ebenfalls. Doch diese Schwangerschaft schien recht risikolos zu sein. Tatsächlich verlief die Schwangerschaft meiner Frau ohne Zwischenfälle. Eine Geburt ist nie leicht. Du weißt, daß etwa eine von drei Geburten zum Tod des Kindes oder der Mutter führt.«

Ja.«

»Das gilt vor allem, wenn ein hohes Maß an Magie hineinspielt, und ist einer der Gründe, warum die Blutlinien von Magier so sorgfältig gesteuert werden. Meine Frau verlor durch die Anstrengung der Geburt den Verstand.«

Vishna machte eine Pause. »Der Orden kennt von keinem Jordaini-Kind die Eltern, aber ich war entschlossen zu wissen, wer mein Sohn war.«

»Also hast du auch erklärt, deine Frau und das Kind seien bei der Geburt gestorben, und kamst ins Jordaini-Kolleg.«

»Damals hatte Basel Indoulur gerade beschlossen, das Kolleg zu verlassen. Doch es ist nicht an mir, seine Geschichte zu erzählen.«

»Ich kenne sie schon. Seine Tochter kam tot zur Welt, wie es bei fast allen weiblichen Jordaini der Fall ist.«

Vishna hob die Brauen. »Basel hat sich dir anvertraut. Das macht es mir leichter. Kurz gesagt: Seine Stelle wurde frei, und als Jordaini-Meister konnte ich immer ein Auge auf meinen Sohn haben.«

Der Magier hielt plötzlich an und legte Matteo eine Hand auf die Schulter. »Ehe ich fortfahre, mußt du mir versprechen, daß du nichts machen wirst, was der Elfenfrau Kiva schaden könnte.«

»Die meisten glauben, Kiva sei gestorben, als sich das Wehr schloß«, sagte Matteo und wählte seine Worte mit Bedacht. »Hast du Veranlassung, etwas anderes zu glauben?«

Vishna schüttelte ungeduldig den Kopf. »Es ist egal, ob sie lebt oder tot ist. Ich kann nicht fortfahren, wenn du nicht schwörst.«

Widerstrebend tat Matteo, was Vishna von ihm verlang-

te. Er würde den Göttern und den Gesetzen Halruaas vertrauen müssen, daß sie sich Kiva so annahmen, wie sie es verdient hatte.

»Kiva war gefangen in Akhlaurs Turm. Ich befreite sie. Sie war noch klein, kaum mehr als ein Kind, und sie war schrecklich mißbraucht worden. Als ich ihr Jahre später wiederbegegnete, erkannte ich sie nicht wieder, doch sie wußte, wer ich war.«

Matteo begriff. »Du wolltest wiedergutmachen, was dein früherer Freund und Partner ihr angetan hatte.«

»Schuld besitzt große Macht«, sagte Vishna mit bedauerndem Tonfall. »Ich schwor bei meinem Magierwort, ihr zu helfen, das noch verbliebene Übel auszulöschen, das Akhlaurs Herrschaft überdauert hatte. Es erschien mir nicht nur harmlos, sondern auch die Sache wert. Als ich erkannte, daß Kiva nicht das hilflose Opfer war, als das sie sich ausgab, hinderten mich mein Eid und Kivas Magie daran, gegen sie zu arbeiten.«

»Also mußtest du einen entsprechenden Schwur von mir fordern, ehe du fortfahren konntest. Ansonsten könnte es bereits als Verrat ausgelegt werden, diese Geschichte zu erzählen.«

»Genau.« Vishna seufzte. »Ich betrachte viele meiner Taten ohne Stolz. Mein schlimmster Fehler war, Kiva zu helfen, Jordaini-Studenten zu rekrutieren. Ich erfuhr zu spät, daß sie einen besonderen Zorn gegen den Jordaini-Orden hegte.«

Matteo konnte nichts sagen, da er seinen eigenen Worten nicht traute. Dieser Mann, sein Vater, hatte seine Jordaini-Brüder verraten.

»Auch wenn mir durch meinen eigenen Eid die Hände gebunden waren«, fuhr Vishna fort, »versuchte ich, so wenig Schaden wie möglich anzurichten. Als ich Andris' These über das Kilmaruu-Paradoxon mitbekam, dachte ich, dies sei die ideale Gelegenheit, das Chaos zu beseitigen, das Akhlaur dort angerichtet hatte. Also stellte ich Andris Kiva als extrem talentierten Kampfmeister vor, der bestens geeignet sei, Akhlaurs Unordnung zu beseitigen. Ich kam nicht auf den Gedanken, Kiva könnte ihn verletzen.«

»Wieso nicht?« fragte Matteo.

»Ich war erschrocken über seinen ›Tod‹, und mir wurde klar wie sehr ich mich in Kiva getäuscht hatte«, sprach Vishna weiter, als hätte er Matteos Frage nicht gehört. »Ich war zutiefst erleichtert, als ich hörte, daß Andris noch lebte, doch ich fühlte mich für das verantwortlich, was ihm in Akhlaurs Sumpf widerfahren war. Weil ich Andris ein gewisses Maß an Ehrlichkeit schuldete, spielte ich ihm die Bücher zu, die erklärten, warum Kiva tat, was sie tat.«

»Diese Bücher ... könntest du mehr dazu sagen, ohne den Eid zu brechen?«

Vishna schüttelte den Kopf. »Ich würde nicht einmal darüber reden, wenn ich es könnte. Das Wissen aus ihnen brachte Andris auf Kivas Seite.«

»Nein. Er könnte aus Kivas Linie stammen, aber mir scheint es, daß die freie Entscheidung mächtiger ist als die Herkunft.«

»Ihr seid beide gute Männer, und Ihr seid der Beweis dafür«, kommentierte Vishna mit einem traurigen Lächeln. »Du bist der Sohn eines Feiglings, und er ist der Nachfahre

in siebter Generation einer verrückten Elfe und des Monsters, das einst mein Freund war.«

Ein weiterer Schock traf Matteo. »Andris ist nicht nur Kivas, sondern auch Akhlaurs Nachfahre?«

Vishna riß die Augen auf. »Das wußtest du nicht?«

»Andris hat es mir nicht gesagt, jedenfalls nicht eindeutig. Jetzt verstand Matteo, was Andris damit gemeint hatte, als er ihn warnte, es scheine sein Schicksal zu sein, diejenigen zu verraten, die ihn umgeben. Seit Monaten hatte ihn die Bürde dieses mutmaßlichen Schicksals geplagt.

Matteo starrte Vishna an, als würde er in einen dunklen Spiegel sehen, doch er fühlte keine Verwandtschaft zu dem Mann, den er einst geliebt hatte. Vishnas Blut mochte auch seines sein, doch das galt nicht für Vishnas Entscheidungen.

»Es bereitet mir großen Frieden, diese Geschichte zu erzählen und zu gestehen, daß du mein Sohn bist, auch wenn dies nur unter vier Augen geschieht. Ein trauriges Kapitel ist abgeschlossen, wir können ein neues beginnen.«

Der Egoismus dieser Aussage erschreckte Matteo fast so wie das Eingeständnis des Alten, feige zu sein. Er trat einen Schritt zurück, um der angebotenen Umarmung Vishnas auszuweichen.

»Wir sprachen einmal über die Kabale«, sagte er. »Du leugnetest ihre Existenz.«

In Vishnas Augen sah Matteo, wie der Mann mit sich rang. »Vielleicht können die Nachfahren der drei alten Freunde die Dinge richten. Vielleicht kann ich doch ein ehrbares Vermächtnis hinterlassen. Ich will dir sagen, was ich weiß.«

Plötzlich begann er sich zu verändern und wurde wieder zu dem alternden Magier, den Matteo seit so langer Zeit gekannt hatte. Doch der Prozeß endete an diesem Punkt nicht. Immer mehr Jahre vergingen, und das wenige Fleisch auf Vishnas Knochen welkte dahin. Seine Augen wandelten sich zu zwei schwarzen, unendlich tiefen Seen in einem Gesicht, das dünn wie Papier und so grau wie der Tod war. Ehe Matteo sich regen konnte, fiel Vishna zu Boden. Sein gebrechlicher Leib lag in den Zuckungen eines Todes, der lange Zeit betrogen worden war.

»Ein Leichnam«, hauchte Matteo, als er erkannte, daß Vishna die grauenhafte Verwandlung in einen untoten Magier durchmachte. »Göttin bewahre, du wirst zum Leichnam!«

»Nein!«

Das Wort war nur ein schwaches Flüstern, doch es barg eine Welt des Schreckens in sich. Das war eindeutig nicht Vishnas Absicht gewesen! Irgendwie schien ihm sein Schicksal aufgezwungen zu sein – ein Urteil des lebenden Todes als Lohn für einen letzten mutigen Akt. Nach allem, was Matteo über Magie wußte, hätte das unmöglich sein müssen.

Er nahm den Sterbenden auf die Arme und rannte zum Kolleg, während er gleichzeitig um Hilfe schrie. Neugierige Studenten kamen aus ihren Quartieren und eilten mit dem typischen Gehorsam eines Jordain los, um ihre Meister zu holen.

Die Magier, die auf die Rufe reagierten, waren so wenig wie Matteo in der Lage, die rätselhafte Verwandlung aufzu-

halten. Schließlich schüttelten sie den Kopf und wichen zurück, als wollten sie einem Leprakranken aus dem Weg gehen.

Vishna streckte eine schwache Hand nach Matteos Dolch aus.

Der Jordain zögerte, da er wußte, was der Magier vorhatte. Matteo hatte man gelehrt, das Leben sei heilig, doch ein schneller Tod war auf jeden Fall besser, als die Seele langsam entgleiten und den schleichenden Wahnsinn gewähren zu lassen, von dem untote Magier befallen wurden. Er zog den Dolch und legte die zerbrechlichen Finger der Hand seines Vaters um das Heft seiner Jordaini-Klinge.

Zu Matteos Erstaunen hob Vishna den Dolch an seinen Kopf und schnitt sich eine dünne graue Locke ab. Er gab sie Matteo und bemühte sich, etwas zu sagen.

»Basel«, krächzte er. »Drei. Vermächtnis.«

Matteo nickte, während er die Nachricht entschlüsselte. Offensichtlich hatte Basel mit Vishna Kontakt aufgenommen, seinem alten Schwertmeister und Nachfolger, um sicherzustellen, daß er Matteo bei dessen Suche nach dem Talisman eines Vorfahren half. *Vermächtnis* war auch deutlich genug, da Vishna zugestimmt hatte, die Vernichtung der Kabale sei ein Weg, um seine Fehler wiedergutzumachen. Aber *drei*!

Matteo riß die Augen auf, als er die Verbindung herstellte. Drei Magier hatten den roten Stern entstehen lassen, und Vishna hatte erklärt, drei Nachfahren seien nötig, um das finstere Vermächtnis ungeschehen zu machen. Akhlaur, Vishna, Zalathorm. Andris, Matteo ...

Göttin bewahre! Dies war ein Tag der Offenbarungen, doch keine hatte Matteo so verblüfft wie der Gedanke an »Prinzessin Tzigone«!

Vishna bedeutete Matteo mit der freien Hand zu gehen. Ihre Blicke trafen sich für einen Moment, dann führte Vishna die Klinge mühsam an seine Kehle. Seine unausgesprochene Bitte war klar: Vishna wollte nicht, daß Matteo mit ansah, wie er sich das Leben nahm.

Widerwillig erhob sich Matteo, um dem alten Mann den letzten Wunsch zu erfüllen. Während er rasch fortging, fiel sein Blick auf die Locke in seiner Hand. Sie war nicht mehr schütter und grau, sondern voll und kastanienfarben.

*

*

*

In Akhlaurs Turm sahen der Nekromant und Kiva zu, wie ein Paar Skelettdiener einen brodelnden Kessel umrührten. Ein unglaublich faulig stinkender Dampf stieg auf, als die Überreste mehrerer Ghule zu Brei verkochten. Ein halbes Dutzend Phiolen stand auf einem Tisch daneben, bereit, mit dem fertigen Trank gefüllt zu werden. Am anderen Ende des Raums versuchten einige von Akhlaurs Dienern, die alle wäßriges Fleisch hatten, einen angeketteten Lindwurm zu bändigen. Drei davon klammerten sich an den peitschenden Schwanz der Bestie, ein vierter eilte mit einer Phiole umher und versuchte, Tropfen des Gifts aufzufangen, das von der Spitze rann. Hin und wieder wurde einer der untoten Diener von einem Flügel oder einer zappelnden Klaue getroffen, worauf die Flüssigkeit, die die alten Knochen umgab, aus-

strömte wie aus einem lecken Faß. Andere untote Diener waren damit beschäftigt, den Steinboden von den Überresten ihrer Kameraden zu reinigen.

Kiva beobachtete das Geschehen ruhig und mit wohlverborgener Abscheu. Der Turm und der Wald ringsum waren erfüllt vom eiligen Treiben der untoten Diener. Kelemvor, der Herr der Toten unter den Menschen, hatte wahrscheinlich lebendigere Gefährten als diese hier!

Plötzlich war Akhlaur von einem flackernden, blaugrünen Elmsfeuer umgeben. Ein erwartungsvolles Lächeln umspielte Akhlaurs schmale Lippen. Er schob eine Hand in seinen weiten Ärmel und holte ein winziges schwarzes Kästchen hervor. Die leuchtende Aura wurde intensiver und dichter, als sie sich um das Kästchen zu konzentrieren begann. Schließlich schrumpfte sie zusammen, als verschwände sie in dem kleinen Würfel.

»Ein Zauber, den ich vor langer Zeit wirkte, trägt endlich Früchte«, erklärte Akhlaur äußerst zufrieden. Er setzte zum rhythmischen, atonalen Gesang eines Anrufungszaubers an.

»Er schafft einen Leichnam«, murmelte Kiva mit einer Mischung aus Entsetzen und Erleichterung. Sie hatte vor Jahren gesehen, wie Akhlaur diesen Zauber vorbereitete. Ihre Befürchtung war gewesen, er sei für seine eigene Verwandlung vorgesehen!

Kiva hielt die Luft an und wartete, welcher unglückliche Magier dem Ruf des Nekromanten würde folgen müssen. Ein uralter Mann, kaum mehr als ein Skelett, das ein zu großes Jordaini-Gewand trug, nahm vor ihnen Gestalt an. Erschrocken erkannte Kiva die Überreste des Magiers, der sie

vor 200 Jahren aus genau diesem Turm befreit hatte – und der fast zwanzig Jahre lang ihren Anweisungen gehorcht hatte.

Als das sanfte Leuchten vollständig in den Würfel gewichen war, lag der alte Magier scheinbar tot vor ihnen auf dem Boden.

»Erinnert Ihr Euch noch an Vishnas letzten Besuch in diesem Turm?« warnte Kiva. »Er war mächtig. Er wird ein starker Leichnam sein.«

Akhlaur ging über Kivas Bedenken hinweg. »Wenn Vishna in seiner neuen Gestalt erwacht, wird er ganz meiner Kontrolle unterstehen«, erklärte er. Er lächelte gehässig. »Gemeinsam werden wir unseren alten Freund Zalathorm besuchen.«

*

*

*

Der König saß stumm in einem hoch über dem Palast gelegenen Turmraum und betrachtete verzweifelt seine geliebte Frau. Er hatte Beatrix zuvor verloren, und seine Freude über ihre Wiedervereinigung war so groß gewesen, daß er die Umstände ihrer Rückkehr nie näher hatte untersuchen wollen. Das machte ihm nun zu schaffen, auch wenn er nicht sicher war, was er anders gemacht hätte, hätte er die Zeit zurückdrehen können.

Beatrix saß da, die Hände im mit weißem Satin bedeckten Schoß, die leeren, geschminkten Augen auf das Fenster gerichtet. Zalathorm fragte sich, was sie wohl sah. Trotz seiner Macht als Erkenntniszauberer war er nie in der Lage

gewesen, hinter jenen Schleier zu blicken, der sie trennte. Magie umgab ihren Verstand, die zu durchdringen nicht in der Lage war. Der rote Stern, die Kabale aus der geflüsterten Legende, schützte sich und ihre Schöpfer mit Schleiern aus Verschwiegenheit oder sogar Wahnsinn.

Es war die Art von »Schutz«, die Zalathorm nicht einmal seinem ärgsten Feind gewünscht hätte. Nicht, daß das nötig gewesen wäre: Das Artefakt, das Zalathorms eigenes Leben und seine Regentschaft schützte, sicherte auch seinem ärgsten Feind das Überleben.

Vielleicht lag es daran, wie seine Gedanken um das Artefakt kreisten, daß Zalathorm einen Sog der vertrauten Energie spürte, die wie ein plötzliches Fieber durch seinen Körper strömte. Schützende Magie jagte durch seine Sinne, begleitet von einem verzweiferten Heilkampf. Dann kam das Zerschneiden eines Lebens, das mit seinem verbunden war und das abrupt und brutal beendet wurde.

»Vishna«, murmelte er und fühlte den Tod seines alten Freundes. »Wie ist das möglich?«

Beatrix warf ihm einen neugierigen Blick zu. Zalathorm beugte sich hinunter, um ihr einen Kuß auf ihre blasse Wange zu geben. Dann eilte er fort. Rasch nahm er seine magische Tarnung an und begab sich als braunhäutiger Jugendlicher in das Verlies, um die Kabale zu konsultieren.

Lange stand er nur schweigend vor dem karmesinroten Stern und suchte in den leuchtenden Facetten nach einer Erklärung, was seinem Freund zugestoßen sein mochte. Schließlich kniete er nieder und verdrängte seine Trauer.

»Das Herz Halruaas ersucht um Rat«, murmelte er. »Ist

Vishna unter Euch?»

Die Antwort war Schweigen. Er spürte in dem Kristall nichts von seinem Freund, den er sein Leben lang gekannt hatte.

»Dann ist Vishna wahrlich tot«, flüsterte Zalathorm und fragte sich, warum er diese Tatsache nicht so recht akzeptieren wollte. Es schien, als sei noch etwas von dem Magier zurückgeblieben – vielleicht nur ein Echo ihrer gemeinschaftlichen Magie, aber auf jeden Fall irgend etwas.

Er wandte sich wieder dem Kristall zu, da andere Fragen eine Antwort verlangten. Botschafter aus Mulhorand hatten den Namen des Magiers mitgeteilt, dessen Zauber die jüngste Invasion getarnt hatte. Bedauerlicherweise schien es, als sei von Ameer Tukephremo nichts weiter als der Name geblieben. Der Magier war während der Invasion gefallen, sein Leichnam war unauffindbar, und sein Heim war mit allen Habseligkeiten ein Raub der Flammen geworden. Nichts war verblieben, was halruaanischen Erkenntniszauberern hätte helfen können.

Zalathorm hielt das für zu praktisch, um wahr zu sein.

Dennoch projizierte er ein geistiges Bild des Gesichts sowie die Beschreibung eines Tarnzaubers, der die Invasion abgeschirmt hatte. Wenn – wie er erwartete – halruaanische Magie bei dem Zauber im Spiel war, dann hätten die Elfenweisen sie entdeckt. Immerhin war halruaanische Magie eine Nachfolgerin der Magie des antiken Netheril, deren früheste Magi von Elfen unterrichtet worden waren. Trotz der Verbesserungen – manche bezeichneten sie auch als Korruption oder Entartung – durch die netherilischen Magier waren die

Wurzeln ihrer Tradition eindeutig elfisch.

Seine Vermutung wurde bestätigt. Die Elfenweisen erkannten die Berührung durch halruaanische Magie, doch sie wußten nicht, wer sie gewirkt hatte.

Zalathorm dachte über dieses Rätsel nach, während er durch das Labyrinth zum Ausgang zurückging und in den Palast zurückkehrte. Wenn Erkenntniszauberei nicht half, gab es noch andere Mittel, auf die man zurückgreifen konnte, um den Verrat aufzudecken.

Logik war das erste dieser Mittel. Wer befand sich in der Position, entsprechend zu handeln, und wer würde davon profitieren? Seine Gedanken wanderten zu Procopio, der in der Magie der Ostländer außergewöhnlich gut bewandert war.

Als sich der König seinen Privatgemächern näherte, bemerkte er die kleine weiße Flagge, die in eine Halterung an der Tür gesteckt war. Auch wenn ein Erkenntniszauberer von Zalathorms Macht mühelos die Präsenz der meisten Lebewesen bemerken konnte, machte es die Resistenz der Jordaini gegen Magie schwierig, sie wahrzunehmen. Es war für einen Jordain üblich, auf sich aufmerksam zu machen.

Matteo war bereits aus dem Nath zurück. Zalathorm beschleunigte seine Schritte.

Der Jordain erhob sich, als der König den Raum betrat, und verbeugte sich tief. »Herr, ich habe viel zu berichten.«

Keine einleitenden Worte, keine Floskeln, wie sie das halruaanische Protokoll kannte. Zalathorm nickte. »Rede.«

»Der Laraken ist zurück. Meine Jordaini-Brüder und ich kämpften im Nath gegen ihn. Wir wären alle umgekommen,

wenn der Laraken nicht mit Hilfe von Magie besiegt worden wäre. Das legt nahe, daß Kiva von der Ebene des Wassers zurück ist, und vielleicht auch Akhlaur. Das Zauberbuch des Nekromanten enthält einen Entwässerungszauber, wie er gegen die Invasoren aus Mulhorand zum Einsatz kam.«

»Es war Akhlaurs Zauber«, stimmte der König zu. »Daran besteht kein Zweifel. Sein Turm wurde geborgen. Ich nahm eine Störung in der Magie wahr, die ihn vor Schatzsuchern verbergen sollte.«

Der Jordain lächelte. »Meister Basel sagte bereits, daß es unnötig sein würde, diesen Bericht zu erstatten.«

»Meister Basel?«

»Meister Basel ist im Nath mit uns zusammengetroffen und hat mir sein Himmelsschiff zur Verfügung gestellt.«

»Sehr gut. Von nun an sollst du ein eigenes Himmelschiff haben. Weise den Verwalter an, sich darum zu kümmern. Was noch?«

»Ich werde Tzigone folgen. Meister Basel hat einen Zauber entdeckt, der das bewirken sollte. Er erfordert eine Haarlocke eines meiner Vorfahren. Ich sprach mit meinem Vater.«

»Ah.« Der Königsah ihn aufmerksam an. »Das hat dich traurig gemacht?«

»Zutiefst. Ich kannte den Mann mein Leben lang. Er war einer meiner Jordaini-Meister. Er lehrte mich alles, was ich über Kampfmagie weiß, und hat von frühester Kindheit an über mich gewacht, und doch kannte ich ihn als meinen Vater nur am letzten Tag seines Lebens.«

Der König war irritiert. »Vishna! Natürlich! Du bist

Vishnas Sohn. Jetzt, da ich es weiß, ist die Ähnlichkeit nicht zu übersehen. Ich spürte seinen Tod. Sag mir, warum er mit deinem Treffen mit Vishna zusammenfiel.«

Zalathorm hörte zu, wie der Jordain Vishnas Geschichte wiedergab. »Eine Verwandlung zum Leichnam ... darum habe ich gefühlt, daß seine Essenz noch gegenwärtig ist. Sie ist irgendwo gefangen, verändert sich und wird stärker, wartet auf eine Rückkehr in Vishnas Körper. Bei den Göttern!« rief er und schlug mit der Faust gegen die Wand. »Wie kann Akhlaur das einem Mann antun, den er einst einen Freund nannte?«

»Ich fürchte, er ist mit Vishna noch nicht fertig«, flüsterte Matteo. Als der König ihn fragend ansah, fügte der Jordain an: »Akhlaur ist Nekromant.«

»Nekromanten können Untote befehligen«, sagte Zalathorm mit verzweifelter Stimme. »Solange er lebt, wird Vishna nicht sterben dürfen.«

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Matteo stand am Fuß des Feenhügels, in dem Tzigone verschwunden war. Basels Himmelsschiff schwebte hoch über ihnen, während der Magier und Andris mit in den Nath gekommen waren. Basel war bereit für den Zauber, in der Hand hielt er den mit Juwelen besetzten Stab eines Bluthundes, sein rundliches Gesicht hatte einen untypisch finsternen Ausdruck.

Matteo sah zwischen dem Magier und Andris hin und her. »Ich bin nicht sicher, wer von euch beiden blasser ist«, meinte er.

»Nicht ich muß den Zauber wirken«, erwiderte Andris. »Meister Basel ist dafür zuständig, dich hinüberzuschicken. Meine einzige Aufgabe ist es, dich bei deiner Rückkehr zu begrüßen.« Er sprach mannhaft und weigerte sich, die Möglichkeit ins Auge zu fassen, Matteo könne nicht zurückkehren. Die beiden Freunde packten einander am Handgelenk und umarmten einander kurz.

Matteo trat zurück und nickte Basel Indoulur zu. Der Magier setzte zu dem komplexen Zauber an, einer seltsamen, abgehackten Melodie, die sogar mit Basels wohlklingendem, ungeübtem Bariton finster klang.

Ein schriller, unheimlicher Wind pfiß durch Matteos Gedanken und nahm rasch an Heftigkeit zu, bis er ihn gegen den konischen Hügel zurücktrieb. Er sah, daß die anderen

von dem Sturm nicht betroffen waren. Andris hob eine durchscheinende Hand und winkte.

Dann war der Nath verschwunden. Matteo wurde in eine kalte, graue Welt gewirbelt. Er schlug auf und rollte sich ab, im nächsten Moment sprang er auf und hielt seine beiden Dolche in den Händen, bereit, sich zu verteidigen.

Doch das war nicht nötig. Matteo war allein. Als er sich in dem mit Felsblöcken übersäten Moor umsah, stellte er fest, daß es keinen Hinweis auf Leben gab. Kein Vogel flog am zinnfarbenen Himmel, keine umherhuschenden Mäuse waren im matten Gras auszumachen, nicht einmal das Summen irgendwelcher Insekten war zu hören.

Dennoch schienen merkwürdige Bilder durch die Luft zu wirbeln, und hinter der Mauer aus Stille schienen Stimmen zu lauern. Mit diesem Ort hatte es mehr auf sich, als Matteos Augen sahen, dessen war er sicher. Die Magie war so dicht und so anders als die Halruaas, daß sogar er ihre Präsenz wahrnehmen konnte.

Für einen Moment fragte er sich, wie er diese Umgebung wohl durch die Augen einer Finsteren Fee sähe. Dieses Nebelmoor war eine Art magisches Vorzimmer, nicht wirklich als ein Traum.

Der Boden unter seinen Füßen war feucht und dicht mit Moos bewachsen, die schwammige Oberfläche schien seine Energie zu absorbieren. Jedenfalls verlangsamte es seine Schritte. Der Nebel wurde dichter, bis Matteo nur noch ein paar Schritte weit sehen konnte. Er rief Tzigones Namen, aber der Schall schien nicht weiter zu reichen, als seine Augen sehen konnten.

Plötzlich wurde Matteo von einer Faust getroffen, die aus dem Nichts zu kommen schien. Es war keine Zeit auszuweichen, und so blieb ihm nichts anderes, als seinen Kopf in Schlagrichtung wegzudrehen, um den Aufprall so weit wie möglich zu lindern. Er bekam eine Handvoll rauhen Leinenstoffs zu fassen und zog seinen Angreifer mit sich zu Boden. Sie beide waren gleich groß, und Matteo brauchte einige Momente, um den Mann zu überwältigen und auf den Boden zu drücken. Als es ihm gelungen war, sah er in ein wütendes Gesicht, das er kannte.

»Benn«, sagte er erstaunt, als er den Mann erkannte.

»Warum habt Ihr mich hergebracht?« wollte dieser wissen.

Schuld stieg in Matteo auf, als er über die Frage nachdachte. War es wirklich möglich, daß er den jungen Mann mit an diesen unerfreulichen Ort gerissen hatte? Hatte seine Widerstandskraft gegen Magie Basels Zauber gestört?

Benn begann zu zappeln. »Haben Ihr und Euresgleichen nicht genug angerichtet?«

»Es war nicht meine Entscheidung«, sagte Matteo ernst.
»Ich wollte dir nie schaden.«

»Wie viele Leute müssen für Eure Jordaini-Ehre noch bezahlen?« fragte eine schwache, tonlose Frauenstimme.

Matteo ließ Benn los und stand auf. Er war verblüfft, daß diese zierliche, teilnahmslose Frau hier auftauchte, der er nur einmal begegnet war. Er vollzog die traditionelle Verbeugung, die Respekt vor einer Magierin bezeugte – denn dies war seine Mutter gewesen, ehe seine Geburt ihr den Verstand genommen hatte.

»Herrin, Ihr seid Euren eigenen Weg gegangen«, sagte Matteo respektvoll. »Ich bedauere, wohin er Euch geführt hat, doch die Entscheidung habe ich nicht getroffen.«

Die Frau schien durch ihn hindurchzustarren. »Es ist kalt hier«, murmelte sie, als hätte sie Matteo gar nicht gehört.

Er kam näher. »Vishna hat mir nie Euren Namen gesagt«, fuhr er leise fort.

Ein verwirrter Ausdruck zog über ihr Gesicht und ließ das Herz des jungen Jordain vor Schuldgefühl schmerzen. Seine Mutter hatte soviel von sich selbst verloren, daß sie sich nicht einmal an ihren Namen erinnern konnte!

Eine andere Möglichkeit fiel ihm ein. Vielleicht wußte sie ihren Namen nur nicht, weil er nicht wußte, wie sie hieß. Vorsichtig streckte er die Hand aus und versuchte, sie der Frau auf die Schulter zu legen, doch sie ging einfach hindurch. Seine Mutter hatte nicht mehr Substanz als der Nebel.

Matteo wirbelte zu dem Bauern herum. Benn war fort. Nein, er war nie dagewesen.

Der Jordain atmete tief, aber unregelmäßig durch und durchdachte seine Situation. Diese beunruhigenden Begegnungen waren Illusionen, die irgendwie aus seinem Geist entnommen worden waren. Offenbar hatten die Finsteren Feen kein Problem damit, seine Jordaini-Resistenz zu umgehen!

Die Logik sagte Matteo, er müsse keine Schuld für die Entscheidung seiner Mutter oder für die Tatsache empfinden, daß der Bauer und seine Frau keine Kinder haben konnten. Es waren Entscheidungen, die andere getroffen hatten.

Vishna hatte ihn oft gewarnt, keine Verantwortung zu übernehmen, die nicht seine war. Er hatte gesagt, dies sei nur eine Form von Stolz.

Stolz, vermutete Matteo, der ihm hier den Untergang bescheren konnte.

Er streckte die Arme aus, ballte die Fäuste und bewegte sie in die eine, dann in die andere Richtung. Seine eigene Gestalt schien fast so geisterhaft wie die seiner unglückseligen Mutter. Einen Moment ergriff Panik von ihm Besitz. Wenn er sich nicht auf seine Kraft und sein Geschick als Krieger verlassen konnte, dann war alles verloren!

Ihm wurde klar, daß es nur um Stolz ging. Als Jordain hatte er sein Leben der Entwicklung von Kraft in Geist und Körper gewidmet. Doch Logik hatte nur wenig Nutzen. Und Kraft? Matteo legte eine Hand an seinen Kiefer. Er schmerzte von dem Schlag, den Benns Abbild ihm verpasst hatte. Hier herrschte die Illusion. Die ruhige, pragmatische Gewißheit eines Jordain war hier so fehl am Platz wie Mystras weißes Gewand an einer Kneipenhure.

Leises spöttisches Gelächter drang scheinbar von allen Seiten gleichzeitig durch den Nebel. Matteo riß die Dolche heraus und wirbelte mal hierhin, mal dorthin, immer auf der Hut vor einem Angriff. Keine Finsteren Feen näherten sich ihm, und als er über das Geräusch nachdachte, kam er zu der Ansicht, daß die Stimmen mehr sterblicher als feenhafter Herkunft waren – und daß sie alle eine einzige Stimme waren. Das Gelächter stammte von einem jungen Mann, war tief und verächtlich.

Es traf ihn wie ein Schlag, als Matteo den Klang seiner ei-

genen Stimme erkannte. Seine körperlosen Gedanken hatten Flügel bekommen und verhöhnten ihn.

»Ruhige Gewißheit«, sagte Matteo und wiederholte verächtlich die Worte, die ihn beschrieben. Dies war wie alles andere Illusion. Seit fast einem Jahr, seit dem Tag, da Kiva in sein Leben getreten war und seine Weltsicht erschüttert hatte, trug er sich mit Zweifeln, was den Jordaini-Orden anging. Er taugte nicht für einen Jordain, egal, welche besänftigenden Lügen er sich selbst erzählte.

Im nächsten Augenblick kam Matteo eine Erleuchtung, die ein ganzes Jahr des inneren Tumults binnen eines Moments auf den Kopf stellte. Vielleicht war Gewißheit nicht der Lohn für Glauben, sondern das Gegenteil! Vielleicht hieß glauben, trotz aller Zweifel weiterzumachen. Das hatte er getan, und das würde er auch weiterhin tun. Seine Zweifel widerlegten seine Lebensaufgabe nicht, sie bestätigten sie.

Das Lachen verstummte. Matteo gestattet sich angesichts dieses kleinen Triumphs ein Lächeln. Dann ordnete er seine Gedanken und konzentrierte sich auf Tzigone. Wenn der Geist an diesem Ort solche Macht besaß, konnte er sie vielleicht durch bloße Willenskraft zu sich holen.

Fast wäre er über ihre zusammengekauerte Gestalt gestolpert. Mit einem Schrei der Erleichterung sank er zu Boden und nahm sie in seine Arme.

Der Jordain war nicht auf den Energieblitz vorbereitet, der ihn traf, doch irgendwie gelang es ihm, die junge Frau weiter festzuhalten. Das seltsame magische Aufwallen umgab sie beide, ließ ihre Haare knistern und brachte ihre Kleidung zum Schmoren. Die zerfetzten Überreste von Tzigones Schü-

lerinnengewand waren geschwärzt und angesengt, doch schien sie unversehrt zu sein. Matteo dankte der Jordaini-Resistenz, die sie beide schützte.

Tzigones große braune Augen betrachteten Matteos Gesicht, schienen aber seine Präsenz nicht recht akzeptieren zu wollen. Sie wirkte benommen, und ihr Lächeln war nur ein geisterhafter Schemen ihres vertrauten, frechen Grinsens.

»Was dagegen, wenn ich rauche?« fragte sie und klopfte auf die kleinen Rauchschwaden, die aus ihrer Kleidung aufstiegen.

Vielleicht war es die bloße Überraschung, vielleicht auch die Spannung, die von der Umgebung ausging, doch Tzigones Bemerkung hatte für Matteo etwas wundervoll Absurdes. Er lachte vor lauter Freude, sie wiedergefunden zu haben.

Das schiefe Lächeln verschwand von Tzigones Gesicht. »Ich wußte es«, murmelte sie traurig. »Du bist eine Illusion. Der echte Matteo hatte weniger Humor als eine Schnecke.«

»Irgendwie kann mich das nicht beleidigen«, erwiderte Matteo und grinste weiter.

»Da sagst du etwas Wahres«, grollte Tzigone. »Göttin bewahre, ich hab's versucht!«

»Ich bin es«, beteuerte Matteo und nahm ihr Gesicht in beide Hände. »Ich kann es dir beweisen. Erinnerst du dich daran, wie der Wemic uns verfolgte?«

Tzigone verzog den Mund. »Du hattest geglaubt, Wemics könnten Bäume erklettern, nur weil die untere Hälfte die eines Löwen ist. Wärst du zu Tode erschrocken, meine liebste Illusion, wenn ich dir sagen würde, daß Greifenkätzchen nicht schnurren?«

»Erinnerst du dich daran?« bohrte er nach. Ehe sie etwas erwidern konnte, beugte er sich vor und küßte sie sanft auf den Mund. Nichts derartiges war je zwischen ihnen geschehen – sie konnte also keine Erinnerung daran haben, die in eine Illusion verwandelt werden konnte.

Tzigone riß die Augen weit auf, das vertraute Grinsen eines Straßenbalgs zog sich über ihr Gesicht wie ein Sonnenaufgang. »Du bist es! Du mußt es sein! Wer sonst würde glauben, ein derartiger Kuß sei etwas, woran man sich erinnern sollte?«

Sie warf sich in seine Arme und klammerte sich an ihm in einer Weise fest, die ihre amüsierten Worte Lügen strafte.

Der Nebel des Feenvolks wurde intensiver, und die Kälte schien bis in Matteos Knochen zu dringen. Eine plötzliche Gewißheit ließ ihn verstehen, daß die Magie tatsächlich in ihn gedrungen war und nach Halt suchte, um ihn zu kontrollieren und zu quälen.

Mit einem Mal war er sich der jungen Frau in seinen Armen auf eine Art bewußt wie nie zuvor. Die Hitze, das Verlangen waren unwiderstehlich und beunruhigend.

Matteo suchte in seinem Herzen nach dem Grund dafür. Es hatte Augenblicke gegeben, in denen ihm bewußt war, daß Tzigone eine Frau war. Darauf hatte er mit faszinierter Neugier reagiert. Doch das war nicht die Grundlage für ihre Freundschaft.

Dieser Triumph war nur von kurzer Dauer, da plötzlich eine schwere Last auf ihn fiel – das erdrückende Gewicht der Schulden, die ihre Beziehung zunächst geformt und bestimmt hatten. Er blickte nach unten und bemerkte, daß

Tzigone ihn besorgt ansah. Impulsiv beschloß Matteo, diese jüngste Prüfung in einen Witz zu verwandeln.

»Du nimmst deine Schulden ernst«, erinnerte er sie.
»Wenn ich dich hier heraushole, wird der Preis dafür sein, daß du ein Jahr lang nicht gegen halruaanisches Recht verstößt.«

Tzigone wand sich aus seiner Umarmung. »Ehe du über den Preis redest, solltest du dir etwas ansehen.«

Matteo folgte ihr durch den Nebel und blieb ihr dicht auf den Fersen, da er fürchtete, sie wieder zu verlieren.

Tzigone blieb abrupt stehen und drehte sich zu ihm um.
»Dhamari Exchelsor ist fort. Ich glaube, ich kenne den Grund.« Sie trat zur Seite und gab den Blick auf einen Schrecken frei, der vom Nebel verhüllt gewesen war.

Eine Crinti saß gegen einen steilen konischen Hügel gelehnt, ihr Kopf hing zu einer Seite herunter, ihr Gesicht war schwarz von getrocknetem Blut, und dunkle Löcher klafften dort, wo sich ihre Augen befunden hatten.

»Sie hat sie sich mit den Fingernägeln ausgerissen«, sagte Tzigone dumpf. »Was immer sie sah, es war mehr, als sie ertragen konnte. Dhamari ist fort, sie ist hier. Es war ein Austausch, Matteo. Ein Austausch. Ich werde nicht mein Leben auf deine Kosten retten.«

»So wird es nicht sein«, erwiderte er ernst. »Wir sind gemeinsam hier, und wir werden gemeinsam fortgehen. Wir müssen darauf und auf uns vertrauen.«

Ein silbernes Schwert fiel scheppernd zwischen ihnen zu Boden. Matteo erkannte es als die Waffe, die Tzigone am Tag ihrer ersten Begegnung aus dem Geschäft des Schmieds

gestohlen und hinter seinem Sattel versteckt hatte. Der Besitz eines gestohlenen Schwerts hatte ihm eine Nacht im Gefängnis eingebracht.

»Wer von uns war das?« fragte er und wies auf das Schwert.

»Ist das wichtig? Die kleinen Betrugereien summieren sich«, antwortete sie. Ihre sonst so gutgelaunte Stimme verriet Sorge. »Wie oft habe ich dir dein Medaillon geraubt?«

»Vier- oder fünfmal«, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf und hielt ein Jordaini-Emblem hoch, eine silberne Scheibe, gelb und grün emailliert, von einem kobaltblauen Blitz geteilt. »Zwanzig Jahre auf der Straße vergißt man nicht so leicht. Früher oder später werde ich dir mehr Probleme bereiten, als wir bewältigen können.«

Er sah das nicht so. Er vertraute Tzigone und suchte in seiner Erinnerung nach etwas, womit er sie überzeugen konnte, daß sie sein Vertrauen wert war. Noch während der Gedanke Gestalt annahm, drangen Hufgetrappel und ein ungeduldiges Wiehern durch den Nebel zu ihnen.

Mit aufgerissenem Mund sah er, wie ein großer, schwarzer Hengst auf sie zugetrabt kam – ein Pferd, dem ein respektloser Stallbursche den Namen »Cyrice« gegeben hatte, den auch ein wahnsinniger, böser Gott trug.

»Ihr Götter!« rief Tzigone. »Das einzige, was dem Ding noch fehlt, sind rotglühende Augen!«

Das Pferd wieherte und schnaubte, während Matteo über seine schwarze Schnauze strich. Es fühlte sich warm und fest an, nicht wie die Illusionen, die die dunklen Feen aus seinen gestohlenen Gedanken geformt hatten. »Du bist kein Alp-

traum, nicht, Cyric, alter Junge? Allerdings muß ich sagen, daß ich immer damit rechne, Schwefel zu riechen, wenn du so schnaubst.«

Tzigone kniff die Augen zusammen und betrachtete den Jordain und sein Lieblingspferd. »Du magst das Vieh wirklich.«

»Oh ja. Cyric hat mich abgeworfen, er hat mich in die Schulter gebissen, und als wir einmal auf Reisen waren, hat er mein Pultdach umgestoßen und Wasser in meinen Kochtopf gelassen.«

»Wie soll man ihn da nicht lieben?« murmelte Tzigone.

»Dennoch würde er bis zu seinem Tod durchreiten, wenn ich es so eilig hätte. Außerdem gibt es kein anderes Pferd, dem ich in einer Schlacht auch nur annähernd so sehr vertraute. Cyric ist zu einer tieferen, ehrlicheren Loyalität fähig als jedes andere Geschöpf, das ich kenne. Mit einer Ausnahme.«

Er klatschte mit der flachen Hand auf Cyrics Rumpf und schickte ihn zurück in den Nebel. »Du bist mir in Akhlaurs Sumpf gefolgt und hast gegen den Laraken gekämpft, obwohl du nicht wußtest, daß er dich nicht in eine leere Kristallhülle verwandeln würde. Du bist hier, weil deine Freunde und dein Halruaa bedroht wurden, und du hast dich an ihrer Stelle geopfert. Du und Cyric seid vom gleichen Schlag, Tzigone.«

»Na, so was kann eine Frau nicht oft genug hören«, entgegnete sie bissig.

»Es gibt nichts, was stärker ist als Freundschaft – und es gibt niemanden, den ich lieber zum Freund hätte«, sagte

Matteo voller Ernst. »Diese Kraft besitzt eine eigene Magie.«

Ihre Augen brannten. Sie verwischte mit dem schmutzigen Handrücken ein paar Tränen und wies auf etwas. Matteo drehte sich um und sah, daß sich aus dem Nebel ein moosbedeckter, konischer Hügel herausschälte. Ein schimmern-des Oval lockte sie.

Tzigones Gesicht erstarrte, ihr Lächeln war wie wegge-wischt. Er folgte ihrem Blick und entdeckte einen geschwind heraneilenden Schwarm, eine kleine Armee aus dunklen Feen, denen offenbar daran gelegen war, ihre Gefangenen in dieser nebligen Unterwelt festzuhalten. Es war den beiden Freunden unmöglich, das Portal rechtzeitig zu erreichen.

Matteo drückte Tzigone einen seiner Dolche in die Hand und zog sein Schwert. Ihnen blieb kaum Zeit, in Verteidigungsstellung zu gehen, ehe die Finsteren Feen sie erreichten.

Winzige Messer blitzten, zu schnell, als daß die beiden ihnen hätten folgen können. Matteo fühlte die Stiche, die nur oberflächlich und provozierend waren. Sein Schwert zuckte hin und her, um die Angreifer zurückzutreiben, während er mit seinem Dolch komplexe Verteidigungsmuster beschrieb.

Die Feenmonster waren so schnell, daß sie mühelos vorstoßen und sich zurückziehen, jedem seiner Hiebe ausweichen und immer wieder nach Matteo schlagen konnten, ohne auch nur einmal lange genug in Reichweite seiner Klinge zu bleiben. Matteo wurde von einem Schmerz heimgesucht, der sich mehr anfühlte wie ein starker Sonnenbrand, als etwas, was ihm mit einem Messer zugefügt werden konnte.

Er sah an sich hinab und erkannte, daß seine weiße Kleidung mit dem Blut von Hunderten von Nadelstichen bedeckt war. Seine Unterarme sahen aus, als leide er an einem leichten Ausschlag.

Bei diesem Tempo würde es lange dauern, bis der Tod kam.

Er spürte, daß sich Tzigone von ihm entfernte, worauf er rasch zurückwich, damit ihr Rücken weiterhin geschützt war.

»Laß mich gehen«, sagte sie und kreiselte herum, als wolle sie seinem Schutz ausweichen.

Matteo vollzog jeden ihrer Schritte nach, während sein Schwert und sein Dolch unablässig blitzten. »Vergiß es«, erwiderte er.

Sie zischte verärgert und wirbelte herum. Sie bewegte sich fast so schnell wie die Feen, als sie Matteo in die Kniekehle trat.

Er zögerte nur einen Moment, doch Tzigone genügte das, um loszueilen. Das Finstere Feenvolk folgte ihr wie rachsüchtige Schatten.

Ehe Matteo sich wieder der Verteidigung widmen konnte, wurde das neblige Reich von einem Energieblitz erhellt, der so grell war, daß er eine Hand vor die Augen halten mußte.

Als er wieder sehen konnte, starrte er in ungläubigem Staunen auf die verkohlten Leichen etlicher Feen. Der Rest hatte sich zurückzogen, aber vielleicht waren es auch nicht mehr Angreifer gewesen.

Die Finsteren Feen waren kleiner, als er es erwartet hatte, und sahen so fremdartig schön aus, daß er ihr Schicksal fast schon bedauerte. Ein schrecklicher, durchdringender Gesang

erhob sich jenseits des Nebels, als das Finstere Feenvolk um die Toten weinte.

»Sie können hier sterben«, sagte er verwundert.

»Wir auch«, gab Tzigone zurück, die die Umgebung nach weiteren Angreifern absuchte. »Du hast nicht zufällig Eisen dabei?«

»Basel sagte, das ginge nicht«, erwiderte Matteo schwach.

»Eisenwaffen gelangen nicht durch den Schleier.«

Tzigone kniff die Augen zusammen und dachte nach.

»Nicht, wenn man es den Regeln entsprechend macht. Ruf Cyric.«

»Ich habe ihn beim ersten Mal nicht gerufen.«

»Natürlich. Du bist darin besser als ich. Das war die überzeugendste Illusion, die ich je sah.«

»Das ist unmöglich, ich bin Jordain.«

Während Matteo sprach, erkannte er die Wahrheit in ihren Worten. Er konnte hier Magie *sehen*, konnte sie auf eine Weise wahrnehmen, wie man sie mächtigen Magiern und Elfenmagi nachsagte. Das Gewebe, die Magie, die Mystra spann und erhielt, war ihm so fremd wie Luft für einen Fisch, aber vielleicht gab es an diesem Ort eine Magie anderer Art.

»Das Schattengewebe », sagte Matteo. »Es existiert, und ich kann es spüren, ich kann es sogar benutzen!«

Er packte Tzigone an den Schultern und drehte sie so, daß er ihr ins Gesicht sehen konnte. »Kurz bevor ich das Jordaini-Kolleg verließ, erreichte uns die Nachricht, eine neue Art von Magie ströme in die Nordlande, vielleicht auch nach Halruaa ein. Es heißt, die Göttin Shar habe eine andere magische Quelle geschaffen, die nichts mit Mystra zu tun

hat. Die Weisen vermuten, sie habe in isolierten Ländern damit experimentiert, vielleicht sogar auf anderen Existenzebenen. Dieser Ort aus Nebel und Schatten könnte ein solches Reich sein!«

Tzigone wirkte skeptisch. »Feen haben eigene Götter. Sollen die dabei nichts zu sagen gehabt haben? Sollen sie nur dabeistehen und zusehen, wie sich diese Shar um alles kümmert?«

»Dies ist nicht der Finstere Feenhof«, erklärte Matteo, »sondern ein Korridor zwischen ihrer Welt und unserer. Nichts ist hier real. Ich vermute, die dunklen Feen haben nicht die Macht, uns hierzubehalten. Vielleicht schützen sie nur ihre eigenen Grenzen, so wie wir es mit unseren tun. Die Illusion hat hier die Macht. Es kann sein, daß Leute, die hierher gelangen, nur deshalb hier festsitzen, weil sie glauben, sie könnten nicht von hier fort.«

Tzigone legte die Stirn in Falten, während sie versuchte, das alles zu begreifen. »Dann willst du mir erzählen, du seist am Ende doch irgendein Magier?«

»Nein! Na ja, vielleicht doch«, räumte Matteo ein. »Die Jordaini sind frei von Mystras Kunst. Es ist möglich, daß diese Leere uns für das Schattengewebe empfänglich macht.«

Tzigone zuckte die Achseln. »Gewöhnlich hast du recht. Was mich im Moment aber am meisten interessiert, ist dein Gedanke, wir könnten jederzeit von hier verschwinden. Jetzt wäre dafür ein guter Zeitpunkt.«

Ein schwaches Leuchten erhellte den Nebel in ihrer Nähe, als sich ein weiteres Portal öffnete. Das leise Heulen des Feengesangs setzte alarmiert ein, und im nächsten Moment

schoßen feine schwarze Streifen auf sie zu.

Matteo legte zwei Finger an den Mund und pfiß gellend.

Hufgetrappel kündete schon Augenblicke, bevor der schwarze Hengst aus dem Nebel gestürmt kam und auf die angreifenden Elfen zulief, von Cyrics Rückkehr. Die Illusion von Matteos Pferd erwies sich als ebenso kratzbürstig und loyal wie das Original. Cyric sprang auf die attackierende Horde zu und wieherte zornig. Das Pferd bäumte sich auf und trat mit seinen Hufen um sich.

»Hufeisen«, murmelte Matteo zufrieden, während er Dolch und Schwert zog. »Du kannst hier zaubern – viele unterschiedliche Magie ist hier gegenwärtig. Verwandle die Waffen in Eisen!«

Tzigone ratterte die Worte des Zaubers herunter, dann wurden ihre Waffen schwerer, und das glänzende Metall so matt wie der Nebel.

»Gut gemacht«, sagte er und gab ihr einen Dolch.

»Cyric und ich«, erwiderte Tzigone und hielt zwei verschlungene Finger hoch.

Mehrere dunkle Gestalten wichen dem Hengst aus und stürmten auf sie zu. Tzigone ging in die Verteidigungsstellung eines Messerkämpfers und hieb nach ihnen. Einen Moment lang war eine Finstere Fee zu sehen, die förmlich erstarrte, nachdem völlig unerwartet eine Waffe aus Eisen aufgetaucht war. Dann hob Tzigone den Dolch und ging zum Angriff über. Auch wenn sie von dem giftigen Metall gehemmt und geschwächt wurde, war die Fee immer noch schnell genug und besaß die Beweglichkeit eines Schwertmeisters. Die zornige kleine Hexenmeisterin und das winzige

Feenwesen umkreisten einander und schlugen nacheinander. Die eine war entschlossen, zum Portal zu gelangen, die andere wollte das um jeden Preis verhindern.

Matteo ging in Verteidigungsstellung und bahnte sich mit dem eisernen Schwert einen Weg. Er und Tzigone bewegten sich langsam in Richtung des Portals. Schließlich wirbelte Tzigone ihren Dolch dem nächsten Widersacher entgegen und versetzte Matteo einen kräftigen Stoß.

Sie wandten sich um und legten die letzten Schritte bis zum Portal zurück, dann sprangen sie und landeten auf einem Untergrund, der sich erfreulich fest und hart anfühlte.

Matteo richtete sich auf und sah sich nach Tzigone um, die bereits von Basel Indoulur in die Arme genommen worden war, der sie fast erdrückte.

Andris kam zu Matteo. »Es heißt, diejenigen, die in den Finsteren Feenhof gehen, kommen als das heraus, was sie wirklich sind«, sagte er leise. »Was hast du gesehen? Was hast du erfahren?«

Matteos Blick glitt über den Nath und suchte nach einem Hinweis auf das Schattengewebe. Er sah nichts von dessen Magie, wie es im Korridor der Finsteren Feen der Fall gewesen war. Er zuckte die Achseln, weil er nicht wußte, ob er enttäuscht oder erleichtert sein sollte. »Ich bin ein Jordain, weiter nichts.«

Tzigone kam strahlend zu Matteo, blieb aber erschrocken stehen, als sie den fast durchsichtigen Andris erblickte.

»Bei den neun leeren Höllen! Was tut er denn hier?«

»Andris ist ein Jordain, der sich dem Dienst an Halruaa verschrieben hat. Er hat mir geholfen, Aufgaben von großer

Bedeutung zu bewältigen.«

»Ist das nicht reizend?« Tzigone verschränkte die Arme. »Soweit ich mich entsinnen kann, gingt ihr beiden beim letzten Mal mit Schwertern aufeinander los und habt es sehr ernst gemeint. Ich weiß nur, daß er für Kiva und die Crinti gearbeitet hat.«

»Wir konnten uns einigen«, sagte Matteo.

Tzigone schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß du damit einen zweiten Cyric hast.«

Andris versuchte ein ironisches Lächeln. »Soll ich das als Kompliment auffassen?«

»Das kannst du auffassen, wie du willst«, erwiderte Tzigone. »Aber bleib mir vom Leib.«

Andris verbeugte sich und ging ohne ein Wort davon. Matteo wollte ihm folgen, erkannte aber, daß sein Freund jetzt wohl lieber allein sein wollte.

»Du irrst dich, was Andris angeht«, flüsterte er. »Er ist ein guter Mann, der vielleicht etwas zu sehr auf sein Schicksal konzentriert ist.«

»Möglich.« Sie hakte sich bei um unter und lächelte schief. »Du hast ja die lästige Angewohnheit, daß du recht hast.«

»Ich habe die lästige Angewohnheit, blind zu sein«, sagte Matteo.

Tzigone löste sich von ihm und stemmte die Fäuste in die Hüften. »Würdest du das für die Leute wiederholen, die deine Sprache nicht sprechen?«

»Andris hatte recht. Die, die durch den Schleier treten, sehen sich so wie noch nie zuvor. Mir war nie klar, welch

große Rolle der Stolz in meinem Leben spielt. Jetzt erkenne ich ihn, egal wohin ich sehe, und das gefällt mir nicht.«

»Du bist stolz«, pflichtete Tzigone ihm bei. »Das ist das gleiche, als würde man über Sinestra Belajoon, eine der schönsten Frauen Halruaas, sagen, sie sei eitel. So wie ich das sehe, habt ihr beide das Recht dazu.«

»Stolz lenkt die Aufmerksamkeit nach innen. Ich suche in der Geschichte nach Antworten. Du bist viel flexibler als ich. Ohne deine schnelle Auffassungsgabe hätten wir uns vor den Finsteren Feen vielleicht nicht retten können.«

Tzigneriß die Augen ungläubig auf. »Wer hat mir denn gezeigt, wie man Erinnerungen wiederentdeckt? Das hat sich als sehr praktisch erwiesen. Wer hat mir gesagt, ich sei eine Magierin und mich gedrängt, mehr über meine Magie herauszufinden?«

Er seufzte. »Du wärst schon noch selbst daraufgestoßen.«

»Ich möchte wetten, daß du einem Leichnam das gleiche erzählst. ›Mach dir keine Sorge über den kleinen Rückschlag, liebe Freundin. Ich bin sicher, du hättest früher oder später nach dem Schwert gegriffen.‹« Es gelang ihr, Matteos Sprechweise teuflisch genau zu imitieren. »Täte es deinem Jordaini-Stolz gut, wenn ich die Rolle der hilflosen Jungfrau spielen würde?« fragte sie wieder in ihrem eigenen Tonfall.

Diese Vorstellung war so albern, daß er unwillkürlich lächeln mußte. »Möglicherweise.«

»Dann vergiß das mal schön. Wir sind jetzt wieder hier, und was bist du? Immer noch Jordain?«

Er dachte nach. Der krasse Gegensatz zwischen der Schattenebene und der Welt, die er kannte, hatte seine Wahr-

nehmung gedämpft. Er konnte nicht länger Magie *sehen*, aber etwas war doch noch da ...

»Ich nehme an, daß das von deiner Definition abhängt«, sagte er.

»Jordain«, rezitierte Tzigone hilfsbereit. »Ein pedantischer, arroganter Besserwisser, der über jedes Thema so lange reden kann, bis seinen Zuhörern die Ohren zu bluten beginnen. Jemand, der nicht mal in einem Orkan ein Gesetz beugt. Alte Jungfer, die über Spaß gerade soviel weiß, um mich davon abzuhalten, ihn zu haben.«

Matteo verzog den Mund. »Das klingt bekannt«, stimmte er zu.

Sie nickte und hakte sich wieder bei ihm unter. »Dann sag mir doch: Warum bin ich so froh, wieder hier zu sein?«

SECHZEHNTES KAPITEL

Der Himmel war in die Farben des Sonnenaufgangs getaucht, als die *Avariel* auf Halarahh und die bescheidene Villa zuflog, die Basel Indoulur in der Stadt unterhielt. Das Himmelsschiff glitt über die Stadt, wurde langsamer und kam allmählich zum Stillstand, als es den kleinen Turm erreichte.

Tzigone, die inzwischen gebadet hatte und saubere Kleidung trug, stand an der Reling und nahm die glanzvolle Szene in sich auf, als könnten die Hitze der halruaanischen Sonne und die leuchtenden Farben von See und Stadt die Erinnerungen an einen düsteren, grauen Ort wegbrennen. Plötzlich beugte sie sich vor und wies auf etwas.

»Was bei allen neun verfluchten Höllen ist denn das?«

Eine schwache, pollengelbe Aura umgab den Turm des Magiers.

»Das Gebäude ist magisch versiegelt«, erklärte Basel mit finsterer Miene. »Soviel hat sich ereignet, daß ich dir noch nicht von Farrah Noors Tod berichten konnte. Mason ist des Mordes an ihr beschuldigt worden. Da es aber gewisse unsichere Faktoren bei den Tests gab, wurde ihm gestattet, in der relativen Freiheit meines Turms zu verbleiben.«

Tzigones braune Augen weiteten sich vor Entsetzen. »Das kann nicht wahr sein! Mason würde Farrah nie etwas antun. Sie waren ein Paar, wie Ihr wißt. Er war von ihr besessen.«

»Wenn man dich aufruft, um vor Gericht für ihn zu sprechen, würde ich dir vorschlagen, andere Worte zu wählen, um ihre gegenseitige Anziehung zu beschreiben«, riet ihr Matteo.

»Farrah Noor ist tot«, wiederholte sie, als versuche sie, die Bedeutung zu begreifen. »Das erscheint mir unfassbar. Wie ist das passiert?«

«Nach allem, was ich weiß, wurde sie mit einem Messer ermordet, das man später in Masons Zimmer fand.»

»Das ist ziemlich mager«, schnaubte Tzigone. »Was sagen die Bluthunde dazu?«

»Mason kann sich nicht an Farrahs Tod erinnern, und Erinnerungen, die er nicht hat, können sie nicht zutage fördern. Er bleibt im Turm, bis sich eine Lösung für die rätselhaften Aspekte dieses Falls findet.«

»Zum Beispiel die Miliz, Meister Basel?« fragte Matteo und zeigte auf die Wachen am Tor.

Der Magier verzog das Gesicht, als er die Uniformierten erblickte, die das Anwesen bewachten. »Wir haben nicht genug Leute, um uns mit solchen Dummheiten zu beschäftigen.«

Sie landeten die *Avariel* an einem nahegelegenen Himmelsteich – einem der flachen, von Menschenhand geschaffenen Seen, die genügten, um die fliegenden Schiffe andocken zu lassen – und eilten zu Basels Villa. Zu ihrem Erstaunen gab der Offizier der Miliz seinen Leuten ein Zeichen, woraufhin sie die Tore mit gekreuzten Hellebarden versperrten.

»Mein Schüler zeigt ein beträchtliches magisches Talent,

doch seine gegenwärtigen Fähigkeiten rechtfertigen wohl kaum solche Sicherheitsmaßnahmen«, sagte Basel kühl. »Es entspricht weder dem Gesetz noch ist es Brauch, mich wegen Mason daran zu hindern, meinen eigenen Turm zu betreten.«

Der Offizier verbeugte sich. »Dies betrifft nicht Euren Schüler. Ich bitte um Verzeihung, Meister Basel, aber ich habe einen Haftbefehl, der gegen Euch erlassen wurde.«

Der Magier nahm das Pergament und betrachtete die Runen, dann rollte er es zusammen und gab es dem Wachmann zurück. »Gut. Dies ist meine Schülerin Tzigone. Sie hat freien Zugang zum Turm und darf kommen und gehen, wann sie will.«

»Wie Ihr wollt.« Der Offizier gab ein weiteres Zeichen, und zwei der Wachmänner stellten sich neben den Magier.

Matteo trat dazwischen und hielt dem stechenden Blick des Offiziers stand. »Soll Meister Basel ohne einen rechtlichen Beistand festgenommen werden?«

Nach einem Augenblick trat der Mann zur Seite und bedeutete seinen Männern, es ihm nachzutun.

»Was kann ich tun, um Euch zu helfen?« fragte Matteo Basel.

»Du hast wichtigeres zu tun. Ich werde aus Halarahh einen meiner Jordaini-Ratgeber kommen lassen.«

»Sagt mir wenigstens, was man Euch zur Last legt.«

Basel sah Tzigone an. »Man beschuldigt mich des Mordes an Sinestra Belajoon.«

Tzigone riß erstaunt den Mund auf, klappte ihn aber sofort wieder zu. »Sinestra ist tot? Wie? Wo?«

»Das Wie kann ich nicht beantworten, das Wo ist offensichtlich. Sie befand sich in meinem Turm und durchsuchte dein Zimmer.«

»Natürlich«, erwiderte Tzigone laut und deutlich. »Sinestra Belajoon und ich waren Freundinnen. Sie hat mich gesucht, und Ihr wußtet davon. Es ist ja nicht, als hättet Ihr sie mit einer Diebin oder etwas ähnlichem verwechselt.«

Basel Indoulur beugte sich vor. »Kind, das ist nicht der richtige Zeitpunkt, um zu meiner Verteidigung zu eilen. Sag nichts, bis wir Gelegenheit haben, uns zu unterhalten. Es gibt Dinge über Sinestra Belajoon, die du wissen solltest.«

»Dann sagt sie mir jetzt«, forderte Tzigone.

Der Magier sah zu den Wachen, die erkennbar unruhig wurde. »Sinestra war einst die Dienerin Keturahs«, sagt er hastig und mit leiser Stimme. »Ich kannte sie. Wir verhalfen deiner Mutter zur Flucht, nachdem sie als Mörderin verurteilt worden war. Du kannst es dir nicht leisten, darin verstrickt zu werden. Jetzt geh zum Turm, wir reden später.«

Basel trat einen Schritt zurück und gab den Wachen ein Zeichen. Sie stellten sich wieder zu ihm, und gemeinsam gingen sie los. Tzigone sah ihm ungläubig nach.

»Das ist schlecht«, meinte Matteo. »Das gibt Basel ein scheinbares Motiv.«

Tzigone wirbelte herum und schritt zum Turm. »Basel hat es nicht getan. Er täte nichts, was auch nur im entferntesten illegal sein könnte.«

»Na ja«, wandte Matteo ein und erzählte auf Tzigones Drängen davon, wie er und Basel in Dhamaris Turm eingedrungen waren, um eine Reihe wertvoller Zauber und Bü-

cher zu stehlen.

»Aber die hat er für mich geholt, nicht wahr?« beharrte Tzigone. »Um den Zauber zu suchen, der mich befreien würde?«

»Na und?«

»Dann hat er nichts Böses getan. Der Turm gehörte Keturah, ehe Dhamari ihn an sich gerissen hatte. Ich bin Keturachs Tochter und Erbin. Was Basel von dort mitgenommen hat, gehört mir. Er hat nie etwas Unrechtes getan, und das werde ich jedem sagen, der es hören will. Jetzt laß uns gehen.«

Sie wechselte die Richtung und ging mit schnellen Schritten in Richtung des Stadtpalastes. Matteo schloß zu ihr auf. »Tzigone, du wirst nie in den Senatssaal hineinkommen.«

»Wieso nicht? Wer wird schon den Jordain der Königin aufhalten?«

»Ich bin jetzt Ratgeber des Königs«, berichtigte er sie.

»Um so besser!«

Er seufzte und packte sie, damit sie stehenblieb. »Ich bringe dich unter einer Bedingung hin: Du wirst zuhören und schweigen. Bis alles bekannt ist, könnte deine Neigung, die Wahrheit um interessante Facetten zu bereichern, Komplikationen nach sich ziehen.«

Tzigone stimmte ihm widerwillig zu. Schweigend betraten sie den Palast auf rosafarbenem Marmor und gingen ungehindert bis in den Senatssaal. Der Raum mit seiner Gewölbedecke wurde von einem riesigen marmornen Tisch in Form eines Halbmondes beherrscht. Dreizehn Senatoren

saßen an der geschwungenen Seite des Tisches. Ihre Gesichter waren ernst, da sie im Begriff waren, eine Anklage gegen einen aus ihren Reihen zu hören.

Matteo und Tzigone setzten sich auf einen leeren Balkon und sahen zu, wie eine Inquisitorin des Azuth mit dem Prüfzauber begann.

Die Bluthündin war eine große, schwarzhaarige Frau im grüngelben Gewand einer azuthanischen Inquisitorin und mit viel zu vielen Edelsteinen geschmückt. Offensichtlich wollte sie wichtig und bedeutend erscheinen. Sogar ihre Gesten hatten eine theatralische Extravaganz, die Matteo reizte. Er konnte sich vorstellen, welche bissige Satire Tzigone nach dem Verfahren zum besten geben würde.

Mit dramatischer Bewegung zückte die Bluthündin einen silbernen Stab und legte ihn auf Basels Stirn. »Die Anklage, die von Uriah Belajoon vorgetragen wird, ist wahr«, verkündete sie mit durchdringender Stimme. »Basel Indoulur war der Mann, der Sinestra berührte und damit Lord Belajoons Zauber auslöste.«

»Das mag so sein«, sagte Basel ruhig. »Doch ich habe lediglich die Augen der Frau geschlossen. Sie war schon tot, da sie einem Zauber zum Opfer gefallen war, den ich nicht gewirkt hatte.«

Tzigone beugte sich über das Geländer vor und betrachtete den Mann, der im Mittelpunkt der Gruppe Senatoren saß. »Verdammt! Da ist der Schneefalke! Das ist kein gutes Zeichen sein.«

Diese Beschreibung paßte wirklich hervorragend auf Propicio. Er trug sein vorzeitig ergrautes Haar kurz, wodurch

seine extreme Hakennase und die schwarzen Augen besonders hervortraten, die an einen Jagdfalken erinnerten. Matteo wußte, daß Procopio und der angeklagte Magier einander nicht ausstehen konnten.

»Procopio ist der Oberbürgermeister der Stadt des Königs«, wandte Matteo ein. »Er ist oft bei Anklagen zugegen und urteilt mit. Wenn es zu einem Verfahren kommt, wird es vor dem gesamten Senat stattfinden.«

Tzigone sah ihn ungläubig an. »Es wird auf jeden Fall einen Prozeß geben. Procopio haßt Basel!«

Matteo war sich da nicht so sicher. Procopio war unsichtig. Er hätte nie einen Fall dem Rat vorgelegt, wenn er nicht sicher war, ihn auch zu gewinnen.

Er betrachtete den Oberbürgermeister mit großem Interesse. Procopio hörte aufmerksam zu, während die Bluthündin Zauber wirkte, die die letzten Augenblicke im Leben Sinestras wiederentstehen lassen sollte. Sie berichtete, wie sich Sinestra und Basel Indoulur in einem Turmzimmer unterhielten, wie Sinestra von einem Fluch überwältigt wurde und unter schrecklichen Zuckungen starb.

»Hat Meister Basel diesen Zauber gewirkt?« fragte Procopio.

Die schwarzhaarige Bluthündin zögerte. »Das ist unmöglich zu sagen, da das Ziel des Zaubers nicht getestet werden kann. Basel hat sie berührt, und sie schmolz.«

»War er der Mann, der sie tötete?«

»Das kann ich nicht sagen«, erwiderte sie nochmals, diesmal mit übertriebener Betonung. »Die Vision ist unschlüssig. Meister Basel war verantwortlich dafür, daß der

Zauber ausgelöst wurde. Soviel kann ich sagen. Den Rest müßt Ihr auf andere Weise in Erfahrung bringen.«

Procopio Septus erhob sich. »Wollen wir noch einmal durchgehen, was wir wissen. Sinestra Belajoon kam in den Turm Meister Basels. Sie wurde von böser Magie getötet, deren Schöpfer wir nicht kennen. Meister Basel schloß ihre Augen, und es war seine Berührung, die einen Zauber auslöste, durch den sie nach Hause zurückgebracht wurde. Ihr Ehemann Uriah Belajoon nahm die Bestattungsrituale vor, bevor er Meister Basel beschuldigte. Stimmt das soweit?«

Procopio blickte von Basel zur Bluthündin und weiter zu dem alten, stämmigen Mann, der auf dem Anklagestuhl saß. Alle drei nickten.

»Nun gut, dann kann Meister Basel gehen.« Er hob die Hand, um den Magier Belajoon daran zu hindern, seinen Protest kundzutun. »Das halruaanische Recht ist in dieser Sache eindeutig. Wenn ein Mord vermutet wird, muß eine magische Untersuchung veranlaßt werden. Nachdem der Leichnam vernichtet wurde, besteht keine Möglichkeit mehr, die Tote zu befragen.

Belajoons Gesicht wurde tiefrot vor Zorn, dennoch nickte er knapp, um das Urteil anzunehmen. Er sah Meister Basel nach, der den Raum verließ. Unbändiger Haß brannte in seinem Blick.

»Der Schneefalke hat etwas vor«, sagte Tzigone nachdenklich. In einer raschen Bewegung stand sie auf und eilte auf einen der Gobelins zu, die die Wände schmückten.

Matteo wollte sie packen, bekam aber nur Luft zu fassen. Er hob den Teppichrand an und sah nach oben. Sie kletterte

an der Rückseite aufwärts. Halt gaben ihr dabei die vielen kleinen Schlaufen. Da der Teppich nicht direkt an der Wand hing, sondern an einem marmornen Vorsprung, war ihr Treiben von der anderen Seite nicht zu bemerken. Der Vorsprung lief über die gesamte Länge des Korridors entlang und war breit genug, damit sich Tzigone auf ihm weiterbewegen konnte. Solange sie gebückt ging, hatte sie auch nach oben genügend Platz.

Seufzend verwarf Matteo den Gedanken, ihr zu folgen. Er würde aber diese Sicherheitslücke der Palastwache melden, auch wenn er fast sicher sein konnte, daß sie angesichts der Absurdität seiner Worte hinter seinem Rücken über ihn lachen würden.

Das mußte der Grund dafür sein, daß Tzigone so lange überlebt hatte.

*

*

*

Tzigone schlängelte sich den marmornen Vorsprung entlang. Von dort aus konnte sie den gesamten Saal und fast alle Ausgänge sehen. Procopio verließ den Raum nach Süden, dicht hinter einem Pulk von Menschen, die nach Schatten und Erfrischungen dursteten, bevor die Sonne hoch genug gestiegen war, um die Zeit der Mittagsruhe einzuläuten.

Sie folgte ihm durch die immer enger werdenden Gassen der Stadt wie ein Schatten. Schließlich hatte sie genug davon und kletterte an einem Rosengitter aufs nächste Hausdach. Dort lief sie leichtfüßig über die Dächer und kehrte erst etliche Häuser weiter wieder auf die Straße zurück.

Procopio Septus verschwand in einem dunklen Hauseingang. Tzigone zögerte, dann folgte sie ihm. Die Tür fiel mit einem Klicken ins Schloß, obwohl sie von niemandem berührt worden war. In dem Moment, in dem ein Kerzenleuchter angezündet wurde, sprang sie unter einen reich drapierten Tisch. Ein Regenbogen erhellte den Raum, als sich das Licht in den bunten Kristallen rund um die kunstvoll gefertigte Lampe brach.

Der Magier machte eine Geste, dann wurde das Seil länger, das den Kerzenleuchter hielt, der daran herabgesenkt wurde. Einen Moment lang betrachtete er ihn, dann nahm er einen gelben Kristall und warf ihn hoch.

Der Edelstein blieb kurz in der Luft hängen, dann verwandelte er sich in eine große, durchscheinende Blase, die von blasser goldener Farbe war. Ihre Oberfläche wellte sich leicht, dann trat Dhamari in den Raum Tzigone biß sich auf die Lippen, um einen wütenden Aufschrei zu unterdrücken. Der Magier wirkte kein bißchen besser gelaunt als sie.

»Ihr habt gegen unsere Abmachung verstoßen«, sagte Dhamari Exchelsor.

Procopio hielt die Hände mit den Innenflächen nach oben ausgestreckt. »Wieso? Ihr spracht von einem verborgenen Ort. Was wäre besser geeignet als Eure eigene Halbebene? Kein Magier wird Euch finden.«

Der kleine Magier nickte. »Ich spreche von Basels Anhörung. Ich dachte, wir wollten diese Angelegenheit privat regeln.«

»Ich ließ ihn gehen«, sagte Procopio.

Dhamari Exchelsor starrte ihn ungläubig an. Dann begriff

er, und sein Mund verzog sich zu einem gehässigen Lächeln. »Uriah wird die Gerechtigkeit verwehrt, also muß er die Sache selbst in die Hand nehmen. Ihr wißt, daß er keine guten Chancen hat, Basel zu töten.«

»Nicht, wenn er es allein versucht.«

»Ausgezeichnet«, begeisterte sich Dhamari. »Basel wäre schwer zu verurteilen, Uriah aber nicht. Also zwei weitere Anhänger Zalathorms aus dem Weg geräumt.«

»Wir sind uns also einig«, sagte Procopio Septus.

Tzigone nickte. Schließlich trat Ungeziefer meist in Schwärmen auf. Es überraschte sie nicht, daß Procopio sich mit Gedanken an einem Verrat trug und Dhamari mit ihm unter einer Decke steckte. Das Problem würde nur sein, jemanden außer Matteo zu finden, der ihr diese Geschichte abnahm!

Dhamari Exchelsor griff nach dem Kristall. »Ich kehre später auf die Halbebene zurück. Es gibt noch einiges, worum ich mich kümmern muß.«

Der Erkenntniszauberer nickte und ging zu einer Tür am anderen Ende des Raums. Arkanes Licht flammte entlang der Tür auf und verriet, daß ein magisches Portal geöffnet worden war. Dhamari ging durch die Tür hinaus, durch die Procopio gekommen war.

Tzigone ließ ihm etwas Vorsprung, dann folgte sie ihm eine Straße entlang, deren Baumreihe für angenehmen Schatten sorgte. Sie kletterte am Stamm einer scharlachroten Buche empor und ging auf einem der massiven Äste entlang, wobei sie dem Magier immer ein kleines Stück voraus war. Um diese Zeit war die Sonne besonders heiß,

daher waren nur wenige Passanten unterwegs. Tzigone wartete, bis niemand in Sicht war, dann ließ sie sich herab, packte Dhamari an dessen Tunika und zog ihn hinter sich her in eine schmale Gasse zwischen zwei Geschäften.

Er versuchte, nach dem Kristall zu greifen, um die Flucht antreten zu können. Tzigone war schneller. Sie bekam seine Hand zu fassen und riß sie so heftig nach hinten, daß er vor Schmerz in die Knie ging. Dhamari sah sie erstaunt an, während er nach Luft rang. Ehe er seinen Atem als Schrei ausstoßen konnte, beugte sich Tzigone vor und versetzte ihm einen Fausthieb in die Magengegend. Er klappte zusammen, um seinen Hals hing ein vertrautes Stück Silber.

Keturahs Talisman.

Tzigone schnappte danach, doch Dhamari schlug ihre Hand zur Seite und bekam mit der anderen Hand ihren Unterarm zu fassen.

Hexerische Energie ging von der wütenden jungen Frau aus, die sich zu ihrem eigenen Erstaunen nur in einem Kreis um Dhamaris Handgelenk sammelte.

Er ließ los und stand auf. Einen Arm hielt er gestreckt, um ihr eine kupferne Kette vorzuhalten. »Deine Mutter war auch so wild«, sagte er herablassend. »Für den Fall der Fälle habe ich einige interessante Schutzzeichen gesammelt.«

Tzigone warf beide Arme hoch, als wolle sie einen Zauber wirken. Sofort hob der Magier die Arme, um den Angriff abzuwehren. Statt dessen trat Tzigone aber vor und zog mit voller Wucht ihr Knie hoch.

Der Magier stieß den Atem keuchend und pfeifend aus. Einen Moment lang sah er sie mit unverhohlenem Haß an.

Sie konnte fast sehen, wie die Gnome das Räderwerk in seinem Kopf antrieben, während er nach dem abscheulichsten Fluch suchte, nach den Worten, die sie am tiefsten verletzen würden.

»Keturah lebt.«

Er sprach mit solcher Gewißheit, daß sie ihm fast glaubte. Die Welt begann, um sie herum ins Trudeln zu geraten.

»Ich wüßte, wenn sie noch lebte.«

»Wie solltest du, wenn sie selbst es nicht mal weiß?« erhöhte Dhamari sie. Sein Blick wanderte über ihren Körper, sein Mund verzog sich zu einem gehässigen Grinsen. »Ich muß sagen, du bist die untypischste Prinzessin, die mir je begegnet ist.«

Tzigone wollte widersprechen, erstarrte aber mitten in ihrer Bewegung. Beatrix. Diesen Namen hatte ihr Vater Keturah gegeben. *Königin* Beatrix?

»Wie du vielleicht gehört hast, wird die Königin in wenigen Tagen wegen Verrats verurteilt.« Dhamari legte eine kurze Pause ein, um kalt zu lächeln. »Die Königin wird vielleicht vom Vorwurf des Verrats freigesprochen, wenn man ihren Wahnsinn in Erwägung zieht. Aber das Gericht wird nicht so gnädig sein, wenn sich herausstellt, daß sie noch eine weitere mörderische Vergangenheit besitzt.«

»Du hast die Grünmaga umgebracht!« gab Tzigone zurück. »Du hast sie getötet und hast Keturah diesen Mord in die Schuhe geschoben!«

Dhamari Exchelsor war verblüfft. »Woher weißt du ...«, begann er, bekam sich dann aber wieder in den Griff. »Wie kannst du so etwas sagen?«

Kiva sah ihn an, dann nahm sie einen seiner Handschuhe an sich. »Wildleder.«

Der Magier lachte. »Mein liebes Kind, wenn du glaubst, das würde irgend etwas beweisen, dann bist du so verrückt wie Keturah.«

»Du hast das Wild mit einem von Keturahs Zaubern gerufen«, fuhr Tzigone fort. »Du hast dafür gesorgt, daß es sich nicht bewegen konnte, während du angelegt hast. Vier Pfeile hast du benötigt, weil du so ein schlechter Schütze bist«, meinte sie als Seitenhieb, kehrte dann aber zum Thema zurück. »Der Mann, der dieses Leder gegerbt hat, lebt auf dem Anwesen der Familie Exchelsor. Er hat an der linken Hand vier Finger und trägt eine Augenklappe.«

Dhamari wurde blaß, während er ihr zuhörte. »Was soll das?«

»Das bedeutet, ich kann die Vergangenheit erkennen. Im Reich der Finsteren Feen habe ich viel Zeit damit verbracht, mich mit Keturahs Vergangenheit zu beschäftigen. Ich kann dir gar nicht sagen, wie erleichtert ich war, als ich erfuhr, daß du nicht mein Vater sein kannst.«

Das Gesicht des Magiers lief rot an. »Ich darf dich daran erinnern, daß eine von Finsteren Feen ausgelöste Vision nicht als Beweis betrachtet werden kann. Außerdem bist du keine glaubwürdige Zeugin. Ich vermute, man kann dich nicht magisch testen, um den Wahrheitsgehalt deiner Worte festzustellen. Deine Widerstandskraft gegen Magie ist zu stark.«

Er hatte recht. Dennoch blieb Tzigone bei ihrem Lächeln. »Aber man kann dich testen, nicht? Wenn du nur einen

Schritt gegen mich oder meinesgleichen unternimmst, dann werde ich Zeugen aufführen, die um ihre Glaubwürdigkeit sogar von den Göttern beneidet werden.«

Er starrte sie an. »Ein Schwert an deiner Kehle und eines an meiner.«

Tzigone zuckte die Achseln. »Für den Moment genügt das – und jetzt verschwinde.«

Sie sah ihm nach, wie er sich zurückzog, dann eilte sie in den Park. Dort gab es verborgene Pfade, die über die gewaltigen Bäume führten, die der Stadt Schatten spendete, und Tzigone kannte sie alle. Dieses Wissen und ihre Resistenz gegen Magie verschafften ihr Zutritt zu jedem Ort, den sie aufsuchen wollte. Nicht einmal der Palast des Königs blieb ihr verschlossen. Sie eilte in Matteos Zimmer, fand es aber leer vor. Ihr kam seine jüngste Beförderung in den Sinn, und sie begab sich zu dem Zimmer, das zuvor von Cassia bewohnt worden war, der letzten Ratgeberin des Königs.

Sie trat ein und fand Matteo in ein Gespräch mit einem geisterhaften Jordain vertieft vor. Beide sahen auf, als sie sich näherte. Sie war zu wütend, als daß sie leise hätte auftreten können.

»Stimmt es?« wollte sie wissen.

Matteo betrachtete lange ihr Gesicht. Aus einem unerklärlichen Grund mußte er nicht fragen, was sie meinte. »Ja.«

Tzigone atmete tief durch, um ruhiger zu werden. »Seit wann weißt du es?«

»Seit ein paar Tagen. Ich erfuhr davon am Tag nach deinem Verschwinden. Wäre es mir erlaubt gewesen, darüber zu

reden, hätte ich es dir schon gesagt.« Matteo hielt inne und dachte über seine Worte nach. »Nein, das ist nicht die Wahrheit. Ich hätte es dir gesagt, bevor ...«

»... bevor es zu spät gewesen wäre«, führte Tzigone den Satz zu Ende. Ehe Königin Beatrix, vormals unter dem Namen Keturah bekannt, als Verräterin hingerichtet worden wäre.

Matteo nickte.

Andris sah von einem zum anderen, sein durchscheinendes Gesicht war von Verwirrung geprägt. »Vielleicht sollte ich gehen. Ich werde die Wache rufen, damit sie mich in meine Zelle zurückbringt.«

»Nein«, entgegnete Matteo entschieden. »Du kannst bei mir bleiben, bis dein Verfahren vorbei ist, oder du kannst überall hingehen, wohin du nur möchtest.«

Er wandte sich Tzigone zu. »Soll ich dich zu Beatrix bringen?«

Sie nickte und folgte ihm durch ein Labyrinth aus Palastsälen, dann begaben sie sich in den höchsten Turm, der mit magischen Schutzzeichen versehen war und in dem es nur eine einzige, enge Wendeltreppe gab. Wachen – menschlicher und magischer Natur – waren in kleinen Alkoven untergebracht, die in die Wände eingelassen waren und plötzlich auftauchten. Tzigone vermutete, daß sie nach einem Zufallsprinzip ihren Standort veränderten. Niemand, der diese Treppe benutzte, konnte wissen, wann er mit welchem Wächter konfrontiert werden würde. Die Königin war gut geschützt, und Halruaa war vor der Königin sicher.

Schließlich blieben sie vor einer eisenbeschlagenen Tür

stehen. Matteo gab den Wachen ein Zeichen, die daraufhin aufschlossen.

Tzigone lehnte sich gegen die Türöffnung und betrachtete die Königin. Beatrix saß auf einem kleinen Stuhl, die Hände im Schoß gefaltet. Desinteressierte braune Augen sahen Tzigone an. Sie waren mit Kajal dick nachgezogen und wirkten in dem kleinen, weißen Gesicht riesig. Sie schien Tzigone nicht zu erkennen.

Tzigone wartete, bis ihr rasendes Herz sich soweit beruhigt hatte, daß sie frei sprechen konnte. Ihr Blick fiel auf den Fensterschlitz. Der Tag neigte sich bereits dem Ende entgegen, der Sonnenuntergang bestimmte die Farben des Himmels.

»Es ist fast Nacht, Majestät. Ihr müßt Euch zum Schlafen gehen bereitmachen.«

Als die Königin nicht protestierte, nahm Tzigone eine Schale und füllte sie mit Wasser aus dem geheizten Badeofen. Sie fand ein weiches Tuch und kniete neben der Königin nieder. Wie eine Dienerin entfernte sie die Schminke aus dem Gesicht der Königin.

Ohne die weiße Schminke wirkte Beatrix zierlicher, jünger und weit schöner. Doch ihr Aussehen erinnerte nicht an das der Mutter, die Tzigone in ihrer Vision gesehen hatte.

»Es muß eine magische Illusion auf ihr liegen«, sagte Tzigone. »Ich werde sie aufheben.«

Matteo wollte sie warnen, war aber nicht schnell genug, da Tzigone bereits zu einem Zauber angesetzt hatte, der die tarnende Magie verschwinden ließ.

Tränen stiegen ihr in die Augen. Das Gesicht, das sie sah,

war nicht das Keturahs – es war sogar kaum als menschliches Antlitz zu identifizieren. Haut und Fleisch waren abgerissen worden, und das, was verblieben war, hatte Feuer und Säure tief verbrannt. Die Frau hatte keine Ohren und nur noch den Rest einer Nase. Die kunstvolle weiße und silberne Perücke, die sie nach wie vor trug, wirkte als Kontrast zu ihrem Gesicht wie Edelsteine auf einem Leichnam.

Ohne nachzudenken, griff Tzigone nach der Perücke, doch die Königin nahm ihr Handgelenk in einen überraschend festen Griff.

»Nein«, sagte sie leise.

Tzigone war erschüttert. Die einfache Geste überzeugte sie mehr als jedes Wort. Sie wich zurück und verbeugte sich.

»Gute Nacht, Herrin.«

Sie machte kehrt und stürmte aus dem Raum. Matteo folgte ihr und fand sie schließlich auf der Treppe wieder. Sie saß auf einer Stufe, die Arme um die Knie gelegt, das Gesicht zur Wand gedreht. Er setzte sich und wartete ab.

»Ich hätte wissen müssen, daß ich ihre Perücke nicht berühren sollte«, sagte sie nach einer Weile. »Meine Mutter hatte wunderschönes Haar. Selbst jetzt kann sie es noch nicht ertragen, daß sie jemand ohne ihre Haare sehen könnte.«

»Also glaubst du, daß es wahr ist.«

Tzigone hob eine Schulter. »Warum nicht? Du hast mich nie belogen. Allerdings warst du mit der Wahrheit auch noch nie besonders großzügig.«

Er wollte ihr die Hand auf die Schulter legen, hielt sich aber im letzten Moment davon ab. »Was wirst du nun tun?«

»Hmm?« Tzigone sah ihn an. »Ich gehe direkt zum Turm. Darauf gebe ich dir mein Wort«, fügte sie spitz an, als er fragend eine Braue hob.

Matteo nickte und brachte sie zum nächsten Ausgang. Als Tzigone in die im Zwielficht daliegende Stadt eilte, war sie für Matteos Logik dankbar. Er ging davon aus, sie werde zu Basel zurückkehren. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, sie zu fragen, *welchen* Turm sie meinte.

*

*

*

Die Kiesel knirschten unter Uriah Belajoons Füßen, als er durch den Garten schlich, der sich um Basels Turm zog. Er hatte vorgehabt, sich in eine Kugel des Schweigens zu hüllen, doch den Gedanken hatte er verwerfen müssen. Ein gelblicher Schleier umgab den Turm, ein Hinweis auf ein Schutzzeichen, das magisches Eindringen verhinderte. Er konnte es nicht riskieren, entdeckt zu werden. Zuviel hing vom Element der Überraschung ab. Er hatte nur diese eine Chance.

Er hockte sich hinter einen blühenden Malvenbusch neben dem Hauptweg, der nicht weit von der Tür zum Turm entfernt war. Seine Finger schlossen sich fester um das Heft des Dolchs. Magie würde man feststellen können, doch wer würde erwarten, daß ein einzelner Mann sich in das Reich einen mächtigen Beschwörers wagen und dabei nichts weiter als ein kleines Messer mitführen würde? Früher oder später mußte Basel Indoulur hier vorbeikommen, und dann würde er sterben.

Uriah wartete, bis der Mond über den Dächern in der Stadt des Königs stand. Dann wurde seine Geduld belohnt. Die fette kleine Kröte, die seine geliebte Sinestra auf dem Gewissen hatte, verließ den Turm und kam in den Garten. Basel stand da und betrachtete den Mond und die sieben hellen Fragmente, die ihm folgten. Es schien so, als suche er die Antwort auf ein großes Rätsel, daß dort geschrieben stand.

Der Magier seufzte. Uriah Belajoon glaubte, aus dem Laut so etwas wie ein schlechtes Gewissen herauszuhören. Er umfaßte den Dolch und erhob sich langsam, während der verhaßte Magier sich ihm näherte.

Als Basel neben der Malve stand, packte Uriah all seine Kraft in einen einzigen Angriff. Einen Moment lang befand er sich in der Luft und war unbesiegbar – ein Wolf, der einen Rivalen angreift, ein junger Krieger, der seine Herrin verteidigt, ein Gott, der das Böse rächt.

Im nächsten Moment lag er auf dem Rücken und betrachtete fasziniert der Mondscherben kreisenden Tanz.

»Meister Belajoon«, sprach eine überraschte, vertraute Stimme.

Uriahs Augen konzentrierten sich auf Basels Gesicht. Ein Gefühl des Versagens schoß durch den Alten, das erdrückende Gewicht der Sinnlosigkeit lastete schwer auf seiner Brust.

Es gab nichts, was noch zu tun war. Sinestra war tot, und mit ihr war auch der Traum von Vergeltung, der ihn am Leben gehalten hatte, gestorben. Impulsiv griff Uriah nach dem zu Boden gefallenem Messer und brachte es über seinem eigenen Herzen in Position. Er umfaßte das Heft mit beiden

Händen und war bereit, es in sein Fleisch zu treiben.

Der erdrückende Schmerz wurde stärker, und die Waffen entglitt seinen Fingern, die kraftlos geworden waren. Schmerzhafte Wellen breiteten sich von Uriahs Brust bis in seine Arme aus. Er konnte sich nicht bewegen, konnte nicht einmal den Magier verfluchen, der ihm dies genommen hatte.

Nur schwach nahm er wahr, daß Basel niederkniete. Der stämmige Magier nahm das Messer und warf es fort. Er schlug fest mit dem Handballen auf die Brust des Mannes, drückte dann sein Ohr darauf und lauschte, dann schlug er wieder zu.

Uriah beobachtete das Geschehen aus immer größer werdender Distanz. Er begriff, daß sein Tod bevorstand, und er verstand, was Basel versuchte. Plötzlich war es ihm egal, daß der verhaßte Magier immer noch lebte und sogar entschlossen zu sein schien, das Leben in Uriahs Leib zurückzuholen.

Der Sterbende richtete seinen Blick auf die Mondscherben und dachte an jede strahlende Legende, die er über das gehört hatte, was ihn dort erwartete. Er glaubte sie alle. Die Lichter wurden größer und verschmolzen, bis er nur noch Licht sah.

*

*

*

Tzigone schlich sich durch die Straßen zum Anwesen Belajoons, um dort etwas zu stehlen, das Sinestra gehört hatte. Basel war frei, aber das war keine Garantie für die Dinge, die

sich morgen abspielen mochten.

Eines irritierte sie. Warum war Sinestra Belajoons Tod nicht untersucht worden? Normalerweise wurden sofort Bluthunde eingeschaltet. Wenn der Mörder festgestellt war, wurde die Leiche eingeäschert, die Asche wurde so verstreut, daß eine weitere Untersuchung unmöglich gemacht wurde. Nach Recht und Gesetz starben die Geheimnisse halruaanischer Magier mit ihnen.

Es war seltsam, wie mühelos sie in das alte, ausladende Anwesen eindringen konnte. Alle Lichter waren wegen der Trauer gedämpft, die Fenster offen. Dies sprach Bände über den alten Meister Belajoon. Der halruaanische Brauch verlangte, die Fenster geschlossen zu halten, was dem alten Aberglauben folgte, daß offene Fenster die Geister des Verschiedenen anlockten und sie zum Verbleiben aufforderten. Offenbar wollte Belajoon seine Frau so lange wie möglich in seiner Nähe wissen.

Magische Schutzzeichen sicherten die Fenster und strichen wie zarte Insekten über Tzigones Haut, als sie über das Fenstersims stieg. Sie schlich durch das ruhig daliegende Haus auf einen Raum zu, in dem zahlreiche Kerzen brannten. Sinestra Belajoons Raum war unberührt geblieben und wirkte fast wie ein Schrein.

Sie schüttelte den Kopf angesichts der Dummheit des Alten und ging an die Arbeit. Tzigone stieß auf eine kleine silberne Bürste, deren Griff abgebrochen und die achtlos in eine Lade geworfen und vergessen worden war. Das war von Bedeutung. Was Tzigone auch immer für eine Überprüfung vorlegte, mußte als weggeworfenes Objekt betrachtet wer-

den. Kein Bluthund konnte legal einen gestohlenen Gegenstand untersuchen.

Als Tzigone die Bürste hochhob, fiel ihr Blick auf ein kleines Stück gefaltetes Papier. Sie zog daran und sah, daß es sich um ein kleines Päckchen handelte. Sie erkannte, daß sie das sonderbar gefärbte Pulver vor sich hatte, das Sinestra Belajoon aus Procopios Turm mitgenommen hatte.

»Nicht anfassen«, empfahl eine männliche Stimme dicht hinter ihr.

Tzigone machte einen Satz und wirbelte herum, dann sah sie, daß sie Andris vor sich hatte.

Er bekam das Päckchen zu fassen, das Tzigone vor Schreck hochgeworfen hatte, und wich der kleine Wolke aus, die daraus entwich. »Das solltest du nicht an dich nehmen. Wenn Meister Belajoon auf den Verlust aufmerksam wird, dann wird man nach dem Dieb suchen.«

»Wahrscheinlich weiß er gar nicht, daß Sinestra es hatte. Sie wußte nicht, was es war«, erklärte Tzigone und war ein wenig verlegen. Es war schon lange her, daß sich jemand unbemerkt an sie herangeschlichen hatte! »Wenn wir schon dabei sind: Ich weiß auch nicht, was es ist.«

Andris knickte das Papier um und zeigte Tzigone das Pulver. »Dieser Farbton wird unter Künstlern als ›Mumienbraun‹ bezeichnet. Einst war es auch genau das: ein Pigment, geschaffen aus den gemahlenen Überresten von Mumien. Es ist schon lange nicht mehr in Gebrauch, aber es war durchaus üblich während einer Zeit, als die Nordmänner dazu neigten, die alten Imperien zu erkunden und zu plündern.«

Tzigone hob eine Braue. »Jetzt ist mir klar, warum Matteo

sich so gut mit dir versteht. Warum bist du mir gefolgt, Andris?«

»Genaugenommen bin ich das nicht«, sagte Andris und räusperte sich. »Ich bin hier, um Meister Basel zu helfen. Auf Matteos Veranlassung.«

»Du lügst. Matteo hätte dich nie hergeschickt.«

Andris' grüne Augen verengten sich. »Hat er dich geschickt?«

»Gutes Argument«, räumte Tzigone ein, dann fügte sie an: »Hast du etwas gefunden?«

Andris ging zur Wand und tippte leicht auf die Holzvertäfelung. Sie glitt zur Seite und gab den Weg frei auf einen Geheimgang. Mit einem Schulterzucken reagierte er auf Tzigones ungläubigen Blick. »Die Baupläne für fast jedes wichtige Bauwerk finden sich im Jordaini-Archiv.«

Tzigone stieß einen leisen Pfiff aus. »Wenn du je einen Partner brauchst, könnte ich verfügbar sein.«

Sie gingen eine geheime Treppe hinunter und durchqueren mehrere Räume, bis Andris sie in eine tief unter dem Haus verborgene Kammer führte, die rund und leer war – wenn man von einem Glassarg auf einem Marmortisch absah. Belajoon hatte Sinestras Leichnam in einem gläsernen Sarg beerdigt.

Tzigone trat näher. Ihre Freundin hatte sich von einer schwarzen Schönheit in die Frau verwandelt, die sie einmal in einem Spiegel gesehen hatte, der Magie abwehrte.

»Sie sieht meiner Mutter ähnlich«, sagte sie nachdenklich.

»Keturah«, erinnerte sich Andris. »Kiva sprach von ihr in Akhlaurs Sumpf.«

Tzigone nickte, doch sie war mit ihren Gedanken woanders. Sie legte die Hand auf das Glas und konzentrierte sich darauf, den Zauber zu finden, der Sinestra getötet hatte. Seine Art war ihr vertraut: ein besonders heftig reagierender Verschwiegenheitszauber, der oft bei Dienern Anwendung fand. Aber so sehr Tzigone sich auch bemühte, konnte sie nicht erkennen, von wem der Zauber stammte. Die Person war auf magische Weise abgeschirmt, doch Tzigone spürte ein schwaches Echo der Magie ihrer Mutter.

»Dhamari Exchelsor«, sagte sie und sprach den Namen wie einen Fluch aus.

SIEBZEHNTE KAPITEL

Andris und Tzigone konnten problemlos in den Palast hinein, da Matteo sie im Buch des Wachhauses hatte eintragen lassen. Deshalb wurden sie auch mit außergewöhnlicher Höflichkeit eingelassen, die Tzigone als äußerst amüsant empfunden hätte, wäre sie in besserer Stimmung und passenderer Begleitung gewesen.

»Freunde des Ratgebers des Königs«, murmelte sie und imitierte den unterwürfigen Tonfall der Wache. »Mich wundert, daß uns nicht ein zu diesem Titel passender Orden verliehen wird.«

»Ich hätte eher erwartet, daß jemand ein Schwert zieht und uns zum Ritter schlägt.«

Tzigone warf Andris einen überraschten Blick zu. Sein Tonfall paßte zu ihrem – intelligenter Humor, der keinen Neid auf Matteos Position verriet.

Sie dachte über das Rätsel Andris nach. »Seid ihr beide schon seit langem befreundet?«

Er zuckte die Achseln. »Ein ganzes Leben lang. Doch angesichts unserer relativen Jugend weiß ich nicht, ob man das als ›lange‹ bezeichnen kann.«

»Warum bist du zu Kiva übergelaufen?«

»Das sind zwei völlig voneinander getrennte Ereignisse«, sagte er ruhig und sah starr geradeaus.

Tzigone stieß einen abfälligen Laut aus. »Ein an Minerali-

en reicher Stoff zur Bodenverbesserung – Rothe-Dung kann sich ziemlich gut anhören, wenn man ihn in elegante Worte kleidet, nicht wahr?»

Der Jordain lächelte. »Du hast eine Gabe, den wunden Punkt zu entdecken. Ich habe lange versucht, mich davon zu überzeugen, daß eines mit dem anderen nichts zu tun hat.« Er sah Tzigone an. »Ich nehme an, du kennst meine Geschichte.«

»Ja, aber ich verstehe sie nicht.«

»Wir Halruaaner werden mit einem starken Sinn für Herkunft und Schicksal erzogen. Du warst es, die mir sagte, ich hätte Elfenblut. Daher sollte es dich nicht wundern, daß es ein Blutsband zwischen Kiva und mir gibt.«

»Das erklärt es nur zum Teil.«

»Das ist wahr«, stimmte Andris ihr zu. »Eine Zeit lang dachte ich, Kivas Ziele rechtfertigten ihre Mittel. Zugegeben, da war die Schlacht. Als Jordain konnte ich im besten Fall erwarten, Magiern bei Taktiken zur Seite zu stehen und alles aus der Distanz zu sehen.«

»Weshalb Kiva dich überhaupt erst aus dem Kolleg geholt hat«, fuhr Tzigone fort. »Matteo sagt, du bist seit Jahren der beste, der das Jordaini-Kolleg besucht. Sogar besser als er.«

Andris grinste. »Er ist ehrlich bis zum äußersten, nicht?«

»Das fiel mir auch auf.« Tzigone blieb vor der Tür zu Matteos Quartier stehen und betrachtete ihn. »Ich glaube, ich könnte dich mögen«, sagte sie und fand sogar selbst, daß sie überrascht klang. »Aber wenn du dich noch einmal gegen Matteo wendest, werde ich dich umbringen.«

Er verzog angesichts ihrer Worte nicht den Mund, wie es

manch anderer getan hätte. Tzigone war zierlich, ihr Kopf reichte ihm nicht einmal bis zu den Schultern. Sie war unbewaffnet, während er ein ausgebildeter Kämpfer war, der einige Waffen mit sich trug. Er war darin geschult, gegen mächtige Magier anzutreten. Sie trug ein blaues Gewand, das sie als Schülerin eines Magiers kennzeichnete. Dennoch betrachtete er sie genauso eindringlich wie sie ihn.

»Dann erfährt Matteo doppelten Schutz«, sagte er schließlich. »Denn ich werde dir gegenüber das gleiche Entgegenkommen zeigen.«

Tzigone nickte. Die Tür wurde geöffnet, und Matteo sah von Tzigone zu Andris. »Ihr seht ungewöhnlich ernst aus. Ich nehme nicht an, daß das etwas Gutes verheißt.«

Die gute Nachricht ist, daß Sinestra nie eingeschert wurde«, sagte sie ohne Vorbemerkungen. »Die schlechte Nachricht ist, daß Dhamari sich in der Stadt befindet und alles über meine Mutter weiß.«

Matteo fluchte und wandte sich an Andris. »Verzeih, daß ich dich verlasse, ohne dir eine Erklärung zu geben, doch es ist nicht an mir, diese Geheimnisse zu teilen.«

»Du mußt mir nicht alles erklären«, protestierte Andris, doch seine Augen leuchteten angesichts dieses Vertrauens in ihn auf.

Matteo drückte seinem Freund kurz die Schulter, dann machten er und Tzigone sich auf den Weg durch den langen Gang. »Du scheinst dich mit Andris besser zu verstehen«, sagte Matteo und warf ihr von der Seite einen Blick zu.

»Man könnte sagen, wir haben uns arrangiert.« Als Matteo sie fragend ansah, zuckte sie die Achseln. »Wir haben

Grenzen gesetzt, wann und warum wir uns gegenseitig töten werden.«

»Ah ja. Ein wichtiger Schritt in jeder knospenden Beziehung«, erwiderte Matteo ironisch. »Erzähl mir von Dhamari Exchelsor.«

Tzigone machte eine besorgte Miene. »Kiva muß ihn durch den Schleier geholt haben. Er hat nicht das Wissen, um einen solchen Zauber zu bewerkstelligen. Wohin gehen wir?« fragte sie abrupt, als sie in einen breiten, marmornen Korridor einbogen.

»In Zalathorms Ratshalle. Er muß sofort erfahren, daß Beatrix' Geheimnis nicht so gut gehütet ist, wie er sicher hoffte.«

»Das wird ihm schaden«, sagte Tzigone und dachte erstmals über diesen Aspekt nach. »Zalathorm ist seit langer Zeit der Mörtel Halruaas. Wenn er die Magier nicht zusammenhalten kann, kann es ziemlich häßlich werden.«

»Ich glaube nicht, daß wir das verhindern können«, gab Matteo zurück. »Und ich glaube auch nicht, daß wir versuchen sollten, die Wahrheit zu verbergen, um so Ärger zu verhindern. Die Wahrheit kommt so oder so ans Licht, und die, die versuchen, sie zu verbergen, werden ihr als erste zum Opfer fallen.«

Schweigend betraten sie den Marmorsaal, in dem der Rat des Königs zusammenkam. In einer Nische warteten sie, während drei wütende Magier dem König Beschwerden vortrugen. Sie alle hingen in irgendeiner Weise mit der ums Leben gekommenen Magierin Rhodea zusammen. Der Senat hatte angeordnet, daß die drei eine Untersuchung über sich

ergehen lassen mußten, was ihre Proteste ausgelöst hatte. Sie waren in wichtige magische Forschung vertieft und beharrten darauf, daß eine magische Untersuchung zu diesem Zeitpunkt ihre Geheimnisse preisgeben und ihren finanziellen Ruin bedeuten würde.

»Ein Krieg der Magier brächte wohl gar keinen finanziellen Ruin mit sich«, murmelte Tzigone finster. Sie sah auf und bemerkte, daß Matteo sie anstarrte. »Ist was?«

»Das Wohl des Königs, der zerbrechliche Frieden.« Er schüttelte den Kopf. »Früher hast du dir über solche Dinge keine Gedanken gemacht.«

Sie zuckte die Achseln und fuhr mit den Fingern durch ihr zerzaustes braunes Haar, um es ein wenig in Ordnung zu bringen. »Ich hatte auch noch nie eine Audienz beim König.« Sie packte Matteo am Saum seiner Tunika, als er sich wieder dem Thron zuwandte. »Weiß er von mir? Weiß er, daß ich Keturahs Tochter bin?«

Matteo zögerte. »Er weiß es.«

»Wird er mich überhaupt wieder gehen lassen? Die Gesetze Halruaas nehmen Leute wie mich nicht gerade mit offenen Armen auf.«

»Zalathorm ist gesetzestreu, aber er ist auch ein mächtiger Erkenntniszauberer. Wenn er auf alles reagieren würde, was er über seine Untergebenen weiß, hätte er bald kein Königreich mehr, über das er herrschen könnte.«

»Zynisch, aber wohl wahr.« Tzigone atmete aus und versuchte, nicht über die Dinge nachzudenken, die Matteo ihr so offensichtlich verschwiegen. Der Mann hatte keine Talent zum Lügen, er konnte nicht mal etwas verschweigen, ohne

einen schlimmen Eindruck zu machen.

Das war einer der Gründe, warum sie ihm vertraute und warum sie ihm in den Thronsaal gefolgt war.

Zalathorm sah zu den beiden Neuankömmlingen, dann beugte er sich zu seinem Seneschall. Der Mann im blauen Gewand ging sofort zu den Wachen, die die immer noch wütenden Magier aus dem Saal brachten, indem sie erklärten, eine schnelle Lösung zu finden. Er folgte ihnen nach draußen und schloß die Türen des Saals, damit der König mit den jungen Leuten allein sein konnte.

Matteo verbeugte sich tief, und Tzigone tat es ihm präzise nach. Im gleichen Moment – und damit einen Augenblick zu spät – wurde ihr klar, daß die Verbeugung eines Magiers und die eines Magierschülers zwei grundlegend verschiedene Dinge waren. Der König schien das nicht wahrgenommen zu haben, doch Matteo, der seine Miene rasch wieder unter Kontrolle hatte, hätte nicht entsetzter aussehen können, wenn Tzigone den Lieblingsjagdhund des Königs getreten hätte.

Hastig räusperte er sich. »Euer Majestät, dies ist Tzigone, Schülerin Meister Basels.«

Zalathorm erhob sich und nahm Tzigones Hand. »Willkommen. Wie kann ich der Heldin von Akhlaurs Sumpf dienlich sein?«

»Erzählt mir von meiner Mutter«, platzte Tzigone heraus. Aus dem Augenwinkel sah sie, daß Matteo angesichts ihres unfäßbaren Verstoßes gegen das Protokoll erbleichte. Vermutlich war eine Fülle von Floskeln notwendig, die dem eigentlichen Anliegen vorausgeschickt werden mußten.

Zu ihrer Überraschung nickte der König nur. Er führte sie zu einer Nische, in der mehrere Stühle standen, und wartete, bis sie alle saßen.

»Wo soll ich anfangen?«

»Kanntet Ihr sie, ehe sie die Stadt und ihren Turm verließ?«

»Nein«, sagte Zalathorm. »Ich hatte natürlich ihren Namen gehört, schließlich war Keturah eine Meisterin der Beschwörung und eine Magierin, die in ungewöhnlich jungem Alter damit rechnen konnte, in den Senat aufzusteigen. Doch in den Jahren nach dem Tod Königin Fiordellas hatte ich sehr zurückgezogen gelebt.«

»Wie begegnetet Ihr ihr?«

»Eine zufällige Begegnung während ihres Exils. Sie stellte sich mir als Magierin vor, die der Anforderungen der Magie müde war und Einsamkeit suchte.«

»Das ist alles?« fragte Tzigone ungläubig. »Ihr hattet keine Ahnung, wer sie war? Was man ihr vorwarf?«

Er zögerte. »Ich sah, daß sie ein gutes Herz hatte. Ich forschte nicht nach ihrem Namen oder ihrer Vergangenheit.«

Tzigone lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Jahre später habt Ihr sie geheiratet.«

Der König sah Matteo an, der die Brauen hob. »Ich habe es ihr nicht gesagt, Herr«, warf er hastig ein.

»Das hatte ich auch nicht angenommen. Das heißt, Beatrix' Geheimnis ist bekannt.«

»Ich weiß nicht, wie weit«, erwiderte Matteo, »aber es davon auszugehen, daß diese und andere Tatsachen im Ver-

fahren gegen Beatrix an die Öffentlichkeit gelangen werden.«

Zalathorm nickte und wandte sich wieder Tzigone zu. »Ja, ich heiratete deine Mutter in einer öffentlichen Zeremonie – Jahre, nachdem wir uns kennengelernt hatten. Sie kam unter außergewöhnlichsten Umständen nach Halarahh. Sie war die einzige Überlebende eines brutalen Überfalls der Crinti. Ihre Schönheit und ihre Erinnerungen waren unrettbar verloren. Der Rat war so begeistert von meiner Entscheidung, wieder zu heiraten, daß mein Entschluß auf breite Zustimmung stieß. Die Geschichte, die von Kiva vorgelegt wurde, betrachtete man als plausibel. Sogar ich nahm sie wahr an, da ich keinen Grund hatte, etwas anderes zu vermuten.«

»Für einen Monarchen erscheint mir das sehr sorglos.«

»Das stimmt«, pflichtete er ihr bei. »Ich entschuldige mich zwar nicht dafür, doch du mußt eines bedenken: Als ich deine Mutter kennenlernte, war ich seit 50 Jahren König. Königin Fiordella war tot. Sie war die vierte Königin gewesen, die meinen Thron teilte. Alle Ehen waren politische gewesen, denn wie viele Menschen in Halruaa heiraten schon, weil sie es wollen?«

»Genug war genug«, folgte Tzigone.

Zalathorm lächelte. »Genau das dachte ich auch. Nach dem Tod Fiordellas gab es eine lange Diskussion darüber, wen ich als nächstes heiraten sollte. Einige unserer ›aufgeschlossenen‹ Magier forderten gar eine Erbmonarchie, wie man sie aus den Königreichen im Norden kennt. Du kannst dir vorstellen, für welchen Aufruhr solche Überlegungen sorgten.«

Tzigone nickte. »Jede Magierin Halruaas ließ sich ihre Magierherkunft auf Dekolleté tätowieren, in der Hoffnung, Euch auf sich aufmerksam zu machen.«

Matteo hielt sich eine Hand vor Augen und stöhnte, während der König angesichts ihrer Worte lachen mußte. »Ihre Methoden waren etwas subtiler, aber wirklich nur etwas.« Zalathorm wurde rasch wieder ernst. »Das Thema Ehe war nur eines von vielen. Ich hatte lange regiert und noch länger gelebt. Viel zu lange, um genau zu sein.«

Er sah Tzigone an. »Das Leben ist ein unschätzbarer Segen, aber 300 Jahre lasten schwer auf einem Mann. Die Jahre verlaufen immer in gleichen Zyklen, alles wiederholt sich mit nur geringen, vorhersehbaren Abweichungen. Eine Generation folgt der nächsten, immer wieder werden die gleichen Fragen gestellt und die gleichen Fehler gemacht. Nachdem ich Jahrhunderte lang Halruaas und seiner Magie – und vor allem der Erkenntniszauberei – treu gewesen war, schien es mir, daß mich nichts mehr überraschen oder erfreuen konnte.«

»Dann begegnetet Ihr meiner Mutter«, fuhr Tzigone fort.

»Jawohl.« Zalathorm sah der jungen Frau tief in die Augen. »Sie war damals ein ganzes Königreich wert, und das ist sie noch. Fürchte nicht, welchen Schaden die Wahrheit mir oder meiner Regentschaft zufügen könnte. Ich gehe davon aus, daß die Wahrheit mit Beatrix und Keturah gnädig umgehen wird.«

»Sie ist vielleicht nicht so gnädig mit Euch«, sagte Tzigone ohne Umschweife. »Beatrix war schon verheiratet.«

»Dhamari Exchelsor ...«

»Ihn meine ich nicht«, unterbrach Tzigone ihn. »Es war eine echte Ehe. Mit einem jungen Mann, der mit einem Greifen abgestürzt ist. Ich kann in die Vergangenheit sehen«, erklärte sie, als Zalathorm sie verständnislos ansah.

Der König faßte sich und sah zur Wasseruhr, einem kleinen Glaszylinder, der mit bunten schwimmenden Kugeln gefüllt war. Er verzog den Mund und erhob sich.

»Wir werden bei nächster Gelegenheit weiterreden. Meister Basels Anhörung beginnt in Kürze!«

Die beiden jungen Leute standen zusammen mit ihm auf. »Er wurde doch freigelassen!« gab Tzigone zurück.

»Ja, in der Angelegenheit des Todes Sinestra Belajoons. Doch ein weiterer Magier ist verstorben. Uriah Belajoon starb letzte Nacht – in Basels Garten. Zwar sieht es aus, als hätte sein Herz versagt. Doch es ist bereits der dritte Todesfall, der sich in diesem Monat in Basels Turm ereignet hat, damit möchte sich der Rat näher damit befassen. Tzigone, wenn du etwas weißt, was Basel helfen könnte, dann möchte ich, daß du es vorbringst.«

Tzigone sah ihn unsicher an. »Man sagt, du seist eine begabte Schauspielerin«, sprach der König weiter. »Vielleicht kannst du leichter reden, wenn du tust, als würdest du in einem Stück spielen.«

»Gute Idee«, räumte sie ein. »Aber der rosa Palast ist etwas anderes als meine übliche Bühne. Nichts, was ich auf der Straße oder in einer Taverne spiele, trifft den richtigen Ton.«

Zalathorm nahm ihre Hand und führte sie an die Lippen, eine Geste, die bedeutenden Damen vorbehalten war. »Dann schreib eine neue Rolle. Stelle dich der Menge wie

eine Frau, die in ihrem Herzen weiß, daß sie die Tochter einer Königin und eine Prinzessin Halruaas ist.«

Einen Moment lang starrte Tzigone ihn ungläubig an. Dann begann sie so heftig zu lachen, daß ihr ganzer Körper geschüttelt wurde. Schließlich verschwand ihre Fröhlichkeit und machte erhabenem Stolz Platz. Sie sah Matteo an.

»Komm, Jordain«, sagte sie. »Wir haben noch viel vorzubereiten, ehe ich vor mein Publikum treten kann.«

Sie glitt davon wie ein Himmelsschiff mit vollen Segeln. Die beiden Männer sahen ihr nach, wie sie theatralisch den Saal verließ.

»Es heißt, ein König müsse sich nicht entschuldigen«, sagte Zalathorm mit einem Funkeln im Blick. »Aber wenn ich deine Miene sehe, Matteo, dann nehme ich an, daß ich dieses Sprichwort bis an seine äußersten Grenzen strapaziert habe.«

*

*

*

An diesem Nachmittag war der in rosa Marmor gehaltene Audienzsaal bis auf den letzten Platz mit Magiern aus Halarahh besetzt. Von seiner Position hinter dem Platz des Königs aus suchte Matteo die kleine Gruppe ab, die sich vor dem Podest versammelt hatte, um auszusagen. Er sah Tzigone zwischen den Wartenden und nickte ihr aufmunternd zu.

Nachdem die Krummhörner die Wiederaufnahme des Rates angekündigt hatten, sah Zalathorm auf das Pergament vor ihm und rief Tzigone auf.

Sie stieg auf das Podest und verbeugte sich angemessen

vor dem König und den anwesenden Würdenträgern. »Bevor ich für Meister Basel spreche, möchte ich den Rat auf eine sich entwickelnde magische Gabe aufmerksam machen, die mir geholfen hat, die Beweise zu finden, die ich hier vorlegen werde. Ich habe vor kurzem erkannt, daß mein Talent umgekehrte Erkenntniszauberei ist. Ich kann in die Vergangenheit sehen und dabei mehr Einzelheiten zutage fördern, als es mit einem Zauberspruch möglich ist.«

Ein erstauntes Murmeln ging durch die Menge. In Halruua wurden magische Fähigkeiten langsam und beharrlich erworben. Hexerei wurde mit Mißtrauen begegnet, und »kürzliche Entdeckungen« angeborener Talente waren in dieser geordneten Gesellschaft selten zu beobachten.

Matteo trat vor. »Ich kann das bezeugen. Ich habe miterlebt, wie sie tief in ihre eigenen Erinnerungen versank und dabei durch Zufall auf eine Erinnerung stieß, die jemandem gehörte, der schon seit langem tot war.«

Ein Magier aus dem Belajoon-Clan erhob sich und lächelte überheblich. »Ich bitte den Jordain um Verzeihung, doch war diese Frau nicht eine gewöhnliche Straßengauklerin? Woher wißt Ihr, daß diese angebliche Erinnerung nicht einfach eine weitere Geschichte war, die sie in einer Taverne zum besten gibt?«

»Diese Erinnerung war stark genug, um einen sichtbare Illusion hervorzurufen«, erwiderte Matteo kühl.

»Meister Basel, ihr Mentor, ist ein Beschwörer. Ohne Zweifel hat sie diesen Trick während ihrer Ausbildung bei ihm erlernt.«

»Der fragliche Vorfall ereignete sich vor Tzigones Ausbil-

dung«, konterte Matteo, »und vor ihren magischen Leistungen in Akhlaurs Sumpf, lange bevor sie sich selbst überhaupt als potentielle Magierin gesehen hat. Das Bild, das sie beschwor, war das einer seltenen Greifenspezies, die seit über 300 Jahren ausgestorben ist. Es gibt nur wenige Geschichtsbücher, in denen ein solches Tier überhaupt erwähnt wird. Es ist unwahrscheinlich, daß ein Straßenkind Zugriff auf derartige Bücher haben könnte. Ich war dabei, und niemand – ganz egal, wie gut er als Schauspieler ist – hätte Tzigones Erstaunen vortäuschen können. Ihre Begabung der umgekehrten Erkenntniszauberei ist eine natürliche, äußerst reale Gabe.«

Tzigone betrachtete den Magier, der bereit schien, Matteos Worte in Zweifel zu ziehen. »Gebt mir etwas, das ich festhalten kann, dann werde ich Euch die Geschichte dieses Gegenstands erzählen.«

»Hier!« Auf dem Balkon stand eine Frau auf und warf ihr einen glänzenden Gegenstand zu. Tzigone fing ihn und hielt ihn hoch, um ihn sich genauer anzusehen. Es schien sich um eine außergewöhnlich fein gearbeitete Halskette zu handeln. Große, leuchtend weiße Steine waren in filigranes Silber eingesetzt.

Zalathorm sah zu der Frau und rief: »Queirri Venless. Kann diese junge Frau nach Eurem besten Wissen die Geschichte dieser Halskette kennen?«

»Nein. Ich schwöre es bei meinem Magierwort«, erwiderte Queirri Venless.

Tzigone drehte sich ihr um, ihre Augen starteten in weite Ferne. »Ihr wart zwölf Jahre alt, Ihr wandertet durch den

Wald nahe Eurem Zuhause. Jäger waren dort, die Fallen und Köder aufstellten. Aus Neugier verstecktet Ihr Euch und saht mit an, wie sie ein kleines Einhorn in ihre Fallen trieben und schlachteten, da sie die Zauberkomponenten an sich bringen wollten. Ihr floht nach Hause und erzählet, was Ihr gesehen hattet. Eure Mutter war so außer sich, daß sie die Jäger verfolgen und töten ließ. Ihr Tod lastet auf Eurem Gewissen, und noch immer träumt Ihr von dem Einhorn. Ihr behieltet das Horn und ließt daraus diese Halskette fertigen. Ihr wolltet dadurch daran erinnert werden, daß der Preis der Magie manchmal zu hoch ist.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. »Eine phantasievolle Geschichte einer billigen Schauspielerin«, rief der Magier, der gegen sie eingestellt war.

»Dennoch stimmt die Geschichte«, sagte Queirri leise. »Niemand außer mir kennt sie.«

Der König nickte. »Ich bin überzeugt. Meister Basels Schülerin mag für ihn aussagen. Ihr Wort hat das gleiche Gewicht wie das eines jeden anderen Erkenntniszauberers.«

Procopio erhob sich abrupt, sein falkenartiges Gesicht war rot vor Wut. »Bei allem Respekt, ich muß dem widersprechen. Wenn Ihr dieser ... Schülerin den gleichen Stellenwert einräumt wie einem Meister, dann setzt Ihr uns alle herab!«

Ein kaum wahrnehmbares zustimmendes Gemurmel kam auf.

»Die Magie eines einzelnen Magiers bereichert ganz Halruaa«, zitierte Matteo ein gebräuchliches Sprichwort. »Kein Mann wird durch die Fähigkeiten eines anderen herabgesetzt.«

Procopio Septus ignorierte den Einwurf. »Als Oberbürgermeister Halarahhs ist es meine Pflicht, über die halruaaischen Gesetze zu wachen. Nach diesen Gesetzen darf keine Person, über die die Todesstrafe verhängt wurde, für oder gegen eine andere aussagen. Mir ist zu Ohren gekommen, Tzigone sei die uneheliche Tochter der abtrünnigen Magierin Keturah. Nach dem Gesetz wurde sie unter dem Todesurteil geboren.«

Tzigone hob trotzig ihr Kinn. »Ich bin kein Bastard. Meine Mutter und mein Vater waren verheiratet.«

Procopio Septus schnippte mit den Fingern, ein Stück Pergament erschien in seiner Hand. »Dies sind die Scheidungspapiere Keturahs und ihres Ehemannes, Dhamari Exchelsor. Diese Frau wurde lange nach der Scheidung von einem unbekannten Vater gezeugt.«

»Meine Mutter heiratete ein zweites Mal.«

»Tatsächlich? Wen?«

»Einen jungen Mann, den sie im Wald traf. Er stürzte mit einem Greif ab, und sie pflegte ihn.«

»Hat der glücklose Reiter auch einen Namen?«

Sie zögerte einen Moment. »Ich kenne den Namen nicht.«

Der Magier hob seine weißen Brauen. »Eine ehrliche Antwort«, sagte Procopio mit übertriebenem Erstaunen. »Tatsache ist, daß es keine Aufzeichnungen über eine weitere Ehe gibt. Ein Magierbastard, eine magisch Begabte ungewisser Abstammung – und vor allem eine, die ungewöhnliche und nicht absehbare Gaben ›entdeckt‹ – stellt eine Bedrohung für Halruaa dar. Nach dem Gesetz hätte

dieser Bedrohung schon vor über 20 Jahren ein Ende gesetzt werden müssen!«

Basel erhob sich plötzlich. »Keturah und ich waren von Kindheit an befreundet, und wir blieben Freunde, nachdem man sie fälschlich beschuldigt hatte und sie aus der Stadt floh!«

»Fälschlich?« fiel Procopio ihm ins Wort. »Sich nicht einer magischen Überprüfung zu unterziehen kommt einem Schuldeingeständnis gleich!«

»Wer war zu dieser Zeit Inquisitor in Halarahh?« fragte Matteo ruhig. »Wer hätte Keturah untersucht?«

Procopio warf ihm einen giftigen Blick zu. »Woher soll ich das wissen? Das ist 25 Jahre her!«

»26«, berichtigte Matteo ihn. »Die Bluthündin zu jener Zeit war Kiva, eine Elfe, die inzwischen wegen Verrats verurteilt worden ist. Ich kann Dokumente aus dem Jordaini-Archiv vorlegen, die zahlreiche Jordaini entlasten, die über die Jahre von Kiva fälschlich beschuldigt wurden.«

»Du willst behaupten, Keturah hätte Grund gehabt, eine ähnliche Behandlung zu fürchten? Auf welcher Grundlage?«

»Kiva war Schülerin in Keturahs Turm«, erwiderte der Jordain. »Keturah entließ sie wegen gefährlichen Umgangs mit Magie. Selbst wenn sie nichts von Kivas größerem Plan wußte oder ahnte, hatte sie Grund dazu, den Charakter der Elfe zu kennen und zu glauben, sie sei fähig zur Rache.«

Basel wandte sich Procopio zu, sein rundes Gesicht wies einen harten, kantigen Schatten jedes Kriegers auf, der er einmal gewesen war. »Du bezeichnest Tzigone als Magierbastard. In Halruaa gibt es nur wenige Worte, die so beleidigend

gend und gefährlich sind.« Er machte eine Pause, um seinen Worten mehr Gewicht zu verleihen. »Im Namen meiner Tochter fordere ich eine formelle Entschuldigung, sonst erwarte ich, daß Ihr Euch einem Magierduell stellt.«

Basel Indoulurs Worte lösten eine lautstarke Diskussion auf den Rängen aus, und Procopio Septus mußte brüllen, um sich Gehör zu verschaffen. »Das ist vollkommen absurd! Basel kann nicht für diese Frau sprechen, so wenig wie sie für ihn sprechen kann! Niemand, der unter Anklage steht, kann zur Verteidigung eines anderen aussagen!«

Matteo machte eine Geste, damit Ruhe einkehrte. »Das ist wohl wahr, Meister Procopio. Doch Meister Basel steht nicht unter Anklage. Dies hier ist eine Anhörung, sonst nichts. Basel Indoulur kann für Tzigone sprechen.«

»Die wiederum für ihn sprechen kann!« herrschte Procopio ihn an. »Ein ausgesprochen praktischer Kreis!«

Septus wandte sich der Menge zu. »Das ist Jordaini-Spitzfindigkeit in absurdester Form! Dieser Berater will uns so lange im Kreis führen, bis uns schwindlig wird und wir die Absichten hinter unseren Gesetzen vergessen haben. Vielleicht hofft er, wir bemerken gar nicht, daß Basel die Vaterschaft für sich beansprucht und dabei zugibt, daß er einer flüchtigen Magierin geholfen hat und sich die Anklage gegen ihn immer weiter aufbaut! Vielleicht hofft er, daß wir vergessen, daß ein Kind weder der erste noch der einzige Zeuge sein kann, der für seine Eltern aussagt. Sollen wir unsere Gesetze ignorieren?«

»Sollen wir auch alle rechtmäßigen Herausforderungen ignorieren?« fügte Basel spöttisch hinzu. »Wenn du Angst

hast, dich mir im Magierduell zu stellen, Procopio, dann sag es in aller Öffentlichkeit. Mir wird nämlich allmählich *schwindlig* von all den ausweichenden Bemerkungen.«

Hier und da war leises Lachen zu hören, das sofort verstummte, als König Zalathorm aufstand. »Alles wird geschehen, wie es die halruaanischen Gesetze erfordern«, sagte er mit Nachdruck.

Diese Situation ist ungewöhnlich und erfordert gründliche Überlegungen. Gewährt mir einen Augenblick mit meinem Berater.« Er bedeutete Matteo, ihm zu folgen, und verschwand in einen Nebenraum.

Der Jordain folgte ihm und schloß die Tür. »Ihr seid mit einem Greifen abgestürzt?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte der König mürrisch. »Wann wurde dir klar, daß Tzigone meine Tochter ist?«

»Vishna erwähnte die Macht der drei – drei Nachfahren der drei Magier, die die Kabale geschaffen hatten. Zu der Zeit wußte ich, daß Andris ein Nachfahre Akhlaurs war und daß ich von Vishna abstammte. Als der mich losschickte, Tzigone zu retten, folgerte ich, daß sie die dritte sein mußte.«

»Ich verstehe«, murmelte der König.

»Euer Gesichtsausdruck, als Tzigone den Greifen erwähnte, bestätigte meine Folgerung. Wie konnte das geschehen?« fragte er und machte keinen Hehl aus seiner Frustration.

Zalathorm ließ sich in einen Sessel fallen und sah Matteo unglücklich an. »Auf die übliche Weise. Allerdings glaube ich, du hast etwas anderes gemeint.«

Obwohl die Situation ernst war, mußte Matteo lächeln. »Das ist der letzte Beweis. Genau das hätte Tzigone auch gesagt. Bei allem Respekt, Herr, aber wie kann es sein, daß Ihr nicht von Eurer Tochter wußtet?«

»Das ist recht einfach. Kurz nach unserer Heirat verließ ich Beatrix – oder Keturah – für ein paar Tage, weil ich nach Halarahh zurückkehren wollte, um den Thron wieder für mich zu beanspruchen. Wichtige Angelegenheiten hielten mich auf, und als ich zurückkam, um ihr zu erklären, daß ich noch ein wenig Zeit benötigte, um Dinge aus meiner Vergangenheit zum Abschluß zu bringen, war sie fort. Ich suchte nach ihr, ließ nach ihr suchen. Doch Beatrix war sehr gut darin, sich ihren Verfolgern zu entziehen, so wie später ihre Tochter.«

»Kein Jordain kann mit magischen Mitteln aufgespürt werden«, sagte Matteo. »Die Tränke, die Keturah bekommen hatte, schützten sie beide.«

»Es ist mehr als das. Der karmesinrote Stern wacht über das Herz Halruaas – seine Schöpfer und seine Nachfahren. So erfuhr ich von der Beziehung zwischen Tzigone und Beatrix. In einer Vision sah ich, wie sie in das Reich der Finsternen Feen gezogen wurde«, erklärte der König. »Irritiert begann ich, mit Zaubersprüchen nach schriftlichen Informationen über Tzigone zu suchen. Cassias letzte Eintragungen ins königliche Buch des Wissens erwiesen sich als sehr erhellend. Wie du weißt, gehörte meine letzte Beraterin nicht zu Beatrix' Befürworterinnen.«

Matteo begann auf und ab zu gehen. »Laßt uns über das momentane Problem nachdenken. Basel hat sich zum Vater

von Tzigone erklärt, die eigentlich Eure Tochter ist. Als Dienst an der Wahrheit solltet Ihr Tzigone zu Eurer Tochter erklären, doch damit würdet Ihr Meister Basel diskreditieren und Euch fast mit Sicherheit selbst vom Thron stürzen, und das zu einer Zeit, da Ihr beide dringend benötigt wird. Zweifellos werdet Ihr auch durch eine Reihe von Eiden und Artefakten daran gehindert.«

»Unerfreulich, aber zutreffend«, pflichtete der König ihm bei. »Aber viele Wege führen zum Ziel.«

Er erhob sich und ging in den Saal zurück. Als der König sein Zepter hob, wurde alles ruhig. »Manchmal formen Gesetze die Zukunft, aber in den meisten Fällen erkennen sie nur einen Wandel an, der längst vollzogen ist. Diese Debatte hat mich davon überzeugt, daß ein neues Gesetz erforderlich ist. Die Züchtung von Magiern machte Halruaa stark, doch es ist an der Zeit, diese Gesetze aufzugeben. Wie kann eine rechtschaffene Nation die Kinder für das verantwortlich machen, was ihre Eltern getan haben?«

Die Menge schwieg vor Erstaunen. »Sollen wir uns wie Füchse oder wie die Barbaren aus dem Norden fortpflanzen, die sich nur von Impulsen und körperlicher Nähe leiten lassen?« warf einer der Älteren ein.

Der König lächelte. »Ich glaube, die Halruaaner stehen weit über solchem Verhalten.«

»Aber sie und ihre Gesetze sind untrennbar miteinander verbunden!« protestierte ein anderer. »Wir sind, was unsere Gebräuche und Schutzmaßnahmen aus uns machen.«

»Dennoch kann niemand leugnen, daß wir Halruaaner höchst erfinderisch sind. Wenn Gesetze und Traditionen

versagen, entwickeln wir neue Lösungen.« Zalathorm wies auf Tzigone, die noch immer trotzig neben Basel Indoulur stand. »Seht diese junge Frau. Sie ist in Magie völlig unerfahren, und doch konnte sie den Laraken bändigen. Es gibt in den Gesetzen und der Geschichte Halruaas wenig, um das zu erklären, aber wir alle haben von ihrer Gabe profitiert. Vielleicht gibt es andere wie sie. Es ist dumm, sie aus Angst und Ignoranz zu verurteilen.«

Der König sah zu Procopio und neigte leicht den Kopf, so wie es üblich war, wenn ein großer Magier einen anderen anerkannte. »Bei allem Respekt für beide Seiten, ich bestimme hiermit, daß Meister Basels Herausforderung als nie erfolgt zu betrachten ist. Ich erkläre Tzigone für schuldlos in der Frage ihrer Geburt. Sie darf für Meister Basel aussagen.«

Procopios Gesicht verriet seinen Zorn, doch er hatte keine andere Wahl, als sich ebenfalls leicht zu verbeugen und seinen Platz wieder einzunehmen. Schweigen erfüllte den Saal, als die Versammelten Magier über das nachdachten, was der König nicht gesagt haben mochte.

Matteo atmete tief ein, er war beeindruckt von der simplen Lösung, die der König gefunden hatte. Zalathorm hatte nicht nur ein Magierduell verhindert, sondern indem er Tzigones Aussage zuließ, hatte er Basels Behauptung, er sei der Vater anerkannt, ohne sich selbst einer tatsächlichen Falschaussage schuldig zu machen. Seine Motivation, den Magierbastard von dem Todesurteil freizusprechen, würde die Zuhörer viel stärker beschäftigen. Vielleicht unterstrich er die falsche Aussage Basels, vielleicht rettete er auf diese

Weise das Mädchen, ohne dessen wahren Vater benennen zu müssen. Die Debatte würde die Magier beschäftigen und einiges von dem Zorn abkühlen, den sie über das neue Gesetz empfanden. Zalathorm wußte, wie er mit seinen Untertanen umzugehen hatte!

Zalathorm nickte Tzigone zu. Sie trat vor und machte einen fast erhabenen Eindruck. Ihr Blick strich über die Menge. Jahrelange Auftritte in Kneipen und an Straßenecken hatten sie darin geschult, zu warten, bis alle Augen auf sie gerichtet waren und eine erwartungsvolle Stille herrschte.

»Ich habe den Leichnam Sinestra Belajoons gesehen«, sagte sie laut und deutlich, damit sie im ganzen Saal gehört wurde. »Sie wurde nicht eingeäschert, wie es die halruaanschen Gesetze und Bräuche verlangen. Statt dessen wird sie wie ein Kunstwerk oder eine Trophäe unter Glas aufbewahrt.«

Entsetzte Rufe und ablehnendes Gemurmel machten sich breit.

»Ist das möglich?« fragte der König Malchior Belajoon, den Neffen Uriahs.

Doeser trat vor. »Das ist es, Herr. Mein Onkel wollte den Bräuchen folgen, doch er konnte sich nicht so früh von ihr trennen.«

»Ich empfinde Mitgefühl«, sagte Zalathorm ernst, »doch dies ist eine ernste Angelegenheit. Viele Tage nach dem Tod Sinestra Belajoons wurden Anschuldigungen gegen Basel Indoulur ausgesprochen. Das Gesetz besagt, daß ein des Mordes Beschuldigter das Recht hat, sich dem Geist seines Opfers zu stellen. Alle gingen davon aus, dies sei nicht mehr

möglich. Ihr habt es zugelassen, daß diese Annahme nicht widerlegt wurde.«

Malchior Belajoons Gesicht verfinsterte sich angesichts dieses Tadels, doch er verbeugte sich, um die Worte des Königs als zutreffend anzuerkennen. »Mein Onkel nahm den Dienst eines Bluthundes in Anspruch, um Sinestras Todesursache festzustellen. Er war sicher, daß Basel für ihren Tod verantwortlich war.«

»Er war auch dafür verantwortlich«, sagte Tzigone. »Er stellte ihr eine Frage, die sie nicht beantworten konnte. Offenbar hat sie es sogar versucht, obwohl sie unter einem Verschwiegenheitszauber stand.«

»Sprich weiter«, sagte der König.

»Ich versuchte, den Zauber zurückzuverfolgen. Der, der ihn gewirkt hat, ist von einem schützenden Schleier umgeben, den ich nicht durchdringen konnte, den ich aber erkannt habe. Er fühlte sich an wie der Talisman Keturahs. Der Talisman, den Dhamari trägt.«

»Das ist unmöglich«, sagte Procopio Septus geradeheraus. »Dhamari verschwand ins Reich der Finsternen Feen.«

»Ich auch«, erwiderte Tzigone. »Dennoch stehe ich heute hier.«

Einen Moment lang sahen sie und der mächtige Magier einander nur an.

Zalathorm blickte zu seinem Schreiber. »Nach dem Gesetz sollte Dhamari Exchelsors Turm gegen Eindringlinge geschützt sein. Gibt es Belege für seine Rückkehr?«

Der Schreiber wirkte einen Zauber und nahm ein großes Buch hoch. Die Blätter flatterten erst in die eine, dann in

die andere Richtung, schließlich klappte das Buch zu.

»Keine, Herr.«

Matteo bemerkte das flüchtige Lächeln, das die Lippen Procopios umspielte. »Wenn es einen Beweis für den Rückkehr Dhamari Exchelsors gibt, dann teile ihn mit uns«, forderte Procopio sie höflich auf. »Bis dahin solltest du nicht den Namen eines halruaanischen Magiers in den Schmutz ziehen, wenn du deine Behauptungen nicht stützen kannst.«

Tzigone machte eine große Geste, die alle Anwesenden einschloß. »Ist es nicht genau das, was hier geschieht? Drei Menschen sind in Basels Turm gestorben: Sinestra, Farrah Noor und Uriah Belajoon. Basel kannte sie alle, und Farrah liebte er wie eine Tochter. Er hat versucht, Meister Belajoon zu retten, als dessen Herz versagte. Diese Tode sind seine Tragödie, nicht sein Verbrechen.«

Sie hob wieder ihr Kinn und ließ den Blick schweifen, als wollte sie jedem im Saal direkt in die Augen sehen.

Matteo stockte der Atem, als er in dieser ausholenden Geste einen Hauch von Zalathorms Präsenz erkannte. Er sah zum König, doch dessen Blick ruhte auf seiner Tochter.

»Basel Indoulur ist unschuldig, das schwöre ich«, sagte Tzigone und betonte jedes Wort. »Ich schwöre es bei der Herrin und dem Herrn, bei Wind und Wort. Jeder, der mir das Gegenteil beweisen will, soll es mir nachtun.«

Niemand sprach, niemand regte sich. Es schien keinem Anwesenden bewußt zu sein, daß die Herausforderung ihnen allen von einem Straßenbalg mit kurzgeschorenen Zöpfen und dem blauen Gewand einer Schülerin hingeworfen worden war. Sie nahm Platz, und der Rat kam schnell zu dem

Schluß, Basel zu entlasten.

Matteo wunderte sich über die Ironie des ganzen. Hätte sich dies in einer Kneipe abgespielt, hätten die Gäste applaudiert und noch eine Runde bestellt. Die Magier schienen nicht zu erkennen, daß Tzigones Persönlichkeit nichts weiter war als eine nicht-magische Illusion, geschaffen von einer begabten Gauklerin.

Oder war es mehr? Er und Tzigone waren eben von einem Ort zurückgekehrt, an dem Illusion und Realität nicht klar voneinander getrennt waren. Vielleicht war es auf dieser Seite des Schleiers nicht anders.

*

*

*

Später begab sich Procopio Septus in das Geschäft eines Behirshchnitzers, eines Kunsthandwerkers, der aus den bunten, kristallinen Zähnen dieser Geschöpfe kleine Schmuckstücke fertigte. Er hörte mit kaum verhohlener Ungeduld zu, wie der Mann ihm ein Musikinstrument vorführte, dessen Saiten mit einem Plektrum gezupft wurden, das aus vielfarbigen Zähnen gearbeitet und so verzaubert war, daß der entstehende Klang nahezu alles imitieren konnte, was der Musiker zu hören wünschte.

»Ein wunderbares Spielzeug, aber ich habe keine Zeit für Musik«, sagte Procopio Septus.

Der Mann nickte und hielt ihm einen Satz winziger, kunstvoll geschnitzter Löffel hin. »Wie wäre es mit einem Geschenk für eine Dame? Diese Löffelchen sind zur Zeit sehr beliebt.«

»Dennoch scheint Ihr noch sehr viele von ihnen zu haben«, sagte der Magier ironisch. »Nicht ganz das Gesuchte. Vielleicht eine Lampe?«

Der Verkäufer zog die Brauen zusammen. Ehe er sagen konnte, er habe keine Lampe vorrätig, deutete Procopio auf den Kristalleuchter, der in der hinteren Ecke des Raums hing. Der Mann riß die Augen auf.

»Den nehme ich«, erklärte Procopio.

»200 Skie«, sagte der Verkäufer. »Das ist ein guter Preis.«

Procopio Septus feilschte ein wenig, weil es so üblich war. Der Handwerker war schließlich mit einem Preis einverstanden, der als angemessen zu betrachten gewesen wäre, hätte die Lampe je zum Verkauf gestanden.

Procopio betrachtete seine Anschaffung und nahm einen gelben Kristall an sich. Er nannte dem Mann die Adresse eines ruhigen Gasthauses, wo er sie in einem Privatzimmer aufhängen sollte, das er dort angeblich für eine seiner Geliebten gemietet hatte. Der Leuchter würde nicht lange dort bleiben, da es angesichts der weiten Verbreitung von Magie in der halruaanischen Gesellschaft nicht ratsam war, ein Dimensionsportal zu lange an einem Ort zu belassen.

Er machte sich auf den Weg zum Gasthaus und zog den Kristall aus einer geheimen Tasche in seinem Ärmel. Mit wenigen Worten öffnete er das Portal, und Dhamari Exchelsor trat in den Raum.

»Was gibt es?« fragte er. Procopio Septus schilderte in knappen Worten, was sich ereignet hatte.

»Laßt mich zusammenfassen«, sagte Dhamari ungläubig. »Uriah ist tot, Basel Indoulur nicht. Wo ist die ›Hilfe‹, die

der alte Mann bekommen sollte?«

»Sie kam zu spät«, murmelte Procopio. »Aber etwas Gutes ist dabei herausgekommen. Malchior Belajoon, der Neffe Uriahs, hat im Tod seines Onkels eine Gelegenheit erkannt. Der Name Belajoon ist in aller Munde. Für einen klugen Mann ist berüchtigt zu sein genauso gut wie berühmt. Er sieht sich als Nachfolger Zalathorms und schart bereits Anhänger um sich.«

Dhamari Exchelsor lächelte. »Gut. Es ist besser, wenn Ihr nicht der einzige Anwarter seid.«

»Wenn das erste Schwert gezogen ist, werden auch andere Magier vortreten, entweder, weil sie sich hinter einen mächtigen Anwarter stellen oder weil sie selbst den Thron beanspruchen wollen. Nur wenige werden allzu weit kommen.«

»Also stellt Ihr Strohmänner auf, die einfach umgestoßen werden können. Malchior zählt wohl auch dazu?«

»Zalathorm auch«, sagte Procopio Septus. »Eure Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß Magier sterben, die gegen Malchior sind, damit er auf diese Weise besser wirkt, als er in Wahrheit ist. Malchior soll Anhänger gewinnen, bis es aussieht, als sei er der einzige Anwarter auf den Thron.«

Dhamari Exchelsor nickte. »Damit es ausgewogen bleibt, sollten aber auch einige von Malchiors Anhänger sterben. Dann könnt Ihr argumentieren, der mächtige und gütige Zalathorm entledge sich rechtmäßiger Herausforderer auf die gleiche Weise, wie es sonst ein verschlagener Meuchelmörder täte.«

»Ein gutes Argument«, stimmte Procopio zu. Er sah Dhamari an. »Könnt Ihr das in die Wege leiten?«

»Ja. Die Zeit, die ich als Eurer Gast verbringen konnte, hat einige hervorragende Zauber ans Tageslicht gebracht, die zudem nur schwierig auszumachen sein dürften.«

Die Verschwörer unterhielten sich noch einige Augenblicke, dann brach Procopio auf. Als Dhamari Exchelsor allein war, holte er seine Kugel des Sehens heraus und ließ das Bild eines hübschen Elfengesichts entstehen.

Dhamaris Mund verzog sich zu einem Lächeln, als er die Spitzen von Akhlaurs Turm sah. Zalathorm würde gestürzt werden, aber es würde nicht Procopio Septus' Werk sein. Das Gemetzel würde die Erwartungen des Oberbürgermeisters bei weitem übersteigen, und wenn alles vorüber war, dann würde sogar ein Mann von Dhamaris Statur viele andere überragen.

ACHTZEHNTES KAPITEL

Nach einem weiteren ergebnislosen, frustrierenden Besuch in Beatrix' Turm kehrte Matteo in seine Gemächer zurück. Es überraschte ihn nicht, daß Tzigone auf ihn wartete, die es sich – wenn auch nicht elegant – auf einer Samtbank bequem gemacht hat. Er blieb aber abrupt stehen, als sich aus einem Stuhl mit hoher Rückenlehne eine weitere Gestalt erhob.

»König Zalathorm«, sagte Matteo verblüfft.

»Schließ bitte die Tür«, entgegnete der König. »Es gibt einiges, worüber wir reden müssen. Es wäre mir recht, wenn das kein Diener im Vorbeigehen hören würde.«

Matteo drückte die Tür ins Schloß, setzte sich zu Tzigone, nahm ihre Hand und hielt sie fest.

Sie sah ihn ungläubig an. »Ist es so schlimm?«

»Sieh es dir an«, erwiderte der Jordain knapp und deutete auf den König.

Zalathorms Gesicht hatte bereits begonnen, sich zu verändern. Die verwischten Linien der mittleren Jahre wichen straffer, sonnengebräunter Haut. Seine Gesichtszüge wurden schärfer, seine Statur nahm die schlanke Gestalt eines Mannes an, der nur halb so alt zu sein schien. Die Robe des halruaanischen Magierkönigs verwandelte sich in ein schlichtes Gewand, wie es ein junger Magier tragen mochte, der sich auf ein Abenteuer begeben hatte.

Tzigone starrte die Gestalt an, die geradewegs Keturahs Erinnerungen zu entstiegen sein schien. »Der Greifenreiter«, sagte sie schließlich.

»Ja«, seufzte der König. Die Last vieler Jahre war seinen Augen anzusehen. »Ich bewundere Basel Indoulur für das, was er getan hat. Genaugenommen beneide ich ihn darum und wünschte, ich könnte auch so frei sein.«

Tzigone atmete langsam aus und starrte Zalathorm an, dann entband sie ihn mit einem Zwinkern. »Das geht schon in Ordnung. Basel ist ein guter Freund. Er hat sich vor die Götter und halb Halruaa gestellt, um zu erklären, er sei mein Vater. Ihr seid sozusagen darüber hinweggegangen, und das ist gut so. Aber wenn jemand kommt und ihn in aller Öffentlichkeit als Lügner bezeichnet, dann wäre das für mich Drachendung.«

Zalathorm hob die Brauen und sah Matteo fragend an. Der junge Jordain lief rot an.

»Ich denke, es handelt sich um eine umgangssprachliche Formulierung für extreme Wut, Herr. Sie beinhaltet etwas, das heiß und unangenehm ist, dampft und zu groß ist, um es zu ignorieren.«

Zalathorm bedachte die junge Frau mit einem wehmütigen Lächeln. »Dann werde ich die Dinge belassen, wie sie sind. Eine Drachendung-Hexenmeisterin ist nichts, worüber ich mir Gedanken machen will.«

»Eine Hexenmeisterin«, sagte Matteo nachdenklich. Das erklärte einiges.

Tzigone grinste und warf einen Honigkuchen nach ihm. »Die Dinge ändern sich. Versuch, mit ihnen mitzuhalten.«

Matteo bekam das kleine, klebrige Geschöß zu fassen. Ein schelmischer Impuls regte sich in ihm, auf den er sofort reagierte. »Wenn wir schon über Veränderungen nachdenken, sollten wir uns vielleicht auch einer seit langem anhaltenden Debatte im Senat über die Natur der Krone widmen.«

Sie verdrehte die Augen, dann sah sie zu Zalathorm und schätzte mit geübtem Blick das silberne Diadem, das auf seinem Kopf ruhte. »Elektrum und Saphire, würde ich sagen.«

»Es gibt eine Splittergruppe in Halruaa«, fuhr er fort, »die eine Erbmonarchie einführen will.«

Matteo ließ seine Worte wirken. Als Tzigone die Augen aufriß und ihr Gesicht vor Schreck erbleichte, warf er den Honigkuchen zurück. Er traf sie an der Stirn und blieb kleben.

Der König hob eine Hand, als wolle er ein Grinsen verbergen, dann sah er Matteo ernst an. »Behandelt man so eine Kronprinzessin?« fragte er mit gespielter Zorn.

Er stand auf, nahm den Kuchen von Tzigones Stirn und ging. Seine Schritte verhallten rasch – so wie sein Lachen.

Tzigone leckte sich die klebrigen Finger ab und sah Matteo an. »Weißt du, ich könnte anfangen, ihn zu mögen.«

»Wie Ihr meint, Hoheit.«

Sie kniff die Augen zusammen, doch Matteo erwiderte mit sanftem Lächeln: »Die Dinge ändern sich. Versuch, mit ihnen mitzuhalten.«

*

*

*

Basel spazierte durch den öffentlichen Park zwischen dem Stadtpalast und seinem Turm in Halarahh. Der Sonnenuntergang hatte vom Himmel über der Stadt Besitz ergriffen, der angenehme, komplexe Duft Tausender verschiedener Blumen hing in der warmen Luft. Der Magier ließ sich Zeit, da kein Grund zur Eile ihn in seinen einsamen Turm trieb.

In Ermangelung einer eigenen Familie widmete Basel seine Zeit und Aufmerksamkeit seinen Schülern. Doch Tzigone würde in nächster Zeit nicht zu ihm zurückkehren, dafür hatte Procopio gesorgt. Jetzt, da alle wußten, daß sie Keturahs Tochter war, gehörte der Turm ihrer Mutter ihr.

Basel seufzte, als seine Gedanken zu seinen beiden anderen Schülern wanderten. Farrah war tot, und Mason wurde der Mord an ihr zur Last gelegt. Er durfte Basels Turm nicht verlassen. Die Stimmung des Schülers schwankte zwischen mürrisch und panikartig, doch er beteuerte immer wieder, daß er mit dem Tod der jungen Frau nichts zu tun hatte.

Basel glaubte ihm, doch Farrahs Tod hatte bei den verunsicherten Magiern ernste und weitreichende Folgen. In diesen Tagen der Ungewißheit hatte das Verfahren gegen einen Magier wegen des Mordes an einem anderen die gleiche Wirkung wie ein in Öl getränktes Stück Holz bei einem Schwelbrand. Je eher dieses Durcheinander gelichtet wurde, um so besser. Basel fragte sich, ob vielleicht Tzigone in der Lage sein würde, anhand der zurückgelassenen Flasche die Wahrheit herauszufinden, so wie sie es mit der Halskette der Frau gemacht hatte.

Plötzlich schoß ein orangefarbener Blitz in den Himmel und explodierte wie festliches Feuerwerk. Leuchtende magi-

sche Tröpfchen breiteten sich einer Fontäne gleich aus und regneten auf Basels Turm herab.

Er beschleunigte seine Schritte. Er hatte solche Magie noch nie gesehen, doch er ahnte, welchem Zweck sie diente. Ein Schutzschild umgab seine Villa, der Mason in ihr festhielt, bis über sein Schicksal entschieden war. Der Schild hielt auch jeden davon ab, hineinzugelangen, doch keine Magie war gegen alles immun. Es gab Zauber, die sich zweifellos durch diesen Schild fressen konnten, wie die Säure eines schwarzen Drachen das Kettenhemd eine Nordmanns zersetzen konnte.

Er eilte durch die Parktore und hetzte die Straße zu seinem Heim entlang. Immer neue strahlende Lichter blitzten über seinem Turm auf.

Sehr geschickt, dachte er finster. Seit dem jüngsten Sieg in der Schlacht hatte es immer wieder Feuerwerke gegeben, um das Ereignis zu feiern. Daher würde ein Feuerwerk über Basels Turm niemanden erstaunen. Niemand würde hinter den bunten Lichtern den wahren Grund vermuten, bis es bereits zu spät war.

Er blieb kurz stehen, als er drei Wachen, die nicht im Dienst waren, aus einer Taverne kommen sah. »Alarm«, keuchte er und zeigte auf die Lichter. »Mein Turm wird angegriffen.«

Die Männer sahen einander irritiert an, aber es war nicht üblich, mit Magierherrs zu diskutieren. Sie vollzogen die angemessenen Verbeugungen, dann gingen sie, schienen sich aber nicht übermäßig zu beeilen.

Basel rannte um eine Ecke und sah, daß sein Anwesen be-

lagert wurde. Mindestens ein Dutzend Magier stand um die Mauern herum und wirbelte einen funkelnden Zauber hinauf in den Abendhimmel. Sie alle trugen das Zeichen des Noor-Clans, und viele davon hatten das glänzende blauschwarze Haar, das in Farrahs Familie weit verbreitet war.

Kleine schimmernde Portale umgaben den Turm und standen bereit, um den Angreifern den schnellen Rückzug zu sichern. Bei so vielen Magiern gegen einen einzelnen Schüler gingen sie offenbar von einem schnellen und leichten Sieg aus. Tatsächlich war die leuchtend gelbe Aura um das Anwesen bereits so dünn geworden wie die Haut einer Seifenblase und schimmerte bedenklich, während sie unaufhörlich magisch attackiert wurde.

»So fängt es also an«, murmelte Basel und zog einen Stab. Er richtete ihn auf den Noor-Magier, der ihm am nächsten war, und entfesselte einen Zauber, von dem er nie geglaubt hätte, daß er ihn gegen einen anderen Halruaaner zum Einsatz bringen würde.

*

*

*

Tzigone stand am Fenster in Matteos Gemächern und starrte hinaus auf die Stadt. Sie waren eben erst vom Turm zurückgekehrt. Nach dem Besuch bei Beatrix – sie konnte noch immer nicht die ruhige, traurige Frau mit der Mutter überein bringen, an die sie sich erinnerte – war sie untypisch ruhig geworden.

Hinter ihr unterhielten sich Matteo und Andris leise über die Verteidigungsstrategie für die Königin und Andris. Mat-

teo ging davon aus, daß man über die kurzlebige Verbindung seines Freundes zu Kiva hinwegsehen würde, da er vor und nach dem Vorfall seine ganze Kraft in den Dienst an Halruaa gesteckt hatte. Andris schien davon nicht so überzeugt zu sein. Tzigone vermutete, daß Andris in dieser Hinsicht die Lage besser einschätzte.

Sie bemerkte ein helles, orangefarbenes Aufleuchten und sah zu, wie ein Feuerwerk in den Himmel schoß, aufblühte und verging. Plötzlich wandelte sich das unerklärliche Unbehagen in ihrem Hinterkopf zu einer Erkenntnis. Sie wirbelte herum.

»Das ist über Basels Turm!« rief sie und zeigte aus dem Fenster.

Matteo sah auf. »Sieht so aus. Basel feiert gern, und im Moment hat er allen Grund dazu.«

»Er hat eine Schülerin verloren«, gab Tzigone zurück. »Basel liebte Farrah, er würde kein Feuerwerk entzünden, damit sich die Funken mit dem Rauch von Farrahs Scheiterhaufen vermischen.«

Die beiden Männer sahen einander an, dann eilten sie an Tzi-gones Seite. »Zinnoberregen«, sagte Andris düster und deutete mit dem Kopf auf den orangefarbenen Funkenflug.

»Vermutlich«, stimmte Matteo ihm zu. Sofort schritten die beiden wie ein Mann zur Wand und nahmen ihre Waffengürtel vom Haken.

»Was? Was ist los?« fragte Tzigone.

»Zinnober kann den magischen Schild um Basels Turm auflösen.«

Tzigone griff in eine Tasche an ihrem Gürtel. »Wir tref-

fen uns dort«, sagte sie und warf eine Handvoll Sand durch eines der offenen Fenster. Der Rahmen wurde von einem schimmernden Licht erfüllt, durch das Tzigone sprang.

Die Gauklerin landete leichtfüßig in kampfbereiter Haltung vor den Mauern von Basels Villa. Sie kniff die Augen zusammen und betrachtete das Schlachtfeld. Zwei Magier waren tot, ihre Leichen bis zur Unkenntlichkeit verkohlt. Basel warf den verbrauchten Stab zur Seite und zog einen neuen. Während sie zusah, schoß ein feiner Wasserstrahl heraus, traf einen in einen Zauber vertieften Magier, um dann einen Bogen zu beschreiben, der einen Blitz aus leuchtendem Kobaltblau abfiel.

Wasser und magische Energie trafen mit sengendem Zischen aufeinander. Der Blitz wurde gespalten, eine Hälfte brannte sich am Wasserstrom entlang zurück zu dem Magier, der ihn ausgelöst hatte, der andere schoß auf den Stab zu.

Ehe Tzigone eine Warnung rufen konnte, warf Basel den Stab einem anderen Magier zu und tauchte zur anderen Seite weg.

Der Blitz schlug ein und verkohlte den aufgegebenen Stab und den Magier, der angegriffen hatte. Der Gestank verbrannten Fleische hing in der Luft, zwei Magier – die nichts weiter mehr waren als verkohlten Statuen – stürzten in sich zusammen und zerfielen zu Asche.

Geduckt eilte Tzigone zu Basel und wich den Blitzen aus, die auf ihn gefeuert wurden. Gemeinsam tauchten sie durch ein Portal in der scheinbar festen Wand und rollten in den Garten.

»Guter Trick mit dem Stab«, sagte Tzigone. »Mit diesem

Gefühl für Timing hättet Ihr Barde werden sollen.«

Basel nickte und sah hinauf zum immer dünner werden-
den Schild. »Wir sollten nicht im Freien stehen, wenn der
Schild fällt. Wo bei allen neun verdammten Höllen bleibt
die Miliz?«

Aus der Ferne waren hastige, rhythmische Schritte zu hö-
ren, die Basel erleichtert aufatmen ließen. Doch ehe er etwas
sagen konnte, begann das sanfte gelbe Licht des Schutzzau-
bers nach unten zu gleiten, als würde schmelzende Melasse
über eine unsichtbare Kuppel laufen.

Basel nahm einen Stab aus seinem Gürtel und gab ihn
Tzigone. »Farrahs Familie will Rache. Sorg dafür, daß sie
sich darum verdient machen.«

Ehe Tzigone protestieren konnte, nahm Basel sie rasch in
die Arme. Sie spürte eine Berührung, die so flink war, wie sie
es von sich selbst kannte, dann fühlte sie den kühlen sanften
Druck einer dünnen Kette um ihren Hals. Als Basel sie wie-
der losließ, leuchtete ein silberner Talisman über ihrem
Herzen, und die Welt um sie herum wurde unscharf und
begann zu flimmern. Einen Moment lang hatte Tzigone das
Gefühl, zwei verschiedene Bilder gleichzeitig zu sehen. Sie
sah den Garten, zugleich aber auch den höchsten und sicher-
sten Raum im Turm des Magiers.

Sie kämpfte gegen den Zauber wie ein gefangenes Insekt,
weil sie bleiben wollte, wo sie war, um an Basels Seite zu
kämpfen. Doch plötzlich nahm die Welt um sie herum Ge-
stalt an, sie stand am Fenster der Waffenkammer des Turms,
den Stab hoch erhoben und wie ein Messer fest umklam-
mert.

Mason wirbelte zu ihr herum, hin- und hergerissen zwischen Erleichterung und Schuld. »Meister Basel?«

»Im Garten«, erwiderte sie finster und ließ den Stab herunterfahren, als wolle sie auf etwas einstechen.

Ein dunkler Streifen schoß aus dem Stab, wurde immer breiter, je weiter er sich voranbewegte, und verwandelte sich in einen Schwarm Feuerameisen. Der fliegende Schrecken stieß hinab auf einen der Angreifer. Augenblicke später war er von einer Wolke stechender Insekten umgeben und wälzte sich auf dem Boden, um sich vor ihnen in Sicherheit zu bringen. Er litt nicht lange, der Tod trat schnell ein. Die Feuerameisen verschwanden in der Nacht.

Wieder hieb Tzigone nach unten, der Stab spie einen weiteren Schwarm einem Magier entgegen, der mit einem Levitationszauber versuchte, die Mauer zu überwinden. Die Feuerameisen kreisten ihn im Flug ein. Als Reaktion auf seine Schmerzensschreie warf einer der anderen Magier einen kleinen grünen Blitz auf den sterbenden Mann. Die Magie erfaßte die aufgebrachte schwarze Wolke, die Schreie endeten in einer Explosion aus magischer Energie. Grüne Tröpfchen fielen in den Garten, begleitet von dem schwachen, rasseln- den Hagel verschmorter Insekten. Sonderbarerweise hielt der Levitationszauber an und ließ den Leichnam wie ein düsteres Banner über seinesgleichen in der Luft schweben.

Der Stab brachte weitere zwei tödliche Schwärme hervor. Tzigone warf die verbrauchte Waffe weg und sah sich im Arsenal um. Gewöhnliche Waffen aus Holz und Stahl standen bereit, eine Fülle konischer, schwach leuchtender Phio- len säumte mehrere Regalreihen. Ein hölzernes Gestell ent-

hielt eine Reihe von Holzstäben, die dort aufgereiht waren, wie man Schwerter aufstellte. Es gab sogar eine kleine, auf Rädern montierte Ballista, die vor den verschiedenen Fenstern in Stellung gebracht werden konnte.

»Lade sie«, sagte sie knapp und wies auf die große Armbrust.

Mason legte einen Bolzen ein und spannte die Armbrust. Sie nahm eine der Phiolen, fiel für einen Moment in tiefe Trance, um ihre Wirkungsweise zu erkunden, und nickte dann kurz. Mit den Zähnen zog sie den Korken heraus und positionierte die Phiole vor dem Bolzen. Ihr fiel auf, daß alle Phiolen so geformt waren, daß sie über die Spitze der großen Pfeile gestülpt werden konnten.

Tzigone trat hinter die Ballista und richtete sie auf einen Punkt knapp unterhalb der Mauer aus. Mehrere Noor-Magier waren damit beschäftigt, ihre magischen Kräfte zu einem Zauber zu bündeln. Sie atmete tief durch, dann betätigte sie den Auslöser.

Der Bolzen schoß zischend los und flog auf die Magier zu. Die Phiole zerplatzte auf dem Boden neben ihnen und ließ eine Schockwelle durch den Turm rollen, während die Magier in ein orangerotes Licht getaucht wurden.

Plötzlich teilte sich das Licht in drei voneinander unabhängige, wild lodernde Feuer, die alle drei Magier erfassten und sie in Flammen aufgehen ließ.

Tzigone sah zu Basel. Der war von einem schwachen Leuchten umgeben, was einen Schutzzauber vermuten ließ. Bunte Lichter regneten auf ihn herab, als zwei Magier, die über ihm in der Luft schwebten, einen leuchtenden Blitz

nach dem anderen auf ihn abfeuerten. Der stämmige Magier war schon auf ein Knie gegangen und bemühte sich, die Sphäre solange wie möglich aufrechtzuerhalten, was ihn aber daran hinderte, sich gegen die Angriffe zur Wehr zu setzen.

Jetzt näherte sich auch die Miliz im Eiltempo. Tzigone entdeckte ein weißes Aufblitzen inmitten der blaugrünen Uniformen und wußte, daß Matteo unter ihnen war. Für ihren Geschmack bewegte er sich viel zu langsam!

Sie sah hinüber zu dem riesigen Bilboabaum am Rand des öffentlichen Parks und begann zu singen. Ihre Stimme stieg zum Himmel und bewegte sich in die komplexe Stadt fort, die zwischen den Blättern und Ästen verborgen war.

Die explodierenden Lichter spiegelten sich auf riesigen zarten Flügeln und Schuppen wider, die die Farbe von Edelsteinen hatte. Sternenschlangen, vom Ruf der Hexenmeisterin angezogen, sanken in spiralförmigen Flugbahnen vom Himmel herab. Zwei davon legten sich in einer tödlichen Umarmung um einen der Magier, dessen hektische Abwehrzauber an ihren Schuppen abglitten wie Wassertropfen. Eine Energieentladung schoß durch ihn hindurch, und Tzigone sah unter dem brennenden Fleisch bläulich-weiße Knochen aufblitzen.

Sie sah Mason an. »Du solltest verschwinden. Basel lenkt das Feuer vom Turm ab, damit dir Zeit für die Flucht bleibt.«

Als hätten sie Basels Absicht erkannt, veränderten die beiden Magier, die ihn bislang bombardiert hatten, ihre Taktik. Die Frau eilte auf den Turm zu, den Stab auf das Fenster gerichtet, an dem Tzigone und Mason standen. Der Mann ließ weiter ein magisches Feuerwerk auf Basel Indou-

lurs Schutzschild niederregnen, damit der mächtige Magier nichts erwidern konnte.

Eine Lichtkugel bildete sich am Ende des Stabs, den die Noor-Frau in der Hand hielt, und wuchs, bis ihr Durchmesser größer war als die Schultern der Frau breit. Instinktiv wichen Mason und Tzigone zurück.

»Das wird schmerzhaft«, murmelte sie.

In dem Moment ließ Basel den Schild zusammenbrechen und zog ein Wurfmesser aus einer Scheide am Handgelenk. Der Messer explodierte in seiner Hand zu einem glühenden Karmesinrot und schoß auf den größer werdenden Feuerball zu.

Basel Indoulurs Angreifer hielt das Sperrfeuer aufrecht. Blaugoldener Regen ergoß sich über den ungeschützten Magier, verbrannte sein Fleisch und ließ seine eingeeilten Zöpfe Feuer fangen. Flammen umgaben Basel und verwandelten ihn in eine brennende Medusa. Sein Blick fand Tzigones entsetzte Augen. Er hob die Finger an die Lippen, als wolle er ihr einen Kuß zuhauchen.

Der Feuerball explodierte.

Die Magie, die nicht vollendet worden war, ergoß sich über die Magierin und strömte wie Lava in den Garten. Der Turm bebte, als sich mitten in der brennenden Magie eine zweite Explosion ereignete und die Flammen erstickte. Vom Garten und den Magiern, die dort gekämpft hatten, war nichts mehr übrig.

Tzigone nahm das Zischen der kleinen Feuerzauber, das Klappern der Waffen und die Schreie kaum wahr. Mehrere Noor-Magier entkamen durch ihre Portale, doch die meisten

konnten von der Miliz überwältigt werden.

Schritte waren auf der Treppe im Turm zu hören, dann stürmte Matteo in den Raum und erfaßte augenblicklich die Szene.

Mason griff nach einem Schwert und hieb nach Matteo, der fast beiläufig seinen Dolch zog, den Angriff abwehrte und den Mann mit einer raschen Bewegung entwaffnete. Er trat das Schwert zur Seite, schob den stämmigen Schüler aus dem Weg und trat zu Tzigone.

Sie sank in seine Arme und klammerte sich an ihm fest. »Basel«, flüsterte sie mit erstickter Stimme.

»Ich habe es gesehen.«

Mehrere Uniformierte kamen herein. »Seht euch das an«, meinte einer von ihnen. »Meister Basel muß einen Angriff erwartet haben.«

Tzigone trat einen Schritt zurück und legte eine Hand auf Masons Brust, um ihn zurückzuhalten. Der junge Mann sah sie an, während sich Matteo dem Mann zuwandte, der eben gesprochen hatte.

»Redet nicht so etwas Absurdes. Es gibt in Halruaa keinen Turm, der nicht über einen solchen Raum verfügt!«

»Sie hatten es auf diesen Mann abgesehen«, sagte Tzigone und wies auf Mason. »Ich habe einige dieser Magier schon zuvor hier gesehen, wenn sie Farrah besuchten. Mason wird verdächtigt, sie getötet zu haben. Das war ihre Familie, die zu ungeduldig war, um auf ein Urteil zu warten.«

»Magier gegen Magier«, murmelte der Mann, der die Tresse des Kapitäns trug. »Ein schwarzer Tag, der erste von vielen.«

»Der Turm wurde belagert«, gab Matteo zurück. »Basels Schüler haben ihn nur verteidigt. Das Gesetz erlaubt jedem Mann und jeder Frau, sein Leben und sein Heim zu verteidigen. Macht daraus nichts, was es nicht war.«

Er unterhielt sich noch einige Minuten lang mit den Wachen. Schließlich machten sie sich auf den Weg, um sich der festgenommenen Magier anzunehmen und Nachrichten in den Westen Halruaas zu schicken. Die entkommenen Magier würden verhaftet werden, um sie vor Gericht zu stellen.

Als die Miliz endlich fort war, schnallte sich Mason ein Schwert um und begann, die leuchtenden Phiolen an sich zu nehmen.

»Was hast du damit vor?« wollte Matteo wissen.

Der Schüler warf ihm einen finsternen Blick zu. »Meister Basel ist tot. Ich werde mich an der Familie Noor rächen.«

»Stell diese Phiolen zurück, bevor du eine fallen läßt«, wies der Jordain ihn barsch an. »Wenn du schon nicht den Weitblick hast zu sehen, wie heiß diese Flammen brennen können, dann denk zumindest über die praktischen Details nach. Was glaubst du, wie weit du es mit deinem Feldzug bringen wirst? Du bist noch nicht vom Mord an Farrah freigesprochen worden. Wenn du eine Stunde Zeit hast, werde ich dir die Zauber auflisten, mit denen man dich in kürzerer Zeit aufspüren kann, als erforderlich ist, sie zu zitieren.«

Masons Blick ging kurz zu dem rauchenden Garten. »Also bleibe ich.«

Matteos Miene wurde sanfter. »Du kommst mit in den Palast. Du wirst in einem Gästezimmer bleiben und bewacht werden, bis die Angelegenheit geklärt ist. Tzigone?«

»Geht schon vor. Ich komme nach.«

Matteo zögerte, schien aber zu spüren, daß sie allein sein wollte. Die beiden Männer verließen den Turm.

Als Ruhe eingekehrt war, ging Tzigone ans Fenster und stützte sich auf die Fensterbank. Die verkohlten Toren standen offen, die Magie, die den Turm umgeben hatte, war fort. Der unvollendete Feuerball hatte Stein und Boden zu einer Fläche aus dunklem Glas schmelzen lassen. Darin spiegelte sich eine dünne Mondsichel. Sie sah nach oben. Der Rauch, der noch immer aus dem Garten aufstieg, warf vor dem fahlen Mond wechselnde Schatten.

Tzigone stand im Mondschein und verabschiedete sich von dem Mann, der ihr Vater gewesen war, wenngleich auch nur für einen Tag. Es würde keine ernstesten Rituale für Basel geben, keine förmliche Verbrennung, wie sie angesehene halruaanische Magier sonst erfuhren. Sie vermutete, daß es Basel so auch lieber gewesen wäre.

Ein leises, scharrendes Geräusch unterbrach ihre Gedanken und ließ sie herumwirbeln. Erstaunt wich sie zurück, als ihr Blick auf Dhamari fiel.

Der Magier war genauso erschrocken, sie zu sehen. »Was tust du hier?« fragte er.

Sie hob das Kinn. »Ich war Basels Schülerin und bin nach halruaanischem Recht auch seine Erbin. Ich habe jedes Recht, hier zu sein. Du nicht.«

»Basel Indoulur hatte auch nichts in meinem Turm verloren«, erwiderte er verächtlich.

Tzigone hob eine Braue. »In deinem Turm? Als du dich von Keturah scheiden ließest, hast du jeden Anspruch auf

den Turm verwirkt. Er gehört mir. Deine Habseligkeiten sind zu deinem Anwesen geschickt worden.«

»Nicht alle. Ich bin hier, um zu holen, was Basel mir gestohlen hat.«

Tzigone kniff die Augen zusammen. »Da tauchst du ausgerechnet jetzt auf? Du warst überrascht, daß hier noch jemand lebt.«

»Unangenehm überrascht«, erwiderte Dhamari. In seinen Augen brannte der Haß, seine Hand bewegte sich langsam auf einen Beutel an seinem Gürtel zu.

»Wußtest du von dem Angriff?«

»Er war ja nicht gerade unauffällig«, gab der Magier zurück. Seine Hand tauchte in den Beutel ein und zuckte vor.

Instinktiv riß Tzigone die Hände hoch und setzte magische Energie frei, um den Zauber abzuwehren.

Doch der Magier kannte ihre Magie fast besser als sie. Kein Zauber flog ihr aus seiner Hand entgegen, sondern ein winziges, geflügeltes Geschöpf, das zu voller Größe aufging und den Raum mit raschelnden Flügeln und einem Leib aus Topas und Smaragdschuppen ausfüllte.

Die Sternenschlange flog auf Tzigone zu, das Maul weit zum Angriff aufgerissen. Tzigone reagierte, indem sie einen einzelnen klaren, hohen Ton sang. Sofort machte die Schlange kehrt und flog hinauf zur Decke.

Sie sang weiter und fand instinktiv eine seltsame, atonale Melodie, die irgendwie zu dem hektischen wogenden Flug der Sternenschlange paßte.

Innerhalb weniger Momente spürte sie, wie die Magie, die die Kreatur gebändigt hatte, dahinschmolz und die Schlange

durch das offene Fenster nach draußen flog.

Tzigone trat vor und schlug Dhamari Exchelsor mit der Faust ins Gesicht. Er stolperte zurück und fiel hart in einen Ständer mit Hieb- und Stichwaffen. Schwerter und Messer fielen scheppernd zu Boden, scharfe Klingen hinterließen blutige Spuren am Leib des Magiers.

Dhamari Exchelsor griff nach den umfallenden Waffen und versuchte vergeblich, sich zu schützen, womit er aber alles nur noch schlimmer machte. Jede seiner Bewegungen fügte ihm eine weitere klaffende Wunde zu – in seiner Panik schnitt er sich förmlich in Stücke. Doch aus keiner seiner Wunde trat Blut. Sogar jetzt wurde er noch von Keturahs Talisman geschützt.

Tzigone beugte sich vor und legte die Hand um den Anhänger ihrer Mutter. »Es reicht«, sagte sie kühl. »Irgendwann muß sich jeder dem stellen, was er ist, und mit den Folgen leben oder sterben.« Mit einem kurzen Ruck zerriß sie Kette und nahm den Talisman.

Aus dem Leib des am Boden liegenden Magiers schoß aus einer Vielzahl tiefster Wunden Blut, seine Wut- und Schmerzensschreie schallten durch die Nacht. Dann sackte er in sich zusammen und verstummte.

Tzigone legte sich Keturahs Medaillon um den Hals und verließ den Turm, ohne sich noch einmal umzusehen. Es war Zeit, sich ihren eigenen Ratschlag zu Herzen zunehmen und sich dem zu stellen, was sie wirklich war.

*

*

*

Matteo fand keinen Schlaf. Als der Tag anbrach, starrte er noch immer die Mondsichel an, die zerbrechlich dünn geworden war. Neumond war nur noch zwei Tage entfernt, und wenn der Mond neu anwuchs, begann Beatrix' Gerichtsverfahren.

Über Andris' Anklage wegen Verrats sah man vielleicht noch hinweg. Ein halruaanisches Gesetz verzieh Straftätern, die Halruaa einen großen Dienst erwiesen hatten. Das hatte Andris mehr als einmal getan. Bei Beatrix lag der Fall völlig anders. Matteo hatte noch immer keine Ahnung, wie er sie verteidigen sollte, wenn er nicht die Kabale und damit den mächtigsten Schutzschild des Königs zerschlagen wollte. Dieser Pfad konnte nur ins Chaos und in einen Krieg der Magier führen.

Der Angriff auf Basel Indoulurs Turm in der vergangenen Nacht war kein einmaliger Zwischenfall gewesen. Mehr als ein Magier war vorgetreten, um Zalathorms Recht und Eignung zur Herrschaft in Frage zu stellen. Magierduelle tobten an Häuserecken und in Parks, als ehrgeizige Magier ihre Überlegenheit beweisen wollten. Weitere Magier standen daneben und entschieden sich für die eine oder andere Seite. Auch andere illegale, tödliche Formen der Auseinandersetzung waren an der Tagesordnung. Erst gestern waren drei Männer verschwunden, die sich gegen Malchior Belajoon ausgesprochen hatten. Niemand konnte die Magie oder den Zauberer bestimmen, der dafür verantwortlich war.

Eine kleine rosafarbene Taube landete auf Matteos Fensterbank. Sie legte den Kopf schräg und sah ihn erwartungsvoll an. Matteo sah die kleine Briefhülle, die man am Bein

der Taube festgemacht hatte. Er nahm sie rasch ab und schüttelte das Stückchen Pergament heraus. Es war eine Mitteilung Tzigones, die ihn bat, zu ihr in Keturahs Turm zu kommen.

Er eilte aus dem Raum, ohne auf das erregte Gurren des Vogels zu achten. Solche Überbringer von Botschaften waren es gewohnt, daß sie eine Antwort zurückbrachten. Der Turm aus grünem Marmor war nicht weit vom Palast entfernt, und in den Straßen war es in letzten Stunden der Nacht ruhig. Matteo sprintete durch die Gassen, um sein Ziel so schnell wie möglich zu erreichen. Nach dem Angriff auf Basels Turm rechnete er mit dem schlimmsten.

Er stürmte an einer Reihe blühender Xenia-Büsche vorbei und sah zu spät den ausgestreckten Fuß, der in den Weg ragte.

Geschickt rollte er sich ab und kam in gebückter Haltung und mit gezogenen Dolchen zum Halt.

Die Zweige wurden zur Seite geschoben, dann erkannte er Tzigones Gesichtchen, die ihn ansah und ihm bedeutete, zu ihr zu kommen. Nach kurzem Zögern zwängte er sich in die Lücke.

»Procopio ist im Turm«, sagte sie.

Matteo hob die Brauen. »Bist du dir da ganz sicher?«

»Er ist eben erst hineingegangen.« Tzigone schüttelte verärgert den Kopf. »Ich hatte noch keine Zeit, die Schutzzeichen zu ändern, seit ich den Turm übernommen habe.«

Matteo verstand sofort, was sie meinte. »Procopio Septus kennt Dhamaris Schutzzeichen? Wie das? Ein Erkenntniszauberer kann vielleicht einige von ihnen bestimmen, aber nie alle!«

»Ich glaube, daß Dhamari ihm die Gegenzauber gegeben hat«, sagte sie ernst. »Sie waren in letzter Zeit sehr gute Freunde.«

Matteo schnaufte. »Das sagst du erst jetzt?«

»Willst du hören, was ich zu sagen habe, oder willst du mir lieber Vorhaltungen machen?« gab sie bissig zurück.

Er hob beide Hände als Geste des Friedens. »Wir kommen später auf Procopio zurück.«

»Scheint so, als täten wir das immer«, pflichtete sie ihm bei. »Egal. Vergangene Nacht kam Dhamari Exchelsor in Basels Turm, nachdem ihr alle weg wart. Er war überrascht, daß dort noch jemand lebte. Ich vermute, er wußte von dem Angriff.«

Matteo wirkte besorgt. »Dann wußte Procopio Septus wahrscheinlich auch davon. Das zu beweisen dürfte aber schwierig werden. Erkenntniszauberer sind bei einer magischen Untersuchung erfahrungsgemäß schwer zu durchschauen.«

»Vielleicht hilft uns das.« Tzigone gab ihm ein kleines Päckchen. »Ich habe das aus Sinestras Zimmer. Sie fand es in Procopio Septus' Villa, wo er es versteckt hatte.«

»Ach?« fragte er vorsichtig.

Tzigone zuckte die Achseln. »Sinestra spielte mit dem Gedanken, sich etwas als Diebin zuu betätigen. Man könnte sagen, sie war meine Schülerin.«

»Heilige Mutter Mystra!« stöhnte Matteo. »Ein zweimal gestohlenes Beweisstück ist kaum mehr wert als überhaupt kein Beweisstück.«

»Das hängt vom Beweisstück ab. Das hier ist Mumienpulver.«

Verblüffte Erkenntnis zeichnete sich auf Matteos Gesicht ab. »Nur Mulhorandi balsamieren ihre Toten ein. Das läßt vermuten, daß Procopio Septus mit den Invasoren gemeinsame Sache gemacht hat. Andererseits könnte er dieses Pulver auch von einem Grabräuber aus dem Norden haben. Es wurde auch als Grundstoff für Farbe ver ...«

»Zu spät«, fiel sie ihm ins Wort. »Andris hat mir das schon erzählt, und einmal ist mehr als genug. Abgesehen davon – hältst du Procopio Septus für einen angehenden Künstler?«

Mit einem Nicken unterstrich Matteo, daß sie ein gutes Argument hatte.

»Also auf zu ihm«, verkündete Tzigone. »Das wird sicher lustig.«

Ehe Matteo wußte, was sie vorhatte, sprang Tzigone aus dem Busch und ging zum Turm. Mit einem leisen Stöhnen folgte er ihr.

Am Tor trafen sie auf den Magier, der etliche Zauberbücher in den Armen hielt. Er blieb abrupt stehen und sah sie zurückhaltend, aber nicht beunruhigt an.

»Das ist schon ein Elend mit diesem Unsichtbarkeitszauber«, sagte Tzigone beiläufig. »Diese verdammten Dinger wollen einfach nicht lange genug halten.« Ihr Blick wanderte über den Magier, dann hob sie eine Augenbraue und machte eine höflich interessierte Miene. »Seid Ihr noch auf einem kleinen Spaziergang? Ein Becher Frühstücksbier und dazu ein wenig plündern?«

Procopio lief rot an, dann verhärtete sich seine Miene. »Ich bin für das halruaanische Recht in dieser Stadt verant-

wortlich, und diese Dinge sind für das Verfahren gegen die Königin erforderlich. Ich bin sicher, daß es im Sinne Dharmari Exchelsors ist.«

»Das müsst Ihr ja am besten wissen«, gab Tzigone zurück. »Dies war Keturahs Turm, bevor Dhamari ihn an sich riß. Er gehört jetzt mir, und damit alles, was sich darin befindet. Kommt nicht auf die Idee, Euch auch noch in Basel Indoulurs Turm umzusehen.«

»Zwei Türme? Bist du nicht etwas zu ehrgeizig?«

»Ich habe zwei Eltern.«

»Die beide tot sind. Es kamen in letzter Zeit ungewöhnlich viele Magier um.« Procopio kniff die schwarzen Augen zusammen. »Erstaunlich, daß ihre Mörder so schwer aufzuspüren sind. Es ist fast so, als sei der Mörder auf magische Weise vor einer Untersuchung abgeschirmt.«

Matteo trat zwischen die beiden und fing den herausfordernden Blick Procopios ab. »Mir gefällt die Unterstellung in Euren Worten nicht.«

»Mich schert nicht, was dir gefällt«, gab der Magier zurück. »Du bist ein Narr, Jordain, wenn du nicht siehst, was sich hinter diesem hübschen Gesicht verbirgt. Die Legenden – Legenden, die sich in diesen Büchern finden – besagen, daß Elfen durch den Schleier ins Reich der Finsteren Feen gelangt sind und als Drow, als Dunkelelfen, zurückkehrten. Welches Monster ist aus *ihr* geworden, als sie aus dem Reich der Finsteren Feen zurückkam?«

»Aus den Leuten wird, was sie wirklich sind«, erwiderte Tzigone ruhig.

»Was ist das denn in deinem bestimmten Fall gewesen?«

fragte Procopio höhnisch.

Trotzig hob sie das Kinn. »Es gibt eine Möglichkeit, das herauszufinden, Procopio. Stellt euch mir heute bei Einbruch der Dämmerung auf dem Duellfeld.«

NEUNZEHNTES KAPITEL

Einen Moment schien Tzigones Herausforderung in der Luft zu hängen, so greifbar war das Schweigen. Dann lachte Procopio kurz und grinste hämisch.

»Das ist in jeder Hinsicht legal, so daß niemand sagen kann, ich sei ein Mörder. Du, Jordain, wirst bezeugen, daß Tzigone mich herausgefordert hat.«

Er wollte noch immer lachend weitergehen, doch Matteo trat ihm rasch in den Weg. »Die Bücher«, sagte der Jordain nur.

Ihre Blicke lieferten sich einen stummen, wilden Kampf. Schließlich murmelte Procopio einen Fluch und ließ die kostbaren alten Bände einfach auf den Gartenweg fallen. Ohne sich noch einmal umzudrehen ging er davon.

Matteo wandte sich Tzigone zu, die dastand und die Bücher betrachtete. »Das da ist die Rechtfertigung dafür, daß ich ihn zerdrücken werde wie eine Kröte«, murmelte sie.

»Tzigone, was im Namen aller Götter hast du dir dabei gedacht? Procopio ist der mächtigste Magier in ganz Halarahh!«

»Ich weiß, Matteo.« Sie sah auf. »Sag mir, was ich als nächstes tun soll.«

Er verschränkte die Arme und sah Tzigone ernst an. »Du könntest auswandern.«

»Du weißt, was ich meine. Es muß alle möglichen Gebräuche und Protokolle für einen solchen Anlaß geben.«

»Einen solchen ›Anlaß‹ hat es schon seit vielen Jahren nicht mehr gegeben«, gab er zurück. »Aber du hast recht, es gibt eine Reihe von Regeln. Eine Herausforderung kann nicht von einem mächtigen Magier gegen einen ausgesprochen werden, der ihm deutlich unterlegen ist. Ausgetragen wird das Duell auf dem alten Duellfeld außerhalb der Stadt. Derzeit weidet dort meines Wissens eine Herde roter Zebras – überwiegend Renntiere.«

»Also muß ich in mehr als einer Hinsicht aufpassen, wohin ich trete«, sagte Tzigone. »Und weiter?«

»Der Senat muß dem Wettkampf beiwohnen. Angesichts des Status, den Procopio Septus innehat, sollten auch Zalathorm und Beatrix anwesend sein.« Er hielt inne und rieb sich mit den Händen übers Gesicht. »Was willst du damit bezwecken?«

Sie stand da und ordnete ihre Gedanken. »Ich kann nicht magisch geprüft werden. Nicht einmal Zalathorm kann mein Wort gegen das Procopios verwenden. Aber wenn der alte Schneefalke etwas mit Kiva zu tun hat, wenn er seine Hände bei Basels Tod im Spiel hatte, wird er sterben. So einfach ist das.«

Matteo schüttelte den Kopf. »Nein, so einfach ist es nicht. Niemand wird sterben, weil du ein Duell der Magier forderst.«

»Das macht keinen Spaß.«

»Ich meine es ernst! Der Weg, der mit der Rache beginnt, führt in die Trauer.«

»Rache interessiert mich nicht«, gab Tzigone leise zurück.

»Nur Bestimmung.«

Matteo erschrak, als er hörte, daß ein so ernstes Konzept über ihre Lippen kam.

»Andris würde es verstehen.« Tzigone hob die Hand, um dem Argument des Jordain Einhalt zu gebieten. »Laß mich ausreden. Kivas Plan konzentrierte sich auf eine Weise auf Keturah, die ich nicht ganz verstehe. Als die Magie meiner Mutter nachzulassen begann, übertrug Kiva die Aufgabe meiner Mutter auf mich.«

»Selbst wenn es so wäre, warum forderst du Procopio Septus heraus?«

»Wegen Kiva«, beharrte Tzigone. »Sie wollte das – das Magierduell. Männer wie Procopio Septus und Dhamari geben diesem Wunsch Nahrung. Wenn sie glauben, daraus einen Nutzen ziehen zu können, dann haben sie nicht aufgepaßt. Kiva ist vielleicht verrückt, aber nicht dumm. Sie hat eine Ablenkung nach der anderen geplant, die Magier Halruaas geschwächt, die Aufmerksamkeit auf anderes gelenkt, unsere Kraft gespalten. Die Invasion aus Mulhorand hat uns mit heruntergelassenen Hosen erwischt.«

Er lächelte schwach, doch sein Blick blieb ernst. »Ich danke Mystra für den letzten Vergleich. Ich dachte schon, ich hätte eine ernste halruaanische Prinzessin vor mir.«

Tzigone sträubte sich wie ein in die Enge getriebener Igel. »Glaubst du, ich fordere Procopio heraus, weil ich mir etwas beweisen will?«

»Nein. Aber ich frage mich, ob die Herausforderung etwas damit zu tun hat, daß Adel verpflichtet. Du bist viel mehr Zalathorms Tochter, als dir klar ist.«

Sie kniff die Augen zusammen. »Du hast nicht richtig zu-

gehört. Basel war mein Vater, und er hätte Procopio nicht weiter getraut, als er Steine hätte spucken können. Procopio Septus wollte sich Basel nicht stellen, und vielleicht ist das ein weiterer Grund, warum mir diese Aufgabe zufällt.

Genug geredet«, sagte sie dann abrupt. »Ich wäre froh, wenn du dich um die Einzelheiten kümmern könntest. Ich muß mich für morgen vorbereiten.«

Matteo wollte protestieren, ließ es dann aber. Tzigones Argument hatte den erwünschten Effekt erzielt, indem sie darauf aufmerksam gemacht hatte, daß weitere Zeitverschwendung ihre Chancen nur schmälern würde. Er verbeugte sich leicht, ohne den Blick von ihr zu nehmen – der förmliche Salut eines Jordain vor einer Magierin von großer Macht und hohem Rang.

Unangenehm überrascht wurde Tzigone klar, daß er sie genau so betrachten würde, wenn sie diese Prüfung bestand.

»Es wird so geschehen, Herrin, wie Ihr es sagt«, sagte er leise und ohne eine Spur des freundschaftlichen Spotts in seinen Worten. »Möge Mystra Euch führen und stärken.«

Tzigone sah ihm nach, eine Hand hatte sie über den Mund gelegt, um nicht zu lachen – oder zu schluchzen. In diesem Augenblick war sie nicht sicher, wie sie weitermachen sollte. Matteos förmliche Verabschiedung mochte absurd klingen, doch sie war das, was vor ihnen lag.

Sie zuckte die Achseln. »Ich kann das Duell immer noch ausfallen lassen und den alten Schneefalken später töten.«

Dieser hervorragende Kompromiß, den sie nur halb im Scherz ausgesprochen hatte, hob ihre Laune beträchtlich. Sie hob die Bücher ihrer Mutter auf und ging zum Turm,

um sich auf die vor ihr liegende Herausforderung vorzubereiten.

*

*

*

Als die Farben des Sonnenuntergangs am Himmel verblaßten und sich der sanfte Purpurschleier der Dämmerung über das Land legte, versammelte sich eine große Zuschauermenge am westlichen Ende des Duellfelds. Handwerker und niedere Magier waren den ganzen Tag über damit beschäftigt gewesen, eine behelfsmäßige Arena zu errichten, die hoch um das Feld aufragte. Am Rand des Feldes war eine Bühne aufgebaut worden, auf der Stühle für die Senatoren und Throne für den König und seinen Anhang standen.

Beatrix war da, edel gewandet in ihre üblichen Farben Silber und Weiß. Der einzige Hinweis auf ihr bevorstehendes Verfahren waren die zwei Magier, die zu beiden Seiten von ihr standen, sowie die bewaffneten Wachen, die den Bühnenrand an drei Seiten säumten.

Tzigone kam als erste aufs Feld. Sie hatte Matteos Rat befolgt und trug eine einfache Tunika statt ihres Schülerinnengewands. Sie wiederholte die Herausforderung und hörte zu, wie ein Herold die Kampfregeln vortrug.

Die Menge raste, als Procopio auf das Feld kam. Auch er war schlicht gekleidet, möglicherweise, um den Unterschied zwischen seinem Rang und dem seiner Herausforderin zu überspielen. Es würde nur wenig Ehre bedeuten, ein einfaches Mädchen zu vernichten. Als er die vorgeschriebenen Verbeugungen vollzog, gab er sich besondere Mühe, Tzigo-

nes Heldentaten in den jüngsten Schlachten und im Sumpf von Akhlaur zu erwähnen.

Die Kämpfer begaben sich in die Mitte des Feldes und stellten sich so auf, daß sie einander mit stechenden Blicken in die Augen sehen konnten. Procopio hob die weißen Brauen, als er sah, wie groß die Arena war, die Tzigone vorschwebte – das Maximum, das für ihren kombinierten Rang und Status erlaubt war. Ein verschlagener Blick lag in seinen Augen, als er ihre mutmaßliche Strategie erkannte. Er stimmte mit einem Kopfnicken zu.

Sie wandten sich voneinander ab und durchschritten die halbe Länge der Arena, dann blieben sie stehen, drehten sich wieder um und sahen einander an. Eine flimmernde Wand erhob sich und bildete einen riesigen Würfel zwischen ihnen. Dann gingen die Kämpfer an den Rand, um Verteidigungszauber vorzubereiten.

Matteo kam zu Tzigone. »Ein letzter Ratschlag?« fragte sie gutgelaunt.

Er runzelte die Stirn. »Procopio war mein Herr. Ich kann nicht über seine Geheimnisse sprechen, aber ich kann dich an Dinge erinnern, die jedem offensichtlich sind. Er ist stolz, arrogant und klein.«

Sie sah ihn einen Moment lang an, dann grinste sie. »Damit kann ich etwas anfangen.«

Das Krummhorn ertönte und verkündete den Beginn des Duells. Tzigone und Procopio nahmen ihre Plätze am Rand der magischen Arena ein. Als der letzte Ton erklang, machten beide gleichzeitig einen Schritt nach vorn.

Sofort begann Tzigone zu singen. Procopio stand abwar-

tend da, die Arme verschränkt, die Beine breit. Seine schwarzen Augen suchten die Arena nach dem Auftauchen einer heraufbeschworenen Bestie ab.

Ein kleiner Behir mit blaßblauen Schuppen erschien auf dem Duellfeld, eine Kreatur, die kaum zu beeindrucken vermochte und dem Magier nur wenig anhaben konnte – abgesehen von seiner strategischen Position. Der Behir nahm zwischen Procopios Füßen Gestalt an.

Das Tier schüttelte sich kurz, erfaßte die Situation und griff an. Der kleine, schmale Kopf schoß empor, und die Kristallzähne fanden ein leichtes Ziel. Ein leichtes Zischen war zu hören, als Energie wie von einem Blitz auf sein Opfer übersprang.

Der Magier schrie vor Schmerz und Wut und trat nach dem Behir, der ihn sofort losließ. Die kleine Kreatur eilte davon, die sechs Beinpaare waren in hektischer Bewegung.

Tzigone ließ ihn mit einer beiläufigen Geste verschwinden. »Stolz, arrogant und klein«, sagte sie beiläufig. »Jetzt vielleicht noch ein Stück kleiner, als er es vor ein paar Minuten war.«

Der Magier fluchte und warf ihr Beleidigungen an den Kopf, doch Tzigone zuckte nur die Achseln. »Ich bin ja froh, daß ich auf einem Magierduell bestanden habe. Stellt Euch nur vor, der Behir wäre nicht so verzaubert gewesen, daß er nur gemäßigt Schaden anrichten konnte.« Sie lächelte ihr Gegenüber unschuldig an. »Allerdings würde es mich auch so nicht wundern, wenn Ihr für eine sehr lange Zeit *gemäßigt* wärt ...«

Procopio ließ einen Feuerball entstehen und schleuderte

ihn ihr entgegen. Sie reagierte mit einem Gegenzauber. Die strahlenden Geschosse trafen einander und zerplatzten in Tausende von Bruchstücken, die in einem leuchtenden und harmlosen Regen zu Boden fielen und zu Asche zerfallen waren, lange bevor sie die Duellanten hatten erreichen können.

»Ihr habt nicht viel Phantasie«, sagte sie. »Aber Ihr seht verdammt gut aus, wenn Ihr wütend seid. Es ist eine wirkliche Schande, daß Ihr ... na ja ... *gemäßigt* seid.«

Zorn flammte in Procopios schwarzen Augen auf, der rasch unterdrückt wurde. »Dieses Schauspiel ist bald vorbei. Wir werden uns wieder gegenübertreten, Hexe, ohne diese Grenzen und diese Regeln.«

»Darauf zähle ich«, sagte sie lächelnd, auch wenn ihr Blick eiskalt war. »Weiter. Ich bin dran.«

Sie begann zu singen. Eine große, dunkle Kreatur nahm in der Mitte der Arena Gestalt an. Der mit Stacheln besetzte Schwanz des herbeigerufenen Lindwurms zuckte wütend. Er sprang in die Luft und beschrieb eine enge Spirale, während er sich zur oberen Begrenzung des flimmernden Würfels erhob.

Procopio griff augenblicklich zu dem Zauber für das Sturmelementar, dessen Einsatz ihm bei der Schlacht gegen die Mulhorandi soviel Lob eingebracht hatte. Die Arena bebte, als der Wind hindurchpiff. Die entstehenden Wolken, die die Farbe der untergehenden Sonne hatten, flossen ineinander, vermischten sich und nahmen die Gestalt eines gigantischen Magiers an. Die Wolkengestalt atmete tief ein, dann begann sie, dem herabsinkenden Lindwurm entgegenzupusten.

Der Wind traf die ausgestreckten Flügel, die in einem falkengleichen Steilflug angelegt waren. Das Wesen stieß einen erschrockenen Schrei aus und begann zu trudeln. Es raste dem Boden entgegen und ruderte so heftig mit den fledermausartigen Flügeln, daß es schien, als würden sie abreißen. Der Lindwurm konnte sich im letzten Augenblick aus seiner heftigen Drehung lösen und breitete die Flügel aus. Er flog so dicht über dem Boden, daß sich die Grashalme bogen und zu flüstern begannen. Sein todbringender Schwanz riß eine Furche in den Grund.

Procopio Septus' Sturmelementar griff nach einem riesigen, durchscheinenden Schwert und schlug nach dem Schwanz. Dieser wurde abgetrennt und fiel zuckend und sich windend zu Boden wie ein riesiger Wurm. Der Lindwurm schrie. Dunkles Blut schoß aus dem Stumpf, die Flügel der Kreatur schlugen langsamer.

Tzigone machte eine knappe Geste, die den Lindwurm befreite, der sich in einer kleinen Nebelwolke auflöste. Der Schwanz mit den Giftspitzen unternahm blindlings noch ein paar Versuche, ein Ziel zu finden, dann verschwand auch er.

Das Elementar beugte sich vor und nahm Tzigone in eine Hand. Sie zog einen Dolch und trieb ihn unter den Fingernagel des Wesens. Das Elementar brüllte, was wie Donnerklang, und warf Tzigone in die andere Hand, während es die attackierte Seite schüttelte.

Tzigone hatte nie Höhenangst gehabt, doch jetzt wurde sie von Furcht gepackt, als das Elementar sie von einer Hand in die andere warf. Das Ding mußte sie nur fallenlassen, dann war Procopios Aufgabe erledigt. Genau das hatte Mat-

teo befürchtet: Sie beherrschte die Magie nicht gut genug, um sich gegen einen Magier wie Procopio Septus durchsetzen zu können.

Sie schüttelte den Augenblick der Verzweiflung ab und wirkte einen Federfallzauber. Das Elementar zog sie hoch und warf sie mit aller Kraft umher, doch Tzigone schwebte langsam nach unten und landete dicht an der leuchtenden Wand am Boden.

Sie schnitt eine Grimasse, als sie erkannte, daß sie der Wand zu nah war. Der erste Magier, der den Würfel verließ, hatte verloren. Sie hatte die Arena in der Hoffnung betreten, Procopio Septus in Verlegenheit zu bringen, aber nicht in der Erwartung, als Siegerin hervorzugehen. Doch nun änderten sich ihre Ziele, ihr Entschluß war gefaßt.

Sie war eine Hexenmeisterin wie ihre Mutter vor ihr. Auch wenn Basel in ihrem Herzen der einzige war, den sie als ihren Vater bezeichnete, floß durch Adern dennoch das Blut des halruaanischen Königs.

Tzigone streckte die Hand aus und richtete sie auf eine der Standarten, die über der Bühne des Königs wehten – eine schwarze seidene Flagge mit einem schmuckvollen Feuervogel. Die riesige Arena umschloß diese Flagge, und alles, was sich in ihr befand, war in diesem Wettstreit zugelassen.

Auf ihren Ruf sprang der Feuervogel von der Seide und wurde größer.

Mit jedem Schlag seiner brennenden Flügel wuchs das Tier. Hitze erfüllte die Arena, als der Feuervogel begann, um Procopio Septus' Kreatur zu kreisen. Das Licht seiner Flügel

wurde von dem Elementar reflektiert und verlieh den Wolken die Farbe eines strahlenden Sonnenuntergangs. Das Wesen schlug nach ihrem kreisenden Widersacher, während es sich in farbigen Nebel auflöste.

Tzigone sah zu Procopio Septus und hob eine Braue, da sie auf seinen nächsten Angriff wartete. Sie war nicht darauf gefaßt, das erstaunte Gesicht des Magiers zu sehen, das im nächsten Moment wutverzerrt war.

Er schritt zu Zalathorms Thron und ließ die Barriere aus flimmernder Magie hinter sich. Sie folgte ihm neugierig.

»Das war kein gerechter Wettbewerb«, begann Procopio wutentbrannt. »Ich habe diese Herausforderung nicht ausgesprochen, aber meine Ehre zwang mich, sie anzunehmen. Doch ich kämpfe hier nicht gegen einen Magier, sondern gegen zwei!«

Der König betrachtete ihn kühl. »Beschuldigt Ihr die junge Frau des falschen Spiels?«

»Ich beschuldige Euch, zugunsten Eurer Tochter in den Kampf einzugreifen!«

In diesem Moment bestätigte sich Tzigones Verdacht. Dhamari Exchelsor hatte gewußt, daß Keturah und Beatrix eins waren, und auch Kiva wußte das. Procopio Septus machte mit einem von beiden gemeinsame Sache.

»Ich habe in den Kampf nicht eingegriffen«, erwiderte der König ruhig. »Was Eure andere Behauptung angeht, werde ich Meister Basel nicht in Verlegenheit bringen, indem ich seine Worte leugne.«

»Basel Indoulur ist tot«, sagte Tzigone mit ausdrucksloser Stimme. »Er war ein ehrlicher Mann, aber er log, um mich

zu beschützen. Er tat für seine Schüler alles, und letztlich würde er wohl auch wollen, daß man sich so an ihn erinnert. Wenn Ihr wollt, daß ich seine Tochter bin, habe ich dagegen nichts einzuwenden. Aber tut, was immer erforderlich ist.«

Der König betrachtete Tzigone nachdenklich. Sie fragte sich, was er in ihr sah, bis sie seinen entschlossenen Gesichtsausdruck bemerkte. Er erhob sich und wandte sich der flüsternden, verwirrten Menge zu. Alle hatte sehen können, daß sich etwas merkwürdiges abspielte, doch nur wenige hatten Procopio Septus' Vorwurf hören können.

Zalathorm hob seine Stimme und rief: »Meister Procopio unterstellt, daß der Vogel, den diese junge Frau heraufbeschwor, nicht ihr, sondern mein Zauber war. Das war nicht so. Ich schwöre es bei Wind und Wort. Ich wirke keine Magie durch einen anderen Magier, so wenig, wie ich das Werk eines anderen Magiers für mich beanspruche.«

Sein Blick schweifte über die Menge. Mit einer knappen Geste ließ er die flimmernde Magie der Arena verschwinden. »Die Herausforderung wurden angenommen und ausge tragen. Ich erkläre Tzigone, die rechtmäßige Tochter Zalathorms und Beatrix', zur Siegerin.«

Der König brachte den fassungslosen Procopio Septus mit einem einzigen Blick zum Schweigen. »Ihr unterschätzt Eure Gegnerin. Ihr wart Euch ihrer begrenzten Fähigkeiten so sicher, daß Ihr die Grenzen der Arena verließ. Damit habt Ihr per Gesetz verloren, Procopio.«

»Stolz und arrogant«, wiederholte Tzigone. Sie sah betont nach unten. »Nicht zu vergessen: klein.«

Procopio Septus preßte die Lippen aufeinander. Er verbeugte sich beherrscht vor Tzigone, um ihren Sieg anzuerkennen, und schritt davon – ohne sich vor dem König zu verbeugen.

»Er wird zurückkommen, um Euch zu beißen«, murmelte sie, während sie dem Magier nachsah.

»Das ist jetzt nicht mehr so schlimm«, entgegnete der König, »jetzt, da ich Halruaa in die Hände einer Erbin legen kann.«

Tzigone starrte den König mit offenem Mund an, der zu seinem Seneschall sah. Der Mann stellte sofort einen Stuhl links von Zalathorms Thron auf und führte Tzigone hin. Sie ließ sich nieder, fühlte sich aber, als sei sie wieder in die Welt eingetaucht, in der die Illusion regierte.

Der König erhob sich und wandte sich der verwunderten Menge zu. »Eine Herausforderung wurde ausgesprochen und ausgetragen. Ich spreche hiermit eine weitere Herausforderung aus. Ich rufe den Magier, der die nekromantischen Zauber gegen die Mulhorandi gewirkt hat. Ich fordere ihn zum Kampf – auf die alte Art, ohne eine Begrenzung der Magie.«

Der König machte eine Geste, eine riesige goldene Kugel erschien und schwebte vor ihm in der Luft. Er legte eine Hand darauf und wiederholte seine Herausforderung, die dadurch an jeden Magier innerhalb der Grenzen Halruaas geschickt wurde.

Dann sprach Zalathorm zu den Zuschauern. »Dieses Land steht am Rand eines Krieges der Magier. Was hier geschieht, kann in einem kurzen Aufflackern ausbrennen oder ein

Feuer entfachen, das ganz Halruaa verzehrt. Sammelt alle Kräfte aus Stahl und Magie und bringt sie hierher. Ich bitte Euch, Euren persönlichen Ehrgeiz und all die kleinen Streitigkeiten zurückzustellen. Der Magier, der diesen Zauber gewirkt hatte, ist wahrhaft mächtig. Wenn ich der Herausforderung nicht gewachsen bin, die ich heute abend ausgesprochen habe, dann könnte es die Kraft jedes einzelnen von Euch erfordern, um die Standarte aufzunehmen.«

*

*

*

In weiter Ferne vom Duellfeld, tief im tödlichsten Sumpf ganz Halruaas, sahen Akhlaur und Kiva zu, wie der Leichnam, der einst Vishna gewesen war, seine untoten Truppen bereitmachte.

»Er war Kampfmagier«, sagte Akhlaur zufrieden. »Der beste seiner Generation.«

Kiva wußte aus eigener Erfahrung, daß Vishna zu den Magiern gehörte, die Akhlaur geschlagen und ins Exil geschickt hatten. »Seine Pläne sind vernünftig. Die Schlacht wird ein Ablenkungsmanöver sein. Aber der karmesinrote Stern ...«

»Es reicht«, herrschte Akhlaur sie an. »Der Stern schützt Zalathorm und mich gleichermaßen. Er wird den Kampf in keiner Richtung beeinflussen.«

»Kann Zalathorm vernichtet werden?« wollte Kiva wissen.

»Wurde Vishna vernichtet?« gab Akhlaur zurück. Plötzlich besserte sich seine Laune. »Als Leichnam wird Vishna ein genialer, loyaler General sein. Es wird mir eine große

Freude sein, Zalathorms ältesten Freund zu benutzen, um sein Reich zum Einsturz zu bringen.«

Kiva unterdrückte einen frustrierten Aufschrei, als ein goldener Lichtschein die Lichtung erfüllte. Zalathorms Stimme, die durch mächtige Magie verstärkt wurde, wiederholte die Herausforderung, die er an jeden im Reich geschickt hatte, der sich der Magie bediente.

In Akhlaurs schwarzen Augen loderte ein unheilvolles Feuer, sein Blick richtete sich auf den untoten Kampfmeister. »Ist alles bereit?«

»Es ist alles bereit«, erwiderte Vishna mit hohler Stimme.

»Versammle unsere Truppen und Waffen«, befahl er. »Laß deine Zweifel ruhen, Kiva. Die drei werden wiedervereint werden, und einmal mehr werde ich den roten Stern befehligen!«

*

*

*

Nach dem Magierduell zerstreute sich die Menge. Andris, der neben Matteo hinter dem Thron des Königs gesessen hatte, ging schweigend mit Matteo und Tzigone zum Palast zurück. Sein durchscheinendes Gesicht ließ Besorgnis erkennen.

»Wir drei«, sagte der Jordain. »Wir drei sind Nachfahren der ursprünglichen Erschaffer der Kabale.«

Tzigone stieß Matteo mit dem Ellbogen an. »Bestimmung«, wiederholte sie. »Vielleicht gibt es einen Grund dafür, daß wir alle zusammengeführt worden sind. Manchmal fällt die Aufgabe einer Person einer anderen zu. Oder drei anderen.«

»Was sollen wir tun?« überlegte Matteo.

»Was ich die ganze Zeit wollte«, erwiderte Andris. »Wir müssen die Kabale zerstören – den karmesinroten Stern.«

»Jetzt, da Zalathorm eine Herausforderung an jeden Magier ausgesprochen hat, der sie annehmen will?«

»Frag ihn«, beharrte Andris. »Wenn Zalathorm wirklich ein guter und ehrbarer König ist, wird er weder sein Leben noch seinen Thron über diese Sache stellen.«

Matteo schwieg einen Moment lang, dann nickte er. Er bahnte sich einen Weg zwischen den Wachleuten hindurch, dicht gefolgt von Tzigone und Andris.

Zalathorm sah ihn fragend an. Matteo beugte sich zu ihm und sagte leise: »Andris ist ein Nachfahr Akhlaurs.«

Zalathorm riß die Augen auf, sein Blick wanderte zu dem geisterhaft aussehenden Andris. »Ich bringe euch hin«, antwortete er knapp.

*

*

*

Früh am nächsten Morgen standen die vier in einer runden Kammer tief unter dem Palast. Der rote Stern schwebte sanft in der Mitte des Raums und strahlte ein weiches Licht aus. Andris' durchscheinender Körper schien aus rosafarbenem Kristall zu bestehen, in seinen Augen brannte ein Feuer, das an einem verborgenen Ort tief in seinem Inneren seinen Ursprung zu haben schien.

»Ich habe viele Male versucht, ihn zu zerstören«, sagte Zalathorm. »Aber einer seiner Erschaffer genügt nicht. Möge Mystra euch Erfolg bescheren.«

Andris zog sein Schwert, nahm es in beide Hände und begann, sich um die eigene Achse zu drehen. Mit aller Kraft wirbelte er die schwere Waffe herum und führte sie dem Kristall entgegen. Im nächsten Augenblick wurden sein Schwert in die eine und Andris in die andere Richtung geschleudert. Nachdem sich das Schwert aus seinem Griff gelöst hatte, verlor es seine Transparenz und schlug schep-pernd auf dem Boden auf.

Andris erhob sich langsam. »Vielleicht müssen wir alle zugleich zuschlagen«, überlegte er.

Matteo und Tzigone bezogen um den Edelstein herum Stellung.

»Von oben«, riet Andris. »Dann wird niemand vom Rückprall getroffen.«

Matteo zählte ein, dann ließen sie alle ihre Waffen herabsausen. Doch ehe sie dem Artefakt zu nahe kommen konnten, wurden ihnen ihre Schwerter aus der Hand gerissen, die sich zu einem Dreifuß formierten und über dem Edelstein in der Luft schwebten.

»Soviel zum gemeinsamen Vorgehen«, murmelte Tzigone und betrachtete die Waffen.

Andris ging nachdenklich um das Artefakt herum. »Die Prinzessin soll es allein versuchen.«

Tzigone gab einen unfreundlichen Laut von sich, ging aber langsam auf den Edelstein zu und legte vorsichtig die Finger an eine Spitze des Sterns. Lange stand sie schweigend da, ihre Miene nahm einen schmerzenden Ausdruck an.

»So viele«, sagte sie erschrocken. »Ich war nur für wenige Tage eine Gefangene im Finsteren Feenhof, doch diese Elfen

sind seit über 200 Jahren in Gefangenschaft.«

Sie zog die Hand zurück und wandte sich Zalathorm zu. Ihre Augen waren weit aufgerissen, da sie verstanden hatte. »Keturah weiß, wie es gelingen kann! Darum wollte Kiva sie haben – darum hat sie sie in den Palast gebracht!«

Sie wartete, daß der König ihre Vermutung bestätigte. »Denkbar«, räumte er schließlich ein.

Tzigone stürmte bereits durch die Korridore zur Königin.

*

*

*

Die Menge, die sich auf dem Duellfeld eingefunden hatte, war weit von den geeinten, disziplinierten Heerscharen aus Zalathorms Vision entfernt. Magierherren und ihre Gefolgsleute standen in gesonderten Reihen und beäugten mißtrauisch ihre Rivalen. Jede Gruppe präsentierte eine Fülle von Magiern, Klerikern und Söldnern. Der Zauberkampf gegen Zalathorm würde nur der Anfang sein, denn jeder, der den König erfolgreich herausforderte, würde all seine Anhänger brauchen, um die errungene Krone gegen die Konkurrenten zu behaupten.

Procopio hatte als Oberbürgermeister die gesamte Miliz der Stadt hinter sich. Er schritt die Reihen ab. Die Kämpfer, die durch die jüngste Schlacht stark dezimiert worden waren und die Streitigkeiten der Magier untereinander mit Verwirrung betrachteten, waren unsicher, welchen Zweck sie erfüllten. Der Magier an seiner Seite wirkte noch unsicherer. Malchior Belajoon, der den König fordern würde, betrachtete mit Sorge das Aufgebot seiner Rivalen.

»Vielleicht ist dies nicht der Zeitpunkt, um Anspruch auf den Thron zu erheben«, überlegte Malchior.

»Der König hieß jeden Herausforderer willkommen. Eure Abstammung ist so gut wie seine, und die Ereignisse der jüngsten Zeit haben schmerzlich erkennen lassen, daß Zalathorm an Kraft verloren hat. Welche Gelegenheit könnte besser sein?«

»Ich habe den Nekromanten-Zauber nicht gewirkt.«

»Das ist egal. Zalathorm hat eine Herausforderung ausgesprochen, und die Ehre gebietet es ihm, auf jeden zu reagieren, der gegen ihn antreten will.«

Wieder wanderte Malchior Belajoonss Blick über die versammelten Truppen. »Was ist mit dem Aufruf des Königs, Geschlossenheit zu wahren, bis der im Verborgenen agierende Magier entlarvt ist?«

Procopio wischte den Einwand weg. Ehe er aber etwas sagen konnte, öffnete sich vor dem Wald ein gigantisches Oval aus flimmernder Schwärze, das wie ein Riß in eine dunkle Ebene wirkte.

Krieger kamen herausgeströmt, abscheuliche untote Geschöpfe, die nach Zerfall und Brackwasser stanken. Die Miliz wich zurück, obwohl sie so gut ausgebildet war wie jede andere Streitmacht in den südlichen Ländern und sich aus Veteranen und Überlebenden der jüngsten Invasion rekrutierte.

Die untote Armee stellte sich in disziplinierten Reihen auf. Ihr Führer, ein großer, hagerer Magier mit bläulicher Haut und noch immer kastanienfarbenem, vollem Haar, kam vom Portal her und nahm seine Position ein.

So seltsam dieser Anblick war, machte er die verblüfften Betrachter doch nicht auf das gefaßt, was dann kam. Eine kleine Elfe mit langen jadegrünen Zöpfen trat aus dem Portal. Aus bernsteinfarbenen Augen betrachtete sie kühl die versammelten Magier. Ihr Blick schien einen Moment auf Procopio zu verharren. Dann trat Kiva zur Seite, um einer noch beängstigenderen Erscheinung Platz zu machen. Ein großem hagerer Mann, in die Nekromanten-Farben Scharlachrot und Schwarz gewandet, trat hinaus in die Stille. Im hellen Schein der Morgensonne hatten seine blaßgrüne Haut und die schwach leuchtenden Schuppen einen kränklichen Glanz wie eine von innen heraus strahlende Kreatur, die aus den Tiefen des Ozeans hervorgekommen war.

Keiner der Magier hatte je diese merkwürdige Gestalt zu Gesicht bekommen, und doch wußten alle, wen sie vor sich hatten: einen den berühmtesten Magier Halruaas, dessen Name auch dem tödlichen Sumpf und einer Vielzahl verheerender nekromantischer Zauber gegeben worden war, hatte man auch nach zwei Jahrhunderten noch nicht vergessen.

»Akhlaur.«

Das vielstimmige Flüstern schien sich zu einem einzigen dröhnenden Lärm zu vereinen. Der Nekromant neigte den Kopf, eine archaische knappe Verbeugung, die einst von großen Magiern benutzt wurde, um einen der ihren zu grüßen, der unter ihnen stand.

Die versammelten Magier tauschten panische Blicke, keiner von ihnen war sich plötzlich noch sicher, ob es wirklich ein so kluges und erstrebenswertes Ziel war, das Reich von Zalathorm zu befreien.

Akhlaur hatte daran keinerlei Zweifel. »Zalathorm hat eine Herausforderung ausgesprochen«, sagte er mit einer so tiefen Stimme, daß sie wie sommerlicher Donner über das Feld rollte.

»Ich habe sie angenommen. Holt ihn, damit es beginnen kann.«

*

*

*

Kiva und Akhlaur zogen sich hinter ihre Truppen zurück, wo sie darauf warten wollten, daß Zalathorm reagierte. Die Elfe lief aufgeregt hin und her.

»Besorgt, kleine Kiva?« fragte Akhlaur.

Sie wirbelte herum und deutete mit einer Hand auf das Duellfeld. »Habt Ihr gesehen, daß sich all diese Magier versammelt haben, um auf die Herausforderung Zalathorms zu reagieren? Wir hätten sie gewähren lassen sollen! Ihr kennt die Geschichte Halruaas so gut wie ich. Die Magier des Landes mögen einander zwar gegenseitig beharken, doch gegen eine Bedrohung, die sie alle betrifft, schließen sie ihre Reihen. Hättet Ihr gewartet, bis Zalathorm selbst einen Herausforderer nach dem anderen vernichtet hätte, wäre Eure Aufgabe viel leichter und der Ausgang eindeutig gewesen. Jetzt müssen wir uns ihnen allen stellen!«

Ihre Vehemenz und ihre Wut ließen den Nekromanten die Brauen hochziehen. »Du fürchtest um deine Sicherheit«, sagte er herablassend, »und das aus gutem Grund. Die Todesbande sorgen dafür, daß du stirbst, wenn ich sterbe. Aber ich kann dir versichern, daß wir durch den roten Stern und

meine nicht gerade unbedeutende Magie ziemlich sicher sind.«

Der Magier schwieg kurz, dann fuhr er fort: »Alles wird wie geplant verlaufen. Niemand – erst recht nicht du – wird in diese seit langem herbeigesehnte Konfrontation eingreifen.«

Die Elfe stand da und sagte schließlich: »Mit Eurer Erlaubnis möchte ich mir den Kampf vom Wald aus ansehen.«

»Wie du willst«, nickte Akhlaur. Plötzlich warf er Kiva einen stechenden Blick zu. »Vergiß nicht, du kannst mich nicht verraten und dabei mit dem Leben davonkommen.«

»Ich versichere Euch, Herr«, antwortete Kiva so ernst wie nur selten in ihrem Leben zuvor, »daß meine Gedanken um wenig anderes kreisen.«

*

*

*

Matteo und Tzigone blieben an der Tür zu Beatrix' Kammer stehen.

»Was hast du jetzt vor?«

»Das überlege ich mir, wenn es soweit ist«, gab Tzigone zu. Sie betrat leise den Raum und verbeugte sich tief vor der reglos dasitzenden Königin.

Aus einem Impuls heraus begann Tzigone zu singen. Der Blick der Königin blieb starr und ausdruckslos, doch sie legte den Kopf ein wenig schräg, als lausche sie. Als Tzigone verstummte, wiederholte Beatrix das Lied mit flacher, tonloser Stimme, die kräftiger wurde, je länger sie sang. Mangelnde Übung und Schmerz, der in der Vergangenheit seine Ursa-

che hatte, ließen sie schroff klingen, doch in ihr war das Echo der Schönheit zu vernehmen.

Tzigone lächelte Matteo an. Sie setzte zu einem anderen Lied an, und auch diesmal wiederholte Beatrix es. Dann sprach Tzigone von Sternenschlangen, und die Königin sang das kleine Zauberlied, das Tzigone benutzt hatte, um die geflügelten Bestien herbeizurufen. Tzigone stimmte immer neue Lieder an, auf die Beatrix jedesmal reagierte.

»Nun?« fragte sie triumphierend.

»Das ergibt Sinn«, gab Matteo zu. »Musik und Vernunft folgen im Kopf nicht immer den gleichen Wegen. Jemand, der einen Gedankensturm erlebt hat, kann sich vielleicht nicht erinnern, wie man spricht, aber oft kann er die Lieder singen, die er vor seiner Krankheit gelernt hat. Keturahs Stimme besitzt jedoch nicht länger die Kraft, Magie zu wirken.«

»Sie muß sich nur an das Lied erinnern, den Rest mache ich.«

Nach kurzem Überlegen nickte er. Er verließ den Raum und sprach mit den Wachen, die die Königin daraufhin in seinen Gewahrsam übergaben. Zu dritt begaben sie sich über die gewundenen Treppen hinunter ins Verließ.

Matteo und Tzigone gingen voraus. Er hatte sich bereit erklärt, alle Zauber auswendig zu lernen, die Zalathorm benutzt hatte, um nach unten zu gelangen, und flüsterte sie Tzigone ins Ohr, da nur die Stimme eines Magiers die Schutzzeichen aufheben konnte. Tzigone wiederholte jedes seiner Worte, während sie Schritt für Schritt weitergingen. Es war ein langer Weg, und als sie den tiefsten Keller erreichten hatten,

waren sie beide von der Anspannung erschöpft.

»Jetzt hat sich das Gedächtnistraining der Jordaini wenigstens einmal bezahlt gemacht«, murmelte sie, als sie den Raum betrat.

Ein plötzlicher Energieblitz warf sie zurück in Matteos Arme, der sie aufgebracht ansah.

»Gedächtnistraining«, erinnerte er Tzigone. »Es ist nutzlos, einen Jordain an der Seite zu haben, wenn man ihn nicht richtig einsetzt!«

Tzigone erholte sich rasch und grinste Matteo spöttisch an. »Ich werde dich zur geeigneten Zeit an deine Worte erinnern.«

Seufzend schob Matteo sie von sich und gab ihr einen Stoß. »Drei Schritte, dann mußt du dich nach links drehen.«

Sie durchquerten das Labyrinth ohne weitere Zwischenfälle, bis sie endlich vor dem roten Edelstein standen. Andris und Zalathorm warteten auf sie. Der Jordain stand an einer Seite und sah aufmerksam zu, wie der König vor dem leuchtenden Artefakt kniete. Zalathorm erhob sich und sah die Gruppe an.

»Akhaur ist wieder da. Er erwartet mich auf dem Schlachtfeld.«

Matteo sah vom König zu Andris. »Ein großer Teil von Zalathorms Macht stammt aus dem Artefakt«, überlegte er.

»Du hast gesagt, es sei unmöglich, Böses mit Bösem zu bekämpfen«, erinnerte Andris ihn. »Was könnte böser sein, als diese Geister in Gefangenschaft zu halten, wenn wir in der Lage wären, sie zu befreien?«

Zalathorm klopfte Andris auf die Schulter. »Das ist die Art Ratschlag, die ein König hören muß. Tut, was erforderlich ist, und wenn ihr damit fertig seid, stoßt ihr zu mir in die Schlacht.« Er sah Matteo an. »Wenn der Kampf vorbei ist, darf ich annehmen, daß es dir nichts ausmachen wird, die Ehre des königlichen Beraters mit einem anderen zu teilen?«

Matteo grinste, während der König schwach lächelte, vortrat und zärtlich das Gesicht der Königin in einem stummen Abschied berührte. Dann ging er.

Andris sah Tzigone an. »Was jetzt?«

Eine gesummte Melodie trieb durch den Raum. Tzigone bedeutete ihm, still zu sein, und lauschte aufmerksam auf die Stimme ihrer Mutter. Das Lied klang schroff, matt und atemlos, und viele Noten trafen nicht den Ton. Doch Tzigone lauschte, so gut sie nur konnte, und nahm die Form und Struktur des Liedes in sich auf.

Verzauberung durchströmte das Lied und ließ ein subtiles Netz rund um das leuchtende Juwel erkennen. Matteo betrachtete die sich sammelnde Magie und erkannte die Quelle.

Es gab einen Schutzschild um den Stein, den kein Magier wahrnehmen oder aufheben konnte. Jemand hatte ihn aus dem Schattengewebe geschaffen.

Matteos rasende Gedanken überschlugen sich, als er über die Bedeutung und die Folgen nachdachte. Kiva beschäftigte sich seit über 200 Jahren mit dem roten Stern. Sie war Akhlaurs Gefangene gewesen, und wahrscheinlich kannte sie die Geheimnisse, die das Artefakt vor Angriffen schützten. Wo hatte Akhlaur vor über 200 Jahren diese Geheimnisse er-

lernt? Das Wissen über das Schattengewebe hielt erst jetzt in Halruaa Einzug!

Die Antwort traf Matteo wie ein Blitz. Akhlaur hatte es so gelernt wie Matteo – im schattenhaften Vorhof des Finsteren Feenhofs. Dabei war aus dem Nekromanten geworden, was er wirklich war. Vishna hatte sich über die Verwandlung seines alten Freundes vom ehrgeizigen Magier zum Widersacher gewundert, der nichts Böses als Unrecht betrachtete. Hier war die Antwort.

Aber warum war Kiva so an Keturah interessiert? Warum die Partnerschaft mit Dhamari?

Keturah konnte mit einem Lied Kreaturen rufen. Bannsingen war eine mächtige Magie, die dem Elfenvolk vertraut war. Vielleicht war sie notwendig, um eine Verbindung zu den Elfengeistern im Inneren zu schaffen. Dann war da Dhamari, entschlossen, die Finsteren Feen aus ihrem Reich zu holen und zu befehligen. Er war ehrgeizig, doch fehlte es ihm an Talent. Vielleicht hatte Kiva in ihm einen angehenden Adepten des Schattens erkannt und ihn ermutigt, diesem Weg zu folgen.

Vielleicht waren keine drei Nachfahren erforderlich, sondern drei Begabungen, die höchst unwahrscheinlich alle bei einer einzigen Person auftreten konnten.

Matteo überlegte, welches kombinierte Potential seine Freunde hatte. »Tzigone, berühre den Stein. Versuch, darin etwas von Andris zu finden.«

Sie sah ihn verwundert an, tat aber, was er gesagt hatte. Ihr Gesicht nahm einen angespannten, besorgten Ausdruck an. »Ich kann den Kampf in Akhlaurs Sumpf sehen«, sagte

sie. Verdammt! Ich hatte vergessen, wie häßlich der Laraken war.«

»Andris«, drängte Matteo.

»Er ist hier. Genauer gesagt, er ist es zum Teil.« Tzigone zog die Hand zurück und sah von dem geisterhaften Jordain zu Matteo. »Was soll das?«

»Du nimmst Kontakt mit den Geistern im Inneren auf. Andris ist sehr gut dafür geeignet. Der erste Schritt, der erforderlich ist, um die Magie mehrerer Magier zu vereinen, ist die Abstimmung. Das ist seine Aufgabe. Beim Wirken eines Zaubers geht es in erster Linie um Fokus und Energie – das Zauberland, das du singst, wird zweifellos von den Elfengeistern im Inneren wiederholt.«

Tzigone begann zu verstehen. »Was ist mit dir?«

Matteo hielt ihrem Blick stand. »Akhaur hat ein Abwehrnetz aus Schattengewebe um den Stern gelegt. Ich kann es sehen, vielleicht kann ich es auch aufheben.«

Andris' bleiche Augen traten förmlich aus den Höhlen. »Du bist Schattenadept?«

»Ich glaube, dazu reicht es nicht«, erwiderte Matteo. »Aber für unsere Zwecke muß es genügen. Laßt uns anfangen.«

»Die, die das Schattengewebe zu oft und zu lange nutzen, können zwar große magische Kraft erlangen, aber über die Zeit hinweg verlieren sie die Klarheit ihres Verstandes«, ermahnte Andris ihn. »Egal, was du sonst sein magst, du bist immer noch ein Jordain. Du setzt aufs Spiel, was dich ausmacht.«

»Dann sollten wir uns beeilen.«

Tzigone streckte ihre Hände den Jordaini entgegen, die sie ergriffen. Einen Moment lang standen die drei einfach nur. Andris' Gestalt nahm langsam wieder Farbe an. Matteo nickte Tzigone zu, die die Melodie zu singen begann, die sie von Keturah gelernt hatte.

Das Lied schien sich zu brechen wie Licht in einem Prisma. Es wogte durch den Raum und warf ein Echo, das von hundert verschiedenen Stimmen herzurühren schien. Das Licht im roten Juwel wurde durch die Macht der sich sammelnden Magie intensiver.

Matteo konzentrierte sich auf das Schattennetz. Er ließ seinen Geist danach greifen und an einem der Knoten ziehen. Der gab nach, und zwei Fäden lösten sich voneinander. Er wandte sich dem nächsten Knoten zu und begann langsam und mühselig, Akhlaurs finstere Magie zu entwirren.

Es war eine Arbeit, die anstrengender war als jeder Kampf, den er miterlebt hatte. Matteos Atem war unruhig, und der Raum schien sich um ihn zu drehen. Noch schlimmer war der Verlust der Klarheit. Mehr als einmal glitt er fort und kehrte nur durch eiserne Willenskraft zurück. Jedesmal fühlte er sich wie ein Mann, der aus einem Traum erwachte und einen Moment lang nicht wußte, wo er war und warum er hier war. *Nur noch ein Knoten*, sagte er sich. *Nur einer. Und jetzt noch ein Knoten, und so weiter, bis die Aufgabe vollbracht ist.*

Plötzlich gab das Schattennetz nach. Licht blitzte auf, als würde ein Stern explodieren, dann zerbrach das Artefakt.

Matteo sprang auf Tzigone zu, die ihrerseits darauf bedacht war, die Königin zu beschützen. Gleichzeitig gingen sie

zu Boden, und Matteo schirmte beide vor den Kristallsplittern ab, die umherflogen.

Zu seinem Erstaunen spürte Matteo bei keinem Treffer der umherfliegenden Scherben Schmerz. Vorsichtig hob er den Kopf.

Der Raum war noch von schwach rotem Licht erfüllt, durch das sich durchscheinende Gestalten bewegten, die an Andris erinnerten. Sie alle waren Elfen, bis auf eine Ausnahme: einen älteren Menschen, der starke Ähnlichkeit mit Farrah Noor hatte. Die geisterhafte Gestalt verbeugte sich tief und verschwand.

Die Elfen liefen umher und umarmten einander, voller Freude darüber, daß sie wieder frei waren. Tzigone beobachtete sie mit Tränen in den Augen.

Eine leichte, zaghafte Hand berührte sie am Arm. »Ria?« fragte eine vorsichtige Stimme.

Die Erinnerung kehrte zurück, nach der Tzigone so lange gesucht hatte – ihr Name, der Name, den ihre Mutter verwendet hatte, um sie zu rufen. »Ja«, brachte sie über die Lippen.

Keturahs Augen, die in dem weiß geschminkten Gesicht enorm groß wirkten, betrachteten eindringlich das Gesicht ihrer Tochter. »So hübsch«, sagte sie traurig, »aber nicht länger ein Kind.«

Zum ersten Mal in ihrem Leben war Tzigone sprachlos. Sie gab Keturah den Talisman, den sie fest umschloß. Ihr Gesicht nahm einen harten Zug an.

»Kiva ist nah, und mit ihr kommt etwas Gewaltiges, sehr Altes, Böses.« Keturah berührte sanft Tzigones Wange. »Un-

sere Aufgabe ist noch nicht erledigt. Beide müssen vernichtet werden.«

Im nächsten Moment machte sie sich zielstrebig auf den Weg durch die Gänge. Tzigone sah die Jordaini an. Andris hatte wieder sein altes Aussehen angenommen und wirkte so wie vor dem Kampf in Akhlaurs Sumpf.

Matteo nickte Tzigone zu. »Wir folgen dir«, sagte er.

Tzigone eilte der auf Rache sinnenden Keturah nach und machte sich bereit, Akhlaur gegenüberzutreten – und Kiva.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Zwei Armeen standen einander auf dem Duellfeld gegenüber. Es war, wie Kiva erwartet hatte – wie es immer gewesen war. Die zerstrittenen Faktionen Halruaas schlossen sich zusammen, um dem gemeinsamen Feind gegenüberzutreten. Magier und Krieger, Privatarmeen und die Reste der halruaanischen Miliz – sie alle standen Schulter an Schulter und waren fast so bleich wie die widerwärtigen Feinde, denen sie sich gegenüberstehen.

Akhlaurs untote Diener standen bereit. Skelettartige Gestalten schimmerten durch wäßriges Fleisch, das nach Sumpf stank. Alle warteten auf das Signal, um zu beginnen.

Plötzlich tauchte der König auf und stand vor der Armee Halruaas. Er riß die Hand hoch, feines Pulver flog der untoten Armee entgegen. Ein Wind erfaßte das Pulver und wirbelte es herum, bis ein Staubteufel begann, an Größe und Kraft zu gewinnen. Der fahle Tornado raste den Untoten entgegen und zerbarst in einen Regen umherfliegender Kristalle.

Der untote General schrie einen Befehl, zahlreiche Krieger gingen auf ein Knie und schützten sich mit großen Rattanschilden. Der Salzsturm traf dennoch eine große Zahl Untoter, die bei der Berührung wie gesalzene Larven zerflossen.

Ihre Skelette schüttelten das herabtropfende Fleisch ab

und machten einfach weiter. Ihre Knochenhände lösten kleine Lederbeutel, die um ihren Hals hingen, und holten kleine Phiolen hervor, die kränklich gelb leuchteten. Die Skelettkrieger stürmten mit übernatürlicher Geschwindigkeit los und wirbelten die Phiolen, während sie näherkamen.

Sofort begannen etliche Magier, Schutzzauber zu wirken.

Die vorderste Linie stürmte los. Einige Krieger, die durch schützende Magie abgeschirmt waren, brachen durch, während andere nicht so viel Glück hatten. Gräßliche Geschwüre bildeten sich an den Stellen, an denen die unheilvolle Flüssigkeit Haut traf. Doch alle – ob lebendig oder tot – kämpften voller Eifer. Die Schwerter wurden immer wieder erhoben, um auf die angreifenden Knochen einzuschlagen, bis sie aufgehäuft dalagen und zuckten.

Pfeile regneten von der Nordseite des Feldes auf die unto-ten Streitkräfte herab, einer Seite, die durch riesige, uralte Bäume geschützt war. Kiva, die am Waldrand entlangschlich, sah die Scharen von Bogenschützen, die sich in den Baumkronen verteilt hatten. Sie erkannte, daß sie alle azuthanisches Grau trugen und fauchte wie eine wütende Katze.

Wie sie befürchtet hatte, standen die Untoten, die von einem der Pfeile getroffen wurden, nicht wieder auf. Zweifellos saßen auf den Pfeilspitzen Gefäße mit Weihwasser.

Die Magier nutzten die Ablenkung und bombardierten die Armee mit einem Zauber nach dem anderen. Stinkender Rauch stieg auf, wenn ein Feuerball auf wäßriges Fleisch traf.

Kivas Mund verhärtete sich, als sie sich an einen alten Nekromantenzauber erinnerte, den sie an Akhlaur's Seite

gelernt hatte. Einen Moment lang zögerte sie, dann setzte sie zu einem mächtigen Entlaubungszauber an.

Sofort wurde der Wald von Trockenfäule erfaßt. Sämtliche Vegetation begann zu welken und starb, die Blätter fielen wie ein Schneesturm in den Bergen. Vögel fielen schlapp zu Boden, die menschlichen Bogenschützen stürzten aus den Bäumen wie Mehlsäcke. Innerhalb weniger Augenblicke war der Wald gut 15 Meter in jede Richtung so kahl wie eine Gruft.

Wieder war ein Stück des alten Elfenwalds durch halruaanische Magie vernichtet worden.

Kiva schüttelte den Schmerz ab, der ihr durch Blut, Knochen und Geist fuhr, als die großen Bäume starben und das Gewebe flimmerte und seufzte. Diese schreckliche Zerstörung war nur ein weiterer Schandfleck auf ihrer Seele.

Die beiden Armeen gingen aufeinander los und trafen in der Mitte des Feldes in einem gräßlichen Gemetzel aufeinander. Eine kleine Gruppe Halruaaner brach durch und stürmte mit selbstmörderischem Mut auf die Stelle zu, an der Akhlaur stand.

Kiva – Opfer, Schülerin und baldige Herrin des mächtigsten Nekromanten von ganz Halruaa – reagierte, ohne lange zu überlegen. Sie hob die Hände, ein rotes Licht trat zuckend aus ihren Fingerspitzen aus, das den Angriff wie eine Energiewand stoppte. Die Krieger wurden emporgehoben, von zuckendem Licht umgeben, während ihre Körper entsetzliche Schmerzen erfuhren. Der Nerventanz war einer der vielen grausamen Pfeile im Köcher eines Nekromanten. Er würde die Krieger nicht lange aufhalten und auch nur weni-

ge von ihnen töten, aber sie würden einige quälende Momente lang völlig hilflos sein. Nur wenige Magier konnten unter solchen Schmerzen einen Zauber aufrechterhalten. Dieser Augenblick bot eine Gelegenheit – es war an Akhlaur und seinem Leichnam, sie zu nutzen.

Kiva wandte sich ab und floh vom Schlachtfeld Richtung Palast. Als sie Beatrix vor so vielen Jahren an diesen Ort gebracht hatte, war sie klug genug gewesen, kleine Objekte zu plazieren, die ihr erlaubten, an den Schutzzeichen vorbei in den Palast zu gelangen.

Ob es Akhlaur gefiel oder nicht – der rote Stern würde an diesem Tag untergehen.

*

*

*

Matteo und Andris hasteten die Palaststufen hinab. Sie blieben abrupt stehen, als ein Trupp der Miliz in Formation aufmarschierte und in Wachstellung ging. Procopio trat vor und betrachtete die verblüfften Jordaini mit einem flüchtigen Lächeln.

»Wir werden den Palast verteidigen«, erklärte er. »Jemand muß bereitstehen, um den Thron zu übernehmen, sollte der König fallen.«

»Wenn alle Magier der Stadt an der Seite des Königs stehen, sind seine Überlebenschancen besser«, gab Matteo zurück. »Diese Männer werden zur Verteidigung gegen Akhlaur's Armee gebraucht.«

Procopio Septus' Miene verfinsterte sich. »Diese Entscheidung treffe ich. Du mußt erst noch lernen, daß es die

Magierherrschaft sind, die herrschen.«

»Macht, was Ihr wollt, aber laßt uns passieren«, sagte Matteo und zog sein Schwert. Andris tat es ihm nach. »Jede Klinge wird gebraucht.«

Procopio schüttelte den Kopf. »Ich soll euch diese Geschichte zu Zalathorm weitertragen lassen, wie ein treuer Jagdhund die Beute zu seinem Herrn bringt? Kaum.«

Die beiden Jordaini traten einen Schritt vor.

Procopio grinste. »Was wollen zwei Männer gegen zwanzig Krieger und einen Magier ausrichten?«

Einer aus der Miliz – ein großer, stämmiger Mann – bahnte sich seinen Weg durch den Trupp. Er verbeugte sich vor Procopio Septus und zog sein Schwert, als wolle er sich ihm als Kämpfer anbieten. Ehe Procopio reagieren konnte, ballte der Mann die freie Hand zur Faust und trieb sie in die Magengrube des Magiers. Die Aura eines Schutzzeichens flammte auf, doch der Mann schüttelte es lässig ab. Procopio klappte zusammen und ging zu Boden.

»Bei allem Respekt, Herr«, sagte Themo förmlich, »aber es sind *drei* Männer und *kein* Magier.«

Dann grinste der große Mann und schloß sich seinen beiden Freunden an, die auf ein Meer aus kampfbereiten Schwertern zustürmten.

Wie ein Mann warfen die Krieger ihre Waffen weg. Themo machte ein enttäuschtes Gesicht. »Das macht keinen Spaß!« rief er.

»Ihr seid jetzt der ranghöchste Offizier«, sagte einer der Männer zu Themo. »Es ist Verrat, wenn man gegen den Befehlshabenden kämpft. Es gibt eine größere Schlacht,

doch bei allen Göttern, wenn Ihr von uns erwartet, gegen Halruaaner zu kämpfen, werde ich Euch persönlich mein Schwert durch den Leib jagen.«

Themo grinste zufrieden. »Ich vermute, Akhlaurs Armee besteht zum größten Teil aus Halruaanern, aber die sind schon viel zu lange tot, um daran Anstoß zu nehmen.«

Auf sein Zeichen nahmen sie ihre Waffen auf und machten sich bereit, in den Kampf zu ziehen.

»Zu den königlichen Ställen«, rief Matteo.

Sie suchten sich jeder ein Pferd, saßen auf und ritten zum Nordtor, so schnell es ging. Das Duellfeld war nur einen kurzen Ritt entfernt, und die Pferde schienen zu spüren, daß ihre Reiter in Eile waren.

Matteo beugte sich weit über den Hals seines Pferdes, wick den Kämpfenden aus und ritt an Zalathorms Seite. Er sah, daß Akhlaur voranschritt und eine schwarzglühende Kugel hochhielt. Matteo stöhnte, als er einen Todeszauber erkannte, einen mächtigen nekromantischen Angriff, der ein Leben sofort und unwiderruflich auslöschte.

Der König streckte die Hand nach dem näherkommenden Nekromanten aus. Ein greller Blitz zuckte vor, hell und rein wie das Herz eines Paladins. Es war ein Licht, das Finsternis vertreiben und Böses vernichten sollte.

Die schwarze Kugel erlosch, und Akhlaur sackte zusammen. Zu Matteos Entsetzen verdunkelte sich das grüngeschuppte Gesicht des Nekromanten und nahm das gebräunte Aussehen eines eben erst getöteten Kriegers an. Das Gewand des Magiers verwandelte sich in eine blaugrüne Uniform, die blutgetränkt war.

»Ein Zombie-Doppelgänger«, sagte Matteo und begriff, daß der Nekromant sie hatte ablenken wollen. Er hatte einem eben gestorbenen Halruaaner sein Aussehen verliehen. Hektisch sah sich der Jordain nach Akhlaur um.

Inmitten des tobenden Kampfs regte sich ein Schatten, und auf einmal entstand eine schwarze Kugel, die auf den König zu schoß. Matteo schrie auf, doch er war zu weit entfernt, um Zalathorm noch rechtzeitig zu erreichen.

Ein Hengst galoppierte auf den König zu, dessen großer rothaariger Reiter die Füße hinter sich hochzog und dann sprang. Die schwarze Kugel erfaßte ihn mitten im Sprung und ließ ihn herumwirbeln.

Andris kam hoch, die Dolche in der Hand. Einen Moment lang hegte Matteo die Hoffnung, die für Jordaini typische Resistenz habe genügt, um den schrecklichen Zauber abzuwehren. Doch Andris ließ die Hände sinken, seine Dolche fielen auf das Feld.

Matteo sprang ab und bekam den Sterbenden im Fall zu fassen.

*

*

*

Kiva raste zum Palast. An einem der Bäume, die dem Hof Schatten spendeten, blieb sie stehen und kletterte hinauf. Hinter sich hörte sie ein leises Plumpsen. Am Rande ihres Sichtfeldes erfaßte sie Tzigone, die die Hände nach Kivas Haar ausstreckte.

Ehe die Elfe reagieren konnte, hatte Tzigone den jadefarbenen Zopf gepackt und riß mit aller Kraft. Kivas Kopf wur-

de nach hinten gezogen, und sie verlor den Halt an der rauhen Borke. Es gelang ihr, den Sturz zu ihrem Vorteil zu nutzen, indem sie sich vom Baum abstieß und mit Tzigone zusammenprallte.

Zusammen fielen sie ineinander verkrallt wie ein Paar Dschungelkatzen zu Boden. Zuerst bemerkten sie gar nicht, daß Keturah zu singen begonnen hatte.

Langsam begann Kiva die Elfenstimmen wahrzunehmen, die in den brüchigen Alt der Frau einstimmten. Sie löste sich von Tzigone und wich zurück, während sie in Gesichter starrte, die sie viel zu lange nicht mehr gesehen hatte.

Das Lied endete. Leise und aufmerksam blieben die Elfen an ihrem Platz, als sei ihre Lebensaufgabe aus irgendeinem Grund noch nicht ganz abgeschlossen.

Tzigone erhob sich. »Es ist vorbei, Kiva. Du hast gewonnen. Die Elfen sind frei.«

Nur am Rande war Kiva klar, daß sie den Kopf schüttelte, als wollte sie es nicht wahrhaben. Ja, das waren ihre Verwandten, ihre Freunde. Da war ihre Schwester, da der Freund aus Kindertagen, der ihr die Jagd beigebracht hatte, dort ihr erster Geliebter. Sie waren frei, ihre Lebensaufgabe war erfüllt. Der Beweis dafür stand stumm neben ihr und wartete darauf, daß sie die Wahrheit begriff.

Plötzlich erkannte Kiva die Wahrheit. Ihre Aufgabe war noch nicht erfüllt. All die Jahre, alles, was sie getan hatte – immer hatte sie geglaubt, sie tue all das nur, um ihresgleichen zu befreien. Doch das hatte sie nicht wirklich angetrieben. Die Rachsucht hatte sie verzehrt und sie weniger lebendig zurückgelassen, als es diese schattenhaften Geister waren.

Mit einem Verzweiflungsschrei riß Kiva die Arme hoch. Ein magischer Blitz hüllte sie ein, dann war sie fort.

Einen Herzschlag später verließ sie den Zauber, der sie an die Seite ihres einstigen Verbündeten bringen sollte. Sie stand an der Treppe zum Palast, wo in Gedanken versunken ein mürrisch dreinblickender Procopio saß.

Er zuckte wie eine erschreckte Katze zusammen, als sie die Fingernägel in seinen Arm bohrte. »Komm, Magier«, sagte sie mit einer Stimme, die selbst in ihren eigenen Ohren fremd klang. »Es ist Zeit, daß Halruaa stirbt!«

* * *

Kiva und Procopio Septus verließen den Zauber mitten in einem Schwarm Untoter. Procopio mußte würgen, als ihm der Gestank entgegenschlug, und hielt sich mit einer Hand die Nase zu.

Kiva zog seine Hand fort und deutete auf die Stelle, an der Akhlaur in schwarzes Licht getaucht stand.

»Sieh genau hin, Procopio«, sagte Kiva mit einer so schrillen Stimme, als sei sie wahnsinnig geworden. »Er ist dein Spiegel. Er ist du! Er ist *Halruaa*! Mögest du im Abgrund vermodern!«

Sie zog ein Messer aus Procopio Septus' Gürtel und rammete es ihm in die Brust. Einen Moment lang starrte er auf das Heft, als könne er nicht glauben, was er sah. Dann sackte er auf dem blutgetränkten Feld zusammen.

* * *

Tief in den Reihen seiner Krieger verborgen wirkte Akhlaur einen weiteren Zauber. Schreckliche Knochenfäule befahl eine anstürmende Masse von Kriegern. Die Untoten blieben davon unberührt, doch die Lebenden wurden von jedem Schlag doppelt so hart getroffen, als es sonst der Fall gewesen wäre. Schwerter fielen aus zerschmetterten Händen, Männer gingen zu Boden und wanden sich vor Schmerz, während die scharfen Spitzen ihrer zerschlagenen Knochen sich in ihr Fleisch bohrten.

In Grau gekleidete Priester arbeiteten unermüdlich, indem sie die Verletzten vom Schlachtfeld zerrten und für die Gefallenen beteten. Magier beschützten die Kleriker. Ein Kreis aus Magiern wirkte Schutzzauber für eine Gruppe Azuth-Priester, die ihrerseits gemeinsam Zauber intonierten, die die Untoten fernhalten sollten.

Wenn die Streitkräfte von Halruaas Sache geeint war, dann war es schwer, ihnen etwas entgegenzusetzen. Skelettkrieger fielen wie Korn, das mit der Sense abgeschnitten wurde.

Akhlaur wirbelte zu seinem Leichnam herum. Vishna war außerhalb der Reichweite der Kleriker. Auf ein Kopfnicken Akhlaurs hin beschwor der untote Magier eine Todeswache – Wachgeister, die aus einer fremden Ebene gerissen worden waren. Diese strahlenden Krieger glitten wie gefallene Engel auf die Priester zu und waren so schreckerregend wie ein Sturmangriff fliegender Paladine. Vishna begann mit einem Gesang, der eine noch viel schrecklichere Magie beschwören konnte.

Ein finsternes Netz bildete sich über dem Schlachtfeld. Als

der Spruch seine Wirkung zeigte, erhoben sich die soeben Getöteten, während lebende Soldaten, die weder von einer Klinge noch von einem Zauber berührt worden waren, bewußtlos zu Boden fielen.

Entsetzensschreie entwichen zerfetzten Kehlen, als die Lebenden erkannten, daß ihre Essenz in Leichen übergewechselt war. Ihre eigenen Körper lagen wehrlos am Boden und konnten sich nicht regen, obwohl sie lebten. Die untoten Krieger bewegten sich auf sie zu wie Wölfe, die ihre Beute umzingelt hatten.

Die halruaanischen Krieger, die von Vishnas Zauber verschont geblieben waren, verstanden nicht, was passiert war, und stürmten auf die Untoten zu, in denen in Wahrheit ihre Kameraden steckten, um sie niederzumetzeln. Die bewußtlosen Körper zuckten und starben, wenn die Lebenskraft, die in untotem Fleisch gefangen war, freigesetzt wurde, um einem unbestimmten Leben nach dem Tod entgegenzutreiben.

Die Augen des Leichnams schweiften über die Menge und machten Zalathorm aus, der gegen eine knochige Gestalt kämpfte, die halb Mensch, halb Krokodil war. Akhlaur beschrieb hastig die Gesten eines Spruchs und schleuderte ihn auf den König. Zalathorm wirbelte nach hinten, sein Gesicht wurde bleich, als ihm Kraft und Magie entzogen wurden. Für einen kurzen Augenblick begegneten sich die Blicke der beiden alten Freunde.

Vishna sandte mit einer Geste Heilenergie zu Zalathorm, gleichzeitig gab er dem untoten Krieger an Akhlaurs Seite einen geistigen Befehl.

Die Kreatur zog ein rostiges Messer und durchtrennte die

Bänder, die den schwarzen Würfel mit Vishnas Geist am Ärmel des Nekromanten hielt. Akhlaur war so in die Schlacht vertieft, daß er nichts merkte.

Vishna nahm die winzige Schachtel aus der Skeletthand und nickte dankbar. »Ich gewähre dir Ruhe und Respekt«, murmelte er. Das Skelett verbeugte sich, als wolle es ihm danken, dann zerfiel es zu Staub.

Er suchte das Schlachtfeld ab, bis er eine kleine, grünhaarige Frau entdeckte. Mit einer knappen Geste schuf sich der untote Kommandant einen Pfad durch die kämpfende Menge und begab sich an Kivas Seite.

Sie sah ihn mit überheblicher Haltung haßerfüllt an. »Akhlaur befehligt dich. Was willst du von mir?«

»Ich will nur beenden, was vor langer Zeit begonnen hat«, sagte er. »Ich bin gekommen, dich zu befreien.«

Dann jagte der untote Magier ihr einen Dolch tief ins Herz.

Einen Moment lang sah sie ihn an. Aus Haß wurde Bestürzung, dann eine seltsame Form der Erleichterung.

Vishna zog den Dolch zurück, und Kiva fiel zu Boden. Er beugte sich vor und schloß ihr die Augen, dann nahm er die tote Elfe in seine Arme und ging durch den abgestorbenen Wald, bis er die lebenden Bäume erreicht hatte. Er hoffte, daß sie dort inmitten der Wurzeln eines alten Baums den Frieden finden würde, den sie ihr Leben lang gesucht hatte.

Am Rande des Schlachtfelds sahen ihm die geisterhaften Gestalten halruaanischer Elfen zustimmend nach.

*

*

*

Der König schleuderte den toten Krokodilkrieger aus dem Weg und sah sich auf dem Schlachtfeld um. Das schwächer werdende Licht traf auf die schwach schimmernden Gestalten am Rand des Waldes. Als er die Bedeutung verstand, zeichnete sich auf seinem Gesicht ein Lächeln ab, das einem Sonnenaufgang glich. Eine gewaltige Last fiel von ihm ab.

Er schrie den Namen seines Gegners. Mächtige Magie ließ das Wort wie den Ruf eines Gottes über das gesamte Feld schallen.

Die Kämpfer hielten inne und ließen voneinander ab. Alle Augen richteten sich auf den Magierkönig. Zalathorm wies auf die Elfengeister. »Das Herz Halruaas«, sagte er nur.

Akhlaur fuhr herum zu den Geistern der Elfen, die er gequält und versklavt hatte. Seine schwarzen Augen weiteten sich vor Panik. Er beschrieb hastig die Gesten einen Zaubers, der Untote kontrollierte, doch die Elfen entzogen sich seinem Zugriff.

Der Nekromant rief nach Vishna und Kiva, aber es kam keine Reaktion.

»Es ist aus, Akhlaur«, sagte Zalathorm. In seiner Stimme war mehr Bedauern als Zorn. »Unsere Zeit ist um.«

Er nahm eine Silberkette ab, die er um den Hals trug. An ihr hing ein kleiner roter Edelstein. »Einer unserer ersten Versuche«, erklärte er und hielt den Stein hoch. »Aus einer Zeit, als unser einziger Gedanke der war, uns gegenseitig zum Wohle Halruaas am Leben zu erhalten und zu beschützen.«

Der König warf den Edelstein zu Boden, wo er zerplatzte. Im nächsten Augenblick wurde Zalathorm von der Last der Jahre erdrückt, bis nur noch ein paar Knochen und ein ver-

modernes Gewand übrig waren, auf denen das Diadem aus Elektrum und Edelsteinen lag.

Akhlaur stieß einen so entsetzlichen Schrei aus, daß sich alle Blicke auf ihn richteten und die Verwandlung miterlebten, die er durchmachte. Wie Zalathorm welkte er dahin, jedoch deutlich langsamer, und die ganze Zeit über bei Bewußtsein, so daß er unaufhörlich Protestrufe und Wutschreie ausstieß. Die Schreie verstummten, doch sein Mund, von dem nur noch Knochen übrig waren, bebte noch lange Zeit weiter. Dann war nur noch Staub von ihm übrig, der von einem Windhauch weggeweht wurde, ein Windhauch, der entstand, als alle untoten Kreaturen zu Boden sanken.

Entsetztes Schweigen lag über dem Schlachtfeld. Schließlich begann ein Magier, Zalathorms Namen zu skandieren. Die Überlebenden stimmten ein, hoben blutige Schwerter und längst verbrauchte Stäbe in die Luft, und lobten ihren König für seinen letzten Sieg.

Niemand hörte die leise, rauhe Stimme, die eine schwache Melodie sang – niemand außer der jungen Frau an ihrer Seite. Keturahs Hand ergriff die Tzigones, dann stimmte sie in den Gesang ihrer Mutter ein.

Es war keine Beschwörung, und der Gesang enthielt nichts Zwingendes – er war eine Bitte. Die schwachen Schatten der Elfengeister fielen in den Refrain ein, und ihr Lied hallte über das Schlachtfeld, bis es sich mit dem Zauberlied mischte, das von der Königin und ihrer Tochter, der Hexenmeisterin, ausging.

Schließlich ließen sie einander los und ließen die Gestalt des halruaanischen Königs erkennen. So sanft, als brächten

sie einem noch unbeholfenen Kind die ersten Schritte beiführten sie Zalathorms Geist zurück zu seinen sterblichen Überresten.

Die geisterhafte Gestalt verschmolz mit dem Leib des Königs, und langsam begann sich der Zerfall umzukehren. Der Gesang wurde lauter, da Zalathorms Volk einstimmte, um seinen König wieder voll ausgelassener Freude und ohne Vorbehalte in seinen Reihen zu begrüßen.

Keturah warf sich in Zalathorms Arme. Zusammen erhoben sie sich Hand in Hand, und Zalathorm reckte ihre Hände hoch über sie empor. Ihr Name wurde in den Gesang mit aufgenommen, da viele gesehen hatten, daß ihr Gesang den Geist des Königs in seinen Körper zurückgeführt hatte.

Schließlich hob Zalathorm die Hand, damit Ruhe einkehrte. »Dies ist eine Zeit für lange verschwiegene Wahrheiten. Ich weiß, Ihr alle seid müde, doch hört eine Geschichte, die Euch zu lange vorenthalten wurde.«

Er erzählte ihnen die Wahrheit über die Kabale und vom langen Weg einer Elfe, die ihr Leben einzig deren Zerstörung gewidmet hatte. Er erzählte von der mutigen Königin, die jahrelang zwischen dem Artefakt und der Elfe gefangen gewesen war, und von der Tochter, die nie ihre Suche aufgegeben hatte, um ihre Mutter zu finden und zu befreien.

Schließlich versprach er, Veränderungen einzuleiten und die Magier zu begnadigen, die sich gegen ihn verschworen hatten, sofern sie bei ihrem Magierwort schworen, ihm zu helfen, um aus Halruaa das zu machen, was sie alle sich erträumten.

Wie ein Mann ging das Volk Halruaas auf die Knie und

rief Zalathorms Namen, der zum dunkler werdenden Himmel schallte.

*

*

*

Ungewohnte Tränen stiegen Matteo in die Augen, als er die Szene beobachtete. »Endlich hat sie ihre Familie gefunden – und ihren Namen«, sagte er mit großer Befriedigung.

»Und du?«

Andris' Worte waren so ein Flüstern und hörten sich fast so blaß an, wie der Jordain einst ausgesehen hatte.

»Ich bin Jordain, und das werde ich auch immer sein«, sagte Matteo. »Wenn ich das Schattengewebe wahrnehmen kann, um so besser. Vielleicht wird Zalathorm in den kommenden Jahren davon Gebrauch machen können.«

Andris lächelte. »Ich war ein Jordain, dann ein elfenblütiger Krieger und schließlich einer von dreien. Das war das beste von allem.«

Er streckte die Hand aus. Matteo packte zum Kriegerabschied das Handgelenk seines Freundes und hielt es noch fest, als der Griff von Andris' Hand längst erschlafft war und seine Hand die leere Luft umfaßte.

Nach allem, was er an diesem Tag gesehen hatte, wunderte es ihn nicht, daß Andris einfach verblaßte. Er sah, wie eine vertraute Gestalt auf die wartenden Schatten zuing. Andris wurde von den Elfen, die er zu befreien geholfen hatte, mit Freude und ohne Vorbehalte empfangen. Gemeinsam sahen sie hinauf zum ersten Stern und stiegen in den Abendhimmel auf.

Matteos Blick wanderte von der königlichen Familie zu den Sternen. Wie Tzigone hatte auch Andris endlich seine Familie gefunden.

Der Jordain des Königs erhob sich und ging hinüber zur königlichen Familie, bereit zu dienen, zufrieden mit seiner eigenen Heimkehr.

Matteo eilte durch die Stadt, getrieben vom hellen Schein des Vollmonds und vom Kampfeslärm, der von der Taverne an den Docks zu ihm drang.

Er drängte sich durch das Lokal und betrachtete resigniert das vertraute Bild. Eine junger Kerl stand auf einem der Tisch und jonglierte mit mehreren Krügen. Ein Trio wütender Männer lief um den Tisch herum und versuchte, seine Füße zu packen. Der Gaukler wehrte sie jedoch mit plazierten Tritten und einem gelegentlich geworfenen Krug erfolgreich ab. Mehrere Gäste jubelten ihm zu oder warfen ihm gar Krüge zu, damit ihm nicht die Munition ausging.

Bedauerlicherweise waren nicht all diese Krüge leer. Hier und da beschwerten sich mit Bier begossene Kunden und erhoben die Faust gegen die, die dem Jongleur Gutes tun wollten. Einige kleinere Schlägereien sorgten für zusätzliche Unterhaltung am Rande. Wetten wurden abgeschlossen, Münzen wechselten den Besitzer.

Matteo durchquerte den Raum und ging zu drei Streithähnen. Er packte zwei von ihnen am Kragen und schlug sie so mit den Köpfen aneinander, daß sie bewußtlos niedersanken. Der dritte Mann, der sich ihm allein gegenüber sah, zog einem Umstehenden das Schwert aus dem Gürtel und richtete es auf Matteo.

Der Jordain atmete durch und stieß einen Seufzer aus. Er

hob eine Hand und lockte den Mann, der mit dem Gebrüll eines von Bienen gestochenen Bullen auf seinen vermeintlich unbewaffneten Gegner losstürmte.

Matteo packte den Arm des Mannes und drückte ihn nach unten, bis das Schwert zwischen zwei Bohlen stecken blieb, der Mann aber von seinem eigenen Schwung weiter vorangetrieben wurde.

Der Junge sah das, warf die drei Krüge, mit denen er jongliert hatte, auf den Mann und traf ihn dreimal an der Stirn. Der taumelte, sank in die Knie und fiel vornüber in eine Lache aus abgestandenem Bier.

Trunkenes Johlen erfüllte die Taverne. Der Gaukler grinste breit wie ein Straßenbalg und verbeugte sich tief.

Matteo griff dessen kurzes braunes Haar, zog den »Jungen« von seinem Podest, schnappte ihn geschickt und warf ihn sich über die Schulter.

Aus dem Jubel wurden Buhrufe und Proteste, doch inzwischen war den Zechern klargeworden, daß der Eindringling die weiße Kleidung eines Jordain trug. Die wenigsten von ihnen waren betrunken genug, um es mit dem Wächter des Magierherrs aufzunehmen.

Matteo hielt seine Beute fest im Griff, während er sich von den Docks entfernte. Nach einer Weile begann sie sich zu winden, was er mit einem kräftigen Schlag auf den Hosensboden quittierte.

»He!« protestierte Tzigone. »Behandelt man so eine Prinzessin?«

»Wenn du anfängst, dich wie eine Prinzessin zu verhalten, werde ich dich auch so behandeln.«

Sie murmelte etwas, das Matteo geflissentlich überhörte, bis sie ihn in den Teil seiner Anatomie biß, der ihr in diesem Augenblick am nächsten war.

Er schrie erschrocken auf und ließ Tzigone fallen, die sich abrollte und in Sicherheit brachte. »Jetzt sind wir quitt«, sagte sie.

»Nicht einmal annähernd, Tzigone. Ich soll dich beschützen, aber das machst du mir wirklich nicht leicht.«

Sie machte ein nachdenkliches Gesicht. »Was glaubst du, wie es mir geht? All die Protokolle und Regeln und Erwartungen machen mir zu schaffen wie ein schlecht angepaßter Sattel – und sprich mich gar nicht erst auf die Kleidung an, die ich tragen soll. Schuhe!«

Matteo sah hinunter auf ihre kleinen, bloßen Füße. Seine Mundwinkel zuckten. »Ich schätze, es freut dich nicht, daß ich dir den Spaß verdorben habe.«

»Da hast du recht! Du bist der Berater des Königs, und falls aus dem Vorstoß zur Erbmonarchie wirklich etwas werden sollte, dann hast du mich vielleicht sehr lange am Hals.«

Einen Moment lang sah sie ihn wütend an, dann wurde aus ihrem Ärger Entsetzen. Matteo ahmte spöttisch ihren Ausdruck nach. Dann mußten beide lachen.

Er nahm Tzigones Arm und hakte sie bei sich unter. »Da es meine Bestimmung ist, als Jordain zu dienen, will ich dir einen Rat geben: Wenn du schon Leute beleidigen muß, dann such dir jemanden aus, der kleiner ist als du und der nach Möglichkeit lieber allein trinkt.«

»Vergiß es. Ich muß dafür sorgen, daß du nicht aus der Übung kommst.« Sie sah zu Matteo auf. »Wie hast du mich

gefunden?«

»Dies ist Halruaa«, erinnerte er sie. »Es mangelt nicht an Magie.«

»Stimmt, aber ich kann nicht durch Magie aufgespürt werden.«

Matteo hob eine Braue und sah zu den Schatten, die der Mond warf.

Tzigone verzog den Mund. »Das Schattengewebe! Verdammst, das vergesse ich jedesmal.«

»Eine weise junge Frau hat mir vor nicht allzu langer Zeit einen guten Ratschlag gegeben. Willst du ihn hören?«

Sie seufzte. »Würde es etwas ändern, wenn ich ihn nicht hören will?«

Matteo lachte und fuhr Tzigone durch ihr braunes Haar, als sei sie wirklich der Junge, als den sie sich ausgab.

»Dinge ändern sich«, sagte er zu ihr. »Versuch, mit ihnen mitzuhalten.«

Niederlagen führen zu Zorn.
Haß führt zu Rache.

Wieder haben die Ratgeber Halruaas einen Angriff des Magiers Akhlaur zurückgeschlagen. Wieder wurde das Königreich vor seinen Feinden gerettet. Aber der Sieg wurde teuer bezahlt. Der alte König ist schwach, seine Kräfte schwinden. Sein oberster Ratgeber Matteo ist hin- und hergerissen zwischen seiner Pflicht und der Stimme seines Herzens. Tzigone, die Heldin der Schlacht in Akhlaurs Sumpf, wurde in eine finstere Welt geschleudert, aus der sie vielleicht nie wieder entkommen wird. Und am Rande der Zeit planen Akhlaur und seine Verbündete, die Bluthündin, ihre endgültige Rache.

©2002 Wizards of the Coast, Inc.



ISBN 3-935282-71-0



9 783935 282710

EUR 9,95
F&S 11303